

Am 17<sup>ten</sup> März 1866 fuhren wir von Bremerhafen mit der Shakespeare ab und landeten in New York am 4<sup>ten</sup> Mai 1866. Dies war die letzte Fahrt als Passagier-Schiff.

Zum Kohlen-Transport degradiert strandete sie auf ihrer ersten Fahrt im englischen Kanal. Ein trauriges Schicksal! C.J.T.

Vorwort.

Das Leben, Freund, misst nicht nach Tag und Nacht

Misch wie ein Buch, nach dem, was drin zu lesen:

Je mehr du hast erlebt, gefuehlt, gedacht;

Je länger ist dein Erdenpfad gewesen.

Victor Bluethgen.

Darum:

Wer einst dies Buch wird lesen,

Wird wissen wer und wie ich bin gewesen.

Nun Freund, zu diesem Zweck ward es geschrieben

In stillen Mussestunden, die mir blieben.

Drum sei es dir nicht unbekannt

Als „Spuren in der Zeilen Sand“.

Wollt' ich es hinterlassen Allen

Die an dem Inhalt finden Gefallen.

Erinnerungen wie sie mir geblieben,

Von Kinderspielen, die wir trieben,

Erlebtes und Gedachtes, aller Art,

Hab ich wahrheitsgetreu hier offenbart.

Den Lebenslauf, wie Gott ihn mir beschieden

Von Leid und Freud, von Krieg und Frieden.

In diesen Blättern findest du Bericht.

Langweilt es dich – so les es nicht.

C.J. Tebbens.

Erinnerungen und Betrachtungen aus dem Leben von Christoph J. Tebbens.

## Erster Theil

### Capitel I.

Es war zu Anfang der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, als sich mein Vater als Schönfärbermeister in seiner Geburtsstadt Leer in Ostfriesland, damals zum Königreich Hannover gehörend, selbstständig etablirte. Weithin sichtbar waren die vier vor dem Hause aufgestellten und mit den Landesfarben gestrichenen Pfähle und nicht minder prangte das über der Eingangsthüre angebrachte grosse Aushängeschild mit der Aufschrift: „C.J. Tebbens jun. – Schwarz-, Schön- und Seidenfärber“ – Zu damaliger Zeit war dies eins der besten Geschäfte in unserer Gegend. Denn es war nicht nur die Färberei, sondern die Tuchdruckerei, sowie der Manufactur-Waaren Handel, der damit verbunden war, die es so einträglich machte. Wer meinem Vater, dem damals noch jungen und thatkräftigen Manne, prophezeit hätte, dass er noch einmal nach Amerika auswandern würde, dem hätte er ins Gesicht gelacht, oder etwas weit schlimmeres angethan. Denn zu der Zeit galt es bei uns noch durchwegs als eine Schande wenn eine Familie, die gewohnt war in guten Verhältnissen zu leben, nach Amerika auswandern musste. – „Nach Amerika – unter den Wilden?, ohne Kirchen und Schulen? Davor bewahre uns Gott!“ hiesz es dann. Die guten Leute konnten sich eben keine Vorstellung von den Verhältnissen und der vielversprechenden Zukunft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika machen. Hätte mein Grossvater, der mit irdischen Gütern reichlich gesegnet war,

Seite 2

sich schon fünfundzwanzig oder dreissig Jahre früher nach Amerika eingeschifft, so würde er wohl, allem menschlichen Ermessen nach, sein kaufmännisches Geschick hier besser verwerthet haben können. – Sind doch sogar die meisten Bauern, und sogar die ungebildetste Torfbauern aus unserer Umgebung, die um diese Zeit auswanderten, hier reiche Leute, und Besitzer der schönsten und besten Farmen geworden.

Das Geschäft meines Vaters hob sich mittlerweile mehr und mehr, und hatte meine Mutter, die neben dem Haushalt auch dem Laden vorstand, ihre liebe Noth mit all der Arbeit, zumal auch ich, der ich mir inzwischen erlaubt hatte auf der Bildfläche zu erscheinen, recht anspruchsvoll auftrat.

Nämlich nicht lange nachdem ich angefangen hatte in Wirklichkeit „aufzutreten“, so im Anfang des dritten Lebensjahres, wurde ich von einem bösen Hautausschlag befallen, der gar nicht heilen wollte, und mich zu einem recht schwer zufrieden zu stellenden „Baby“ machte. – Unser alter Hausarzt Dr. H. Bode, verschrieb ein Mittel über das Andere. Doch Medicin, Pulver, Pillen, Salbe – nichts wollte helfen, es wurde nur noch schlimmer bis zuletzt mein ganzes Gesicht und Kopf mit einer dicken Kruste bedeckt waren. – Da kam eines Tages ein alter Bauer, der etwas bei uns färben lassen wollte. Er sah und bedauerte mich, und gab meiner Mutter den Rath, mich ein paarmal täglich mit heissem Teerwasser einzupinseln. Meine Mutter, die wohl nahezu am Verzweifeln gewesen sein musste, dachte: „Nun schaden kann es nicht, also probiren wir es einmal“.

Von dieser Zeit an nun beginnt, obschon, mir mancher dieses abzustreiten versucht hat, denn ich war noch keine drei Jahre alt, – mein eigentliches Selbstbewusstsein oder Erinnerungsvermögen. – Noch heute sehe ich es vor mir, das grosse Zimmer (wir nannten es Küche) mit dem grossen offenen Kamin, mit einem „Schornsteinkleid“ behangen, – den Feuerherd mit der einen Herdplatte. Nahe am Torffeuer stand dann immer der kleine schwarze Teertopf mit dem Pinsel darin. Morgens und Abends wurde ich dann von Mutter auf den, vor dem Feuer stehenden Tisch gesetzt und eingepinselt. Protestiren und schreien half nichts – ich musste die Procedur durchmachen. Damit ich keinen Schaden durch Kratzen anrichten konnte, band sie mir dicke wollene Fausthandschuhe um die Hände. – Und siehe, das Mittel bewies sich als ausgezeichnet, denn nach einigen Wochen war ich vollständig geheilt, ohne auch nur

Seite 3

die kleinste Narbe im Gesicht, wovor meine Mutter so bange war, aufzuweisen. Später hörte ich oft meinen Vater erzählen, wie der alte Dr. Bode sich gebrüstet hätte, als er mich geheilt sah. Von dem wirklichen Sachverhalt wusste er ja nichts. Als Vater ihn dann eines Tages darüber aufklärte, zuckte er ungläubig die Achseln und meinte es hätte auch ebenso leicht schiefgehen können. – So hatte wiederum einmal ein einfaches Hausmittel den Sieg über die Wissenschaft davongetragen, was uebrigens auch heutigen Tages noch oft vorkommt, trotz all den grossen Fortschritten der letzteren. Ich sah nun wieder wie ein anständiges Menschenkind aus und wurde für eine lange Stubenhaft dadurch entschädigt, dass man mich des Oefteren spazieren führte. Dies wurde meistens durch unser Mädchen, wohl ein „Mädchen für Alles“, denn sie konnte nach meiner damals vielsagenden Kinderaussicht so ziemlich Alles – nämlich alles was ich wollte. Sie hiess Meta, und wir waren die besten Freunde. Oft nahm sie mich mit zu ihrer Mutter. Die hatte einen silbernen Rahmlöffel auf dessen Stiel eine kleine Taube angebracht war, die ich immer sehr bewunderte, und die mir bei jedem Besuch zum Spielen ueberlassen wurde. Wie freute ich mich immer auf dieses Ausgehen. Wenn wir nicht ausgingen, so war ich oft bei Grossmutter. Meine Grosseltern wohnten zu der Zeit noch neben uns in dem selben Hause. Zu Grossmama oder wie ich sagte: „Oma“ ging ich auch immer gerne, denn dort gab es eine Menge Dinge die mich sehr interessirten. Vor allem junge Katzen und junge Hühner. Denn damals war Grossvater, obwohl eigentlich Kaufmann, Landgebräucher und hatte nebenbei eine Kalkbrennerei. Er hielt immer ein Paar Pferde und einige Kühe sowie Schweine, Hühner und Tauben. Oma holte oft die Kätzchen und setzte sie vor mir auf einen Stuhl, wo ich mich denn mit ihnen stundenlang amüsierte. Ich hatte schon als Kind eine grosse Vorliebe für Thiere, und das ist heute noch meine schwache Seite, wenn man es so nennen will. – War ich nun der Katzen müde, so gab mir Oma ihren silbernen Fingerhut, der bei mir auch in Ehren stand wegen seiner Verzierung rund herum

Seite 4

mit Hirschen und Hunden, oder sie lehrte mich Sprüche und Liederverse aus ihrem Gebetbuche, die ich noch kaum nachsprechen konnte. Doch die schönen Bilder im Gebetbuche zu besehen gefiel mir besser als Lieder erlernen. Doch das war nicht nach dem Sinne der guten Grossmutter. Sie stellte mich dann auf einen Stuhl und ich musste die Verschen ihr vorpredigen, und dabei gesticulieren als wenn ich schon ein Pastor wäre. Denn das ich später mal einer werden sollte, das stand fest bei meiner Grossmutter.

## Capitel II

Und so vergingen denn die ersten Kinderjahre. Ich habe all diese Kleinigkeiten nur aufgezeichnet, um darauf hinzuweisen in wie zartem Alter die kleine Kinderseele schon erwacht und zu denken vermag und wie merkwürdig es ist, dass man, so jung Erlebtes, sich in allen Einzelheiten ganz genau und zu allen Zeiten vor das geistige Auge zu zaubern im Stande ist, während man manches viel später Geschehenes ganz vergessen, oder sich dessen doch nur sehr unklar zu erinnern weiss. Wenn wir Erwachsene doch nur immer dieser Thatsache eingedenk und vorsichtiger im Thun und sprechen in Anwesenheit kleiner Kinder wären. Die Grundlage zu manchem kleinen Character würde dadurch verbessert werden. Jawohl, Eindrücke die man in früher Jugendzeit erhält, bleiben meistens fürs ganze Leben. – Meine Eltern, zum Beispiel, liessen uns Kinder nie einschlafen, ehe wir entweder dem Vater oder der Mutter ein kleines Abendgebet nachgesprochen hätten... und der Knabe ist ein alternder Mann geworden, kennt und gebraucht aber noch heute die kleinen Gebete und verehrt dabei den christlichen Sinn der längst dahingeshiedenen Eltern. Eltern, lehret euren Kindern beten, und sie werden euch achten ihr Lebenlang!

Der erste Geburtstag dessen ich mich erinnere war als ich vier Jahre alt wurde. Ich konnte ja schon viel weiter als bis vier zählen, und es waren vier schöne rothe Rosen, die an dem Tage in meinem Geburtstagskranz prangten. Mein kleiner Bruder Johann, der nun etwa zwei Jahre alt war, und mich sehr beneidete, wurde von mir von oben herab angesehen. Ich war allein der Held des Tages. Es war Mode bei uns, den Kindern am Geburtstage einen Rosenkranz, die Zahl der Rosen dem Alter entsprechend, aufs Haar zu legen. Aber wenn es über sechs oder sieben ging, so wurde es nicht weiter fortgesetzt. Dass war gut, denn wenn Kinder erst einmal zehn Jahre alt sind, so möchten sie gerne schon für etwas älter gelten, und wiederum,

Seite 5

wenn es erst über zwanzig geht, namentlich in Bezug auf den weiblichen Theil – nun ja – da möchte es der Rosen wohl zu viel werden. Hierin werden mir wohl alle jungen Damen beistimmen. Nun kam die Zeit, da ich zur Kinderschule gebracht wurde, und zwar zu Tante Bode's „Spielschule“. – Fräulein Bode, die wohl auch keine „Geburtstags Rosen“ mehr wünschen wollte, hatte ein erster classe „Kinderbewahr-Anstalt“ (heutzutage nennt man es „Kindergarten“ – auf der Wörde etablirt, worin alle zu Hause überflüssigen Kinder der „besseren“ Bürger tagsüber eingepfercht wurden. Da es eine gute Strecke von unserem Hause am Pferdemarkt entfernt war, so mussten mich „de Wichter“, nämlich meine etwas älteren Cousinen Renetta und Johanna, deren Eltern das Kaufmanns Geschäft in dem neben uns gelegenen Hause meines Grossvaters betrieben, wenn sie zur Schule gingen, hin, und wieder zurück bringen. Ob ich mich auch in der Spielschule durch hervorragende gute Eigenschaften oder das Gegentheil ausgezeichnet habe kann ich mich nicht erinnern, doch weiss ich noch sehr wohl, dass mir alles was Schule hiess zuwider war.

Als ich aber ein Jahr später die lutherische Gemeindeschule besuchen sollte, hatten nicht nur meine vorerwähnten Cousinen, sondern auch ihre Schwestern, Mecheline und Wilhelmine alle Hände voll zu thun, um es mir plausibel zu machen, dass der alte Cantor Oldenburger über dem Boden der Schule einen grossen Rosinenbaum hätte, von dem er mir alle Tage eine Handvoll Rosinen pflücken würde, wenn ich lieb wäre und schön zur Schule ginge. Eine Zeitlang glaubte ich ihnen, denn der Cantor gab mir so lange Rosinen, als die Mädchen ihm zu diesem Zwecke welche mitbrachten, und als es eines Tages keine mehr gab, war ich schon an die Schule gewöhnt, und ging willig mit, wie ein junges Füllen am Halfter.

Der alte Kantor Oldenburger war ein seelensguter Mann, obwohl seine Huelfslehrer oder Custos nicht immer so glimpflich mit den Schülern umgingen, sondern den Rohrstock oder das Lineal oft in Anwendung brachten. „Hand mol her!“ hiess es da, wenn so ein kleiner A.B.C. Schütze sich das geringste zu Schulden kommen liess. Wehe dem, der nicht freiwillig die Hand hin hielt, um die ihm zugedachte Strafe, nämlich so und so viele Schläge mit dem Lineal auf der inneren Handfläche, in Empfang zu nehmen. Wehe ihm, sage ich, denn er

Seite 6

wurde am Kragen herausgeholt, und dann folgte eine Procedur, die noch schmerzhafter war als die vorher beschriebene, nämlich der Her Lehrer (Foltermeister wäre ein bezeichnenderer Ausdruck) nahm den Kopf des Delinquenten zwischen seine Knie, strammte ihm die Hose über das Sitzfleisch und dann, hast du nicht gesehn, mit dem spanischen Rohr, so lange, bis ihm der Arm müde wurde. – Barbarisch, nicht wahr? Ja, Kinder, es war nicht wie hier in Amerika, wo in den oeffentlichen Schulen die körperliche Züchtigung fast ganz verpönt ist, und die Lehrer, die sich dennoch an ihre Schüler vergeifen, gerichtlich belangt werden können.

Ich erlaube mir kein Urtheil in dieser paedagogischen Sache, doch neige ich mich nicht der Ansicht der Americaner zu, denn es gibt wohl nicht viele Kinder, die ganz ohne Prügel erzogen werden können. Im Gegentheil, macht es manche verstockt und störrisch, wenn sie bei jedem geringfügigen Anlass geschlagen werden.

Wie froh war ich als ich der Gewalt dieser „Custusse“ endlich entging als ich in die obere Classe oder „Grote Schäule“ versetzt wurde. Hier waltete der alte Kantor Gerhard Oldenburger mit Liebe und Geduld seines Amtes. Seine Schüler liebten und verehrten auch ihn. Die Schule hatte für uns seine Schrecken verloren. – Wenn es Kantors Geburtstag war, gingen die grossen Mädchen schon zwei Wochen vorher mit Collectionslisten von Haus zu Haus, um für Kantor ein passendes Geburtstags Geschenk zu kaufen. Dieses wurde ihm dann am Morgen des betreffenden Tages von einer Delegation der Schüler mit einer kleinen Ansprache, und darauffolgenden allerseitigen Papierschnitzelwerfen ueberreicht, worauf es dann in der Schule Chocolate und Kuchen gab, und wir den Rest des Tages frei hatten.

### Capitel III

Wohl war dies eine glückliche und unvergessliche Zeit, doch dauerte sie für mich nicht sehr lange, da ich als ich etwas über zehn Jahre alt wurde, der Lutherischen Gemeindeschule Lebewohl sagen musste. Laut Beschluss meiner Eltern und auf Wunsch meines Grossvaters, sollte ich von nun an das sich zu Leer befindende „Progymnasium“ (in der Volkssprache Lateinische Schule) besuchen. – Hier gab es fünf Classen – Prima – Secunda – Tertia – Quarta und Quinta. – Alle Einwohner Leer's, die zu den besseren Ständen gezaehlt zu werden wuenschten schickten ihre Knaben auf die lateinische Schule, während die Mädchen die „Höhere Töchterschule“ besuchen mussten.

Seite 7

Als ich mich nun zur Aufnahme beim Rector der Anstalt Hrn Theo Ehrlenholtz meldete, überwies er mich dem Hrn. Collaborator Brinkmann, Klassenlehrer der Quinta, und am nächsten Morgen begann der Unterricht. – Es zeigte sich bald, dass ich in fast allen Fächern – Deutsch – Grammatik – Lesen – Schreiben und Rechnen, den anderen Schülern der Classe weit voraus war, und Coll. Brinkmann rief mich eines Tages beiseite. „Junge“ sagte er, „du kannst deinem Vater ein ganzes Jahr Schulgeld ersparen, und brauchst nicht ein ganzes Jahr in Quinta zu sitzen. Wenn du Lust zum Lernen hast, so komme des Abends nach meiner Wohnung. Ich will dir dann helfen, so viel Lateinisch und Französisch zu erlernen, dass du nach Quarta versetzt werden kannst.“ – Dieses mir entgegengebrachte Wohlwollen durfte ich nicht abweisen. Auch reizte die Belobung meinen Ehrgeiz, und so nahm ich das freundliche Anerbieten dankend an: Meine Eltern freuten sich sehr, als ich es ihnen erzählte.

In den naechsten Tagen pilgerte ich dann jeden Abend nach Heissfelde, eine viertelstunde Wegs zu Fuss, wo Herrn Brinkmann wohnte, hinaus und vertiefte mich in dem Studium von „mensa“ und „je parle“. – Collaborator Brinkmann war ein Lehrer im besten Sinne des Wortes. Er war strenge, aber gerecht und war immer bereit, wo ein Schüler im Zweifel war, ihm auf den rechten Weg zu helfen. – Nach ungefaehr zwei Wochen wurde ich für den Verlust meiner Spielzeit mit Versetzung nach Quarta entschädigt. Ich dankte Herrn Brinkmann, der für seine Bemühungen nichts annehmen wollte, aufrichtig und habe ihm diese Wohlthat nie vergessen. War ich doch jetzt allen meinen Altersgenossen um ein ganzes Jahr im Vorsprung, worauf ich und auch meine Eltern nicht wenig stolz waren. – Aber ich musste mich fleissig ans lernen halten. Es waren viele Schüler in Quarta, mit denen ich mich in verschiedenen Fächern kaum messen konnte. Hier war Oberlehrer F. Hake Klassenlehrer. Ein gutherziger Mann, konnte aber manchmal recht boese werden, und dann war nicht mit ihm zu spassen. Wir hatten bei ihm die Deutsche Sprache und Naturgeschichte. Letzteres Studium war mir immer das liebste von Allen. Im Winter wurde Zoologie vorgenommen, und im Sommer Botanik. Dann ging es an freien Nachmittagen, mit gruener Botanisierbuechse bewaffnet,



Seite 8

die aber vorher von Mutter mit Butterbrötchen, und einer Flasche Rother Beeten Saft mit Zucker, geladen war, hinaus in die umliegenden Waelder und Gehoelze, um noch, uns unbekante Blumen und Kräuter aufzuspüren. Wir gingen meistens zu zweien oder dreien, um diesen herrlichen Streifzügen obzuliegen, und war es fast immer Carl Hoffmann, Jos. Jongebloed, und ich die miteinander gingen. Ich komme später noch auf unser Kleeblatt zurück, möchte hier aber zuerst, da dies „botanisiren“ für uns ja auch eine Art „Spiel“ war, etwas mehr ueber die damaligen, bei uns gebräuchlichen Kinderspiele berichten.

#### Capitel IV

Ein weiser Mann sagt irgendwo „Es liegt oft hoher Sinn im kindlichen Spiele“ und der Poet sagt „Und was der Verstand der Verständigen nicht sieht – Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth“. Nicht nur das dieses richtig ist, sondern es liegt auch Methode und System in manchem Kinderspiel.

Wenn der kleine Junge zu stark, und das Mädchen zu gross wurden um zusammen Steckenpferd zu reiten oder wie wir es bei uns nannten „Kopmanske, Mutterske oder Bakkerske“ zu spielen, dann kamen die alljährlich periodisch auftretenden Spiele, die nur eine gewisse zeitlang überall gespielt, und dann durch das nächstfolgende ersetzt wurden. So gewiss als im Frühling die Staare und Schwalben erschienen, wurde mit Knickern oder Nüsse gespielt und ebenso gewiss als im Herbst der Roggen abgemäht wurde, liessen wir unsere Drachen steigen. Gern erinnere ich mich noch an die Zeit, wo mein Bruder Johann und ich mit unseren nebenan wohnenden Cousinen Johanna, Wilhelmine und Christine in Opa's Kalkschuppen oder hinter dem Waarenhause herumspielten. Unsere Phantasie muss damals schon gross gewesen sein, obwohl wir noch recht klein waren. Zum Beispiel, ein kleiner Scherben Porzellan war eine Tasse, Teller oder Schüssel, je nachdem es uns in den Kram passte. Sand war Zucker. (Eine Idee, die auch Erwachsene, namentlich hiesige Grocers zuweilen haben.) Ein kleiner oben gebogener Ast oder Zweig stellte einen Hund oder eine Katze dar, und diese hatten dann Junge aus gleichgeformten kleineren Aesten bestehend. So war eine grosse Hahnenfeder ein Hahn, eine grosse Hühnerfeder eine Henne und mehrere kleinere Federn ihre Kücklein.

Unsere Pferde und Kühe bestanden aus an einem Ende etwas umgebogenen Bohnenstangen (die Biegung sollte den Hals darstellen). Freilich, wenn man das alles jetzt so niederschreibt, muss man dabei lachen – und doch, wie manche, manche schöne Stunden haben wir uns mit diesen laecherlichen Dingen amüsiert.

Doch wir wurden grösser, und fingen nun an, unseren Verkehr ein wenig zu erweitern, und nahmen Theil an den allgemeinen Spielen der Schuljugend. Im Winter kannten wir nur eine Belustigung und das war die Eisbahn. Schlittschuhlaufen und Schneebalkenkrieg gab es fast jeden Tag. Ersteres, das „Schöveln“, war so eigentlich der National Sport in Ostfriesland. Wenn „Ems und Hammrich“ (Letzteres niedrig gelegene Wiesenstrecken, die im Winter um sie fruchtbarer zu machen durch Schleusen von der Ems (richtiger Leda) aus unter Wasser gesetzt wurden) fest gefroren waren, dann hiess es von Haus zu Haus: „Du, de Emse is fast, geiste mit up Schövels, vernamidag?“ Und ob! Alt und jung – Gross und Klein konnte bei uns Schlittschuh laufen. Und zu der Schuljugend sprach öfter, wenn das Wetter schön war, der Herr Lehrer: „Kinder, wenn ihr heute morgen recht artig und fleissig seid, so setzen wir diesen Nachmittag die Schule aus, da könnt ihr auf Schlittschuh gehen.“ Hurrah! Dann ging's los! Wer keine echten „Breinermoorer“, das heisst, die beste Sorte Schlittschuhe sein eigen nannte, war doch sicher im Besitz eines gewöhnlichen Paares. – Nun nach der „Emse“! Hier warteten schon die „Bahnfeger“, Leute, die für ein kleines Trinkgeld den Schlittschuhläufern die Schlittschuhe kunstgerecht zu befestigen, die Eisbahn sauber zu halten und den Anfaengern, oder Verunglueckten Beistand zu leisten sich erboten. – Ausserdem waren an Stellen, von wo aus viele Leute aufs Eis gingen Zelte errichtet – sogenannte „Sudeltelten“, wo Getränke aller Art, sowie auch Esswaren verabreicht wurden. Wenn es für uns Kinder nun schon ein Capital-Vergnuegen war uns dort auf dem Eise herum zu tummeln, welche Wonne für die Erwachsenen muss es gewesen sein, die sich doch mehr erlauben konnten und durften als wir Kleinen. – Wie sie dahin schwebten – die jungen Leute mit ihren „Schätzchen“, und die Maenner

Seite 10

mit ihren Frauen, sogar Grossvater nahm Grossmutter mit „up Schövels“. – Lange Reihen, Hand in Hand hintereinander eingehakt, stramm Schritt, oder vielmehr Schwung, Rythmushaltend, kamen und gingen sie die meilenlange, glatte Bahn auf und nieder, unter der Stadt her. Viele machten auch Abstecher nach weit entfernten Doerfern, die entweder von der Ems aus oder ueber die „Hamrriche“ zu erreichen waren. Wer auf die Hamrriche laufen wollte, musste schon gute Ortskenntnisse haben, da man manchmal inmitten des Weges kein Land sehen konnte, nur meilenweite Eisfläche, so glatt wie eine ungeheure Glasplatte.

Es ist schon vorgekommen, dass Einzelne oder auch ganze Partien eine ganze Nacht auf dem Eise umhergeirrt sind, oder auch an schwachen Stellen durchgebrochen und umgekommen sind. Auch auf dem Fluss war es nicht immer gefahrlos, namentlich nicht bei Nacht, sich auf unbekanntem Flächen zu begeben. Ausser dünne Eisstellen gab es viele sogenannte „Baken“ – Löcher von ungefähr vier Fuss Quadrat. Diese waren zum Zweck der Feuerlöschung eingeschlagen und mit einem leider meistens unzuverlässigen hoelzernen Gitter abgesperrt.

Ich erinnere mich noch eines Falles, wo wir, Bruder Johann und ich, unseren Eltern eine schlaflose Nacht, und Angst und Schrecken verursachten. Es war im Anfange der Schlittschuh-Saison. Unter der Stadt war schon festes Eis, aber weiter den Fluss hinunter, nach Leerort zu, war es, wegen der grösseren Breite der Leda, noch zweifelhaft und gefahrvoll, sich dorthin auf Schlittschuhen zu begeben: Nun hatten wir an dem Tage Vater und Mutter so lange bestürmt und gequält, bis sie uns erlaubt hatten, einige Stunden unten am Fluss, aufs Eis zu gehen. – Wir, als engagierte Läufer, konnten es ja nicht abwarten, bis wir vom Herrn Lehrer einmal einen Nachmittag frei kriegten, alles wäre auch gut gelaufen, wenn uns nicht der Boese den tollkuehnen Gedanken eingeflüestert hätte: „Lass uns mal nach ‚Opa in Kritzum‘ schöveln.“ – Gesagt, gethan!

Unser Grossvater mütterlicherseits hiess Zacharias Hinderksen, und war die Gutherzigkeit selbst: Ihn habe ich nie anders gekannt, als mit einer freundlichen, gütigen Miene, wie er denn auch sprach und handelte. Er war Gemeinde-Lehrer zu Kritzum, einem mittelgrossen Dorfe, etwa drei Stunden Wegs von Leer gelegen

Wir konnten beinahe ganz auf Schlittschuhen hingelangen, mussten aber unter Leerort durch, wo, wie gesagt, es noch zweifelhaft war, ob das Eis dick genug war, einen Menschen zu tragen. Wir aber kannten keine Gefahr, und wenn das Eis auch zuweilen knackte, wir „schövelten“ feste weiter und kamen denn auch, obwohl es inzwischen stockfinster geworden, wohlbehalten bei Opa an. Der wunderte sich nicht schlecht, als er uns, Schlittschuhe in der Hand, sah. Nach der herzlichen Begrüssung fing er, dem das sonst fremd war, an den Leichtsinn unserer Eltern zu tadeln, die doch gewusst haben mussten dass das Eis noch nicht ganz fest war, und uns noch besser einige Tage haetten warten lassen sollen. – Ich sah Bruder Johann an, und Bruder Johann sah mich an, und ich glaube uns wurde recht schwuel ums Herz. Es ging uns ein Licht auf, und wir sahen erst jetzt die Tragweite unseres unbedachten Handelns. Als ich nun gar vorbrachte, dass wir uns nur ein wenig ausruhen, und dann wieder zurück wollten, da ging auch dem guten Grossvater ein Licht auf, und zwar ein sehr helles. Er frug kurzweg „Christoph – wäten yon Ollen, dat ye hierher gahnsünd?“ Meine Antwort war ein ganz beklommenes „Nee Opa!“ Und jetzt kam der Zeitpunkt, wo ich den, sonst so ruhigen und stillen Mann, zum ersten und einzigsten Mal in hoechster Aufregung sah: „Was nun machen, die werden euch suchen, und die ganze Nachbarschaft alarmiren, denn sie müssen ja denken, ihr seid ertrunken, oder auf dem Hammrich verirrt.“ Er hatte nur zu sehr Recht, denn so war es thatsächlich geschehen, als wir zu spaeter Stunde noch nicht heimgekommen waren. – Nun, nach einigem hin und her reden, kamen Grossvater und Tante Ebelke, die jüngste, damals sechzehn Jahre alte Schwester meiner Mutter, die nach dem Tode Grossmutter den Haushalt fuehrte, zu dem Entschluss, uns dort zu behalten. Fruehmorgens wollte Grossvater dann mit uns nach Hause „schöveln“. In unserer, nunmehrigen Gemütsverfassung machten wir noch einige schwache Versuche, uns sofort wieder auf den Heimweg zu machen, allein, die Thraenen Tante Ebelke's und die Vorstellungen Opa's behielten den Sieg. Leider war damals noch das Telephon nicht erfunden, und so blieben die Eltern über unseren Verbleib im Ungewissen. Wir gingen zu Bett, doch im Vorgefuehl der zu erwartenden Pruegel konnten wir lange

nicht einschlafen. Ich betrachtete stundenlang das spärlich brennende Nachtlcht. Die heutige Generation kann sich von einem solchen, damals gebräuchlichen und sehr praktischen Nachtlcht kaum eine Vorstellung machen. Es war eine gewöhnliche Wasserplatte, zweidrittel mit Wasser und ein Drittel mit Leinoel gefüllt. Hierauf schwamm ein Stückchen Blech in Form eines Rings, an welchem drei spitze Zacken hervorragten. Auf jedem dieser Zacken war ein Stückchen Kork aufgesteckt. Nun wurde ein Brenner in die Oeffnung des Ringes gesetzt. Dieser Brenner bestand aus einem kleinen Wachsdocht, etwas einen Zoll lang und ein Achtel Zoll dick. In der Mitte war ein rundes Stück dünne Pappe aufgeschoben, damit es nicht durch die Oeffnung des Ringes fallen konnte. Dann angesteckt – brennt so ein Laempchen die ganze Nacht.

Da – es mochte so gegen drei Uhr morgens sein, und es schien uns als ob wir kaum eingeschlafen waren, kam Opa ins Zimmer mit einem „Jungs nu staht man up, nu ga wi los.“ – Schnell zogen wir uns an. Tante Ebelke, die wir, da sie noch so jung war, kurzweg „Ebelke“ nannten, hatte schon Kaffee gemacht, und einen guten Imbiss dazu. – In wenigen Minuten waren wir schon in Esklum, dem naechsten Dörfchen, von wo aus es auf Schlittschuhen nach Leer ging. Es hatte die Nacht durch noch stark gefroren so dass die Gefahr des Durchbrechens nur noch gering war gegen den Abend vorher. – Grossvater vorauf, hinter ihm eingehakt ich, und Bruder Johann hinter mir, segelten wir vorwaerts. Einige Jahre nach dieser Episode war ich ein ziemlich schneller Schlittschuhläufer, doch ich glaube so schnell als an diesem Fruehmorgen bin ich noch nie übers Eis geflogen. Opa, ueberhaupt als guter Laeuffer bekannt, hatte es eilig – und wir mussten mit!

So waren wir dann in kurzer Zeit unter Leer. Wir banden ab, und gingen nach Hause. Wenn wir nun auch über der herrlichen Fahrt unsere Furcht vor der wohlverdienten Bestrafung vergessen hatten, so war die Nähe der Eltern, hauptsächlich Vaters, wohl dazu angethan, dass uns das Herz zu pochen anfang, und wir nur langsam vorwaerts konnten. Als nun Opa gar, uns zur Beruhigung ganz gelassen sagte: „Ich bin nur mitgegangen, dass er euch nicht gleich todtschlaegt.“ na – nun ja – wir fingen an zu „blarren“ – zu deutsch heulen. Da waren wir vor unserem Hause angelangt. Mutter kam herausgesprungen, „blarrte“ auch wie wir, aber wohl mehr aus Freude.

Vater stand im Laden, er „blarrte“ nicht, weder vor Freude noch aus Furcht, und haette uns wohl am liebsten sofort übers Knie genommen. Doch kriegte er uns vorläufig nur beim Ohr, und gab uns mit der anderen Hand gleichzeitig jedem eine Backpfeife, wobei er etwas für uns nicht sehr schmeichelhaftes, ziemlich laut in seinen Bart murmelte. Die Anwesenheit Grossvaters, sowie die Bitten Mutters, hielten ihn davon ab, mit der Procedur fortzufahren. Jedoch noch an demselbigen Tag, nachdem Grossvater wieder weg war, kam die Sache zum Austrag, und meine Erinnerung daran ist: Erstens: Der gefaehrlichste Schlittschuhlauf. – Zweitens: Der schnellste Schlittschuhlauf und drittens: Die grosste, und wohlverdienteste Tracht Pruegel meines Lebens.

#### Capitel V

Das Schlittschuhlaufen – die Eisbahn – ist in Ostfriesland eine grosse Sache. Es ersetzt Bälle und viele andere Vergnügungen, wie sie in anderen Laendern veranstaltet werden, damit sich Jung und Alt kennen lernt, Gelegenheit findet, gegenseitigen Verkehr anzuknuepfen. Liebschaften, Verlobungen, Heirathen und Geschaeftsverbindungen haben schon oft ihren urspruenglichen Anfang auf dem Eis, beim „schöveln“ gefunden. Mir aber hat das „Schöveln“ manchen Genuss, und auch einmal grossen Schmerz bereitet, und somit genug davon.

Fuer uns Jungens war im Winter auch das Schneeballwerfen ein Hauptvergnügen. Hierin aber konnte die deutsche Jugend der Americanischen als Vorbild dienen, insofern wir nicht darauf aus waren Strassengaenger oder Fuhrwerke aus sicherer Entfernung, oder aus einem Hinterhalt zu bombardiren. – Solche Gemeinheit lag uns fern. Da rollten wir lieber den Schnee zu einem ungeheuren Schneemann zusammen – und wetteiferten dann miteinander, wer ihm aus gewisser Distanz den Kopf oder einen Arm abwerfen konnte. Oft auch ging ein Haufen Jungen gegen einen anderen, auch wohl eine Schule, eine Klasse oder die Bewohner einer Strasse gegeneinander ins Feld. Hierbei kam es zu mancher hitzigen, jedoch meist blutlosen Schlacht, was von den, zu anderer Zeit vorkommenden Schul- oder Strassen-Kaempfen leider nicht immer stichhaltig war. Denn dabei ging es manchmal so arg zu, dass die Buerger oder sogar die Polizei einschreiten mussten. Es gab Zeiten, wo Jungen aus einer

Strasse nur mit Lebensgefahr durch eine andere, von der Strasse an der sie wohnten bekämpften, sehen konnten. Wehe ihm, wenn er auf fremdem Revier betroffen wurde!

Auch das Schlittenfahren wurde bei gutem Schneewetter viel betrieben. Wer keine Pferde hatte, und sich keinen „Bell Schleh“ leisten konnte, fuhr eine Familie, Kinder oder Geschwister im Hundeschlitten, deren es sehr elegante gab, in den Strassen oder auch auf dem Eise spazieren.

Doch nun habe ich so viel ueber die Winterfreuden geschrieben, und dabei doch die Hauptsache unerwähnt gelassen. Was wäre der Winter ohne die lieben Festtage „Sünner Marten“ (St. Martini), „Sünner Klaas“ (St. Nicolaus), Weihnachten und Neujahr! Diese leuchtenden Sterne zur Winterszeit! Da war zuerst der zehnte November, der Geburtstag Dr. Martin Luthers oder „Sünner Marten“ wie wir sagten. Nun war wohl die Stadt Leer nicht durchgehend lutherisch, denn es bestand neben der lutherischen noch eine grosse Reformierte Gemeinde. Ferner gab es eine Katholische sowie eine Mennoniten Kirche und ausserdem noch eine Jüdische Synagoge. Aber das Martini-Fest wurde ziemlich allgemein, auch von nicht lutherischen Kindern gefeiert. Es war eben keine so grosse religiöse Fanatik vorhanden, wie sie in manchen anderen Gegenden besteht. Und welches unschuldige Kind wollte auch nicht mitmachen, wenn es hiess: „Jetzt gehen wir mit unseren Martinilüchten aus.“ Diese Lichter, oder Laternen waren verschiedener Construction. Die Kinder der aermere Leute nahmen dazu einen dicken Kohlstummel, d. h. den Stamm oder Stengel eines ausgewachsenen Grünkohls, der bei uns ungefaehr die Dicke einer Welschkornstaude erlangt. Diesen hoehlten sie oben ein wenig aus, um eine Kerze hinein zu setzen. Dann wurde weisses oder hellbraunes Papier, mit allerhand Grünzeug, Blumen oder Figuren beklebt, um die Kerze herum befestigt, und das Licht war fertig. Andere hoehlten einen Kürbis aus, schnitten Figuren in die Rinde, die dann mit buntem Papier verkleistert, durch eine innen aufgestetzte Kerze beleuchtet, ganz komisch aussahen. Das waren die selbstgemachten Martinilichter, bessere und modernere konnte man kaufen – bei Luchhändlern und anderen Geschäften – und zwar recht elegante und theure. Es gab da die chinesischen Laternen (Slingerlicht), aber die beliebtesten waren die durchsichtigen, viereckigen Transparente auf einem etwa zwei und ein halb Fuss langen Stiel. – An den Seiten waren Bilder aus Luthers Leben und darauf bezügliche Sprueche angebracht.

Nun, jedes Kind hatte sein Martinilicht, so gut er es eben aufbringen konnte. Bei einbrechender Dunkelheit ging es dann los.

In Scharen von vier bis acht Kindern wurde von Haus zu Haus gegangen und ein Lied gesungen. In den meisten Häusern gab es Pfennige oder Pfeffernuesse. Sehr selten wurde man abgewiesen, noch seltener kam es vor, dass man uns schimpfte, oder gar, aus Schabernack, ein brennbares Material, Wolle oder dergleichen, unbemerkt in das Licht warf, nur um die so andächtig singenden Gesichter der Kleinen, sich sofort in Schrecken und Zornes Gebaerden verwandeln zu sehen. Doch dies geschah nur hoechst selten, und wurde meist auch nur von halbwaechsigem, nichtsnutzigen Jungen veruebt. – Die meisten Leute erfreuten sich an dem Gesang, und wussten wohl den Sinn zu erfassen. – Ging doch auch Luther seiner Zeit als Bettelmoench singend von Thür zu Thür. Es wurden verschiedene Lieder gesungen, doch das schönste und allgemeinste will ich hier folgen lassen, da ich es nie vergessen habe, und auch wohl mein Leben lang behalten werde:

„Wir zunden unsere Lichter an – Dem Martinus zu Ehren.

„Dem Lichtfreund und dem Glaubensmann, Und Niemand soll uns wehren,

„Schönes helles, schönes helles Martinslicht. Helle sollst du funkeln

„Trotz dem argen Dunkeln (Schönes helles – wiederholt)

„Dem kuehnen Doctor Martinus, im Sachsenland geboren,“

„Den Gott nach seinem weisen Schluss, zur Fackel auserkoren.

– Schoenes helles, schoenes helles usw.

„Und ob die dunkle Maennerrott, uns gern das Licht moecht rauben

„Ein feste Burg ist unser Gott – Der schuetzt uns Licht und Glauben:

– Schoenes helles, schoenes helles usw.

Ja, ja: das Martins Licht – das Glaubenslicht. Wie manchen von uns ist es dennoch in spaeteren Tagen beim Anstürmen der Welt erloescht. Ein boeser Wind blies es aus, oder er kam damit in ein Haus, wo der Boese hinter der Thür stand, und ihm etwas ins Licht warf – den Zweifel – und es loderte eine Minute aus, und dann war es verbrannt, sein Glaubenslichtlein – und er stand an der dunklen Thuer. – Wohl hoerte er das Klagen seiner Genossen und Freunde, hoerte auch das hoenische Kichern des Boesen, aber er erinnerte sich nicht an dem, was er frueher gesungen: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ – Nein, er war und blieb leider im Dunkeln. –

Freunde, bei vielen, ja bei fast jedem von uns kommen solche Zeiten der Anfechtung. Wir sind dann mit unserem Licht in ein unrechtes



Haus gerathen, wo uns die Gefahr droht, dasselbe zu verlieren.

Wohl uns, wenn wir schnell kehrt machen, und die hineingeworfene Wolle – den Zweifel meine ich – anfassen, und aus der Laterne – aus unserem Herzen reissen, – und das noch vorhandene, kleine Fuenkchen Glaube wieder zur hellen Flamme anfachen, und den Refrain des Liedes „Helle sollst du funkeln“ mit voller Stimme ertönen lassen. – Das Lied bis zu Ende – bis an unser Ende singen zu können. Wem dies vergönnt ist, dem wird dereinst auch der ewige Gott die Belohnung nicht vorenthalten – ebenso wie ja die Kinder hier eine Belohnung empfangen, wenn sie vor guten Leuten gesungen hatten.

Unwillkürlich muss ich hier an viele meiner damaligen Schulkameraden und auch an Naeherstehenden denken. Wenn sie es doch nur alle so gemacht haetten – wenn auch nur bildlich – wie es einmal ein Mitschüler von mir – Adolph Ruh – (er wurde nachher Schiffer und brachte es zum Capitain auf einem grossen Passagier-Dampfer) machte. Das war so. – Wir kamen mit unseren Martinslichtern in das Haus eines Nachbarn, des Lohgärbers Hassler. Kaum hatten wir angestimmt, als ein etwa achtzehnjähriger Bruder des Herrn Hassler, ein bekannter Taugenichts, unserem Atje (wir nannten ihn nur den kleinen Atje) ein Stück Papier in das Licht warf. Ein Auflodern, ein Schrei von Atje und dann, da er den Uebeltaeter lachend hinter der Thuer stehen sah, mit einem „Dat hest du dan, du Schojer!“ auf ihn los, und mit der brennenden Laterne ins Gesicht gefahren, dass ihm die Haare auf dem Kopf Feuer fingen. – Wir anderen kriegten Angst und nahmen das Hasenpanier. Atje aber erhielt noch von Herrn Hassler einen Thaler fuer die prompte Bestrafung seines ungezogenen Bruders. – Wenn alle Anfechter guter Sitten und Gebräuche, so auf der Stelle ihre wohlverdiente Strafe erhielten, würde es nicht so viele derselben geben.

#### Capitel VI

Das naechste Fest im Winter war am sechsten December, nämlich „St. Nicolaus“ – ein wahres Kinderfest. Bei uns war es damals Gebrauch, die Hauptgeschenke für die Jugend an diesem Tage auszutheilen, und nicht wie manchen anderen Orts, erst zu Weihnachten, obwohl ich persoendlich, die letzte Sitte für schöner halte.

Also St. Nicolaus, oder auf ostfriesisch „Sünner Klaas“ – kam in der Nacht vom sechsten auf den siebenten December. Er ritt auf einem weissen Schimmel, hatte einen langen weissen Bart, und war mit Geschenken aller Art beladen. Gewoehnlich kam er durch den

Schornstein, aber immer zuerst ans Fenster und horchte, ob die Kinder auch lieb waren. Mutter sagte wir sollten schon frueh Abends ein Kohlblatt auf die Fensterbank legen für das Pferd des St. Nicolaus, damit er uns recht viel bringe. O Kinderglaube! Wie flink suchte sich ein jeder das allerbeste Kohlblatt im Garten aus, und legte es auf seinem Teller auf die Fensterbank. Denn jedes Kind musste einen Teller aufsetzen, und ein Zettelchen mit seinem Namen darauf hineinlegen, damit ja kein Irrthum vorfallen konnte. Noch vor dem Schlafengehen sahen wir einmal nach. – Richtig, die Kohlblätter waren verschwunden. St. Nicolaus war dagewesen; nun war alles gut. Vor Erwartung konnten wir dann lange nicht einschlafen. Ein jeder hatte sich etwas Besonderes gewünscht, und mochte gern noch ein wenig darüber sprechen. Morgens war dann auch die Freude gross. Buecher, Spielsachen und Zuckergebäck, alles war da, je nach dem Alter der Kinder. Auch bei „Opa“, wo wir auch „aufgesetzt“ hatten, war er, nämlich „Sünner Klaas“ gewesen. Am Abend vorher hatten wir noch alle unterm Schornstein stehen müssen, wir Jungen die Kappen, und die Mädchen die Schuerzen vorhaltend. Dann sagte Vater: „Nun macht die Augen zu, und singt.“ Wir sangen: „Sünner Klaas, dee gäude Bläut, Bring mi en bittje Zuckergäut, Nät tau voel, en nät tau min, Smit mi't man tau de Schöstein in.“ Dann fanden wir einen Zuckerkringel oder etwas aehnliches in der Kappe bzw. Schuerze, zum Zeichen, dass es wirklich einen St. Nicolaus gab, und dass er durch den Schornstein ins Haus kam. – Wie ging das wohl zu? – Wer zu gross und zu alt wurde, und nicht mehr an dies Wunder glaubte, aber dennoch „aufsetzte“, der erhielt als Geschenk eine Ruthe und ein Päckchen Salz, dann warer für alle Zeit abgelohnt. Es gab nun viele solche Ungläubigen unter uns, doch liessen wir uns nichts merken.

Und nun kam das heilige Weihnachtsfest, das schönste von Allen Festen. In Ostfriesland jedoch wurde der Weihnachtsbaum nicht so allgemein aufgeputzt, wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands, und wie z. B. hier bei den Deutschen in Amerika. Doch gab es auch wiederum Geschenke, aber meistens für die Erwachsenen, da wir Kinder schon zu St. Nicolaus, unseren Theil erhalten hatten. – Vater hatte einmal einen Gesellen aus Schlesien, für dessen Vater er zu seiner reisenden Handwerksburschen Zeit, auch als Geselle gearbeitet hatte.

Dieser junge Mann verstand es nun aus dem F.F. Fenstertransparente für die Weihnachtsfeier herzustellen, und hatte die Freundlichkeit ein solches für uns zu verfertigen. Das war in Leer etwas ganz Neues, und als wir es am heiligen Abend vors Fenster stellten, und die Kerzen dahinter anzündeten, hatten wir unsere helle Freude daran, und nicht nur wir allein sondern alle Leute die vorbei kamen, blieben stehen und bewunderten die schöne Darstellung der Geburt Christi, alles in durchsichtigen Bildern dargebracht. Im Zimmer standen wir darum herum, und sangen Weihnachtslieder. Am Weihnachtsmorgen war Frueh-Gottesdienst in allen Kirchen. Da machte sich dann alles auf, um mit in den Choral einstimmen zu können: „Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren.“ Wie feierlich, wie ergreifend das war! Und wie unser alter Kantor Oldenburger die Orgel brausen liess, und laut vorsang. Dann hielt der Pastor eine kurze Predigt. Auf dem Heimweg, im Morgengrauen, im frostigen Nebel oder Schneegestoeber, da begruesste man fortwaehend Nachbarn und Bekannte mit: „Wuensche ein Froehliches Weihnachtsfest.“

Weihnachten, so wie Ostern und Pfingsten wurde immer zwei Tage gefeiert. Es wurde die Zeit ueber besser wie alltaeglich gespeisst und Nachbarn, Freunde und Verwandte besuchten sich gegenseitig. Und nun folgte das Neujahrsfest. Das war für uns Kinder wieder eine lustige Zeit. Vor allem das Neujahr-Schiessen. – Wenige von uns besaessen ein Schiesseisen, oder gar eine kleine Kanone, oder auch wie hierzulande ein „Toy Pistol“. Doch wussten wir uns zu helfen, denn ein grosser Kork, etwas zwei Zoll im Durchmesser, und durchbohrt von einem acht- oder zehnzölligen grossen Nagel, der am spitzen Ende so abgestumpft war das ein gewöhnliches Zündhütchen darauf gesteckt werden konnte, ein halbes Dutzend starker Huehner- oder Gänsefedern von oben in den Rand des Korkes gesteckt, und unsere Waffe war fertig. Ein Zuendhuetchen aufgesteckt, und dann in die Luft geschleudert, gab es beim Aufstoss auf das Pflaster einen ebenso lauten Knall, wie den der Pistolen, die die Grossen gebrauchten. Fuer solch ein Instrument hatten wir schon Wochen vorher gesorgt. Wochen vorher auch hatten unsere Mütter oder deren Gehülffinnen allabendlich am Heerdfeuer gesessen und Neujahrskuchen gebacken. – Wochen vorher auch hatten wir in der Schule Extra-

Sitzungen gehabt, um an die Verwandten hübsche, bunte Neujahrswünsche zu schreiben, die vom Lehrer an der Wandtafel vorgeschrieben waren. Hierbei wurde die grösstmoeglichste Aufbietung unserer Kenntnisse in der Calli- und Orthographie beobachtet. Denn von den Alten würde der Neujahrswunsch mit dem der vorigen Jahre verglichen, und da wollte man doch zeigen, dass man Fortschritte gemacht hatte.

Die Neujahrfeier begann eigentlich für uns noch im alten Jahre, naemlich am Sylvester-Abend. Zuerst war Abendgottesdienst, und dem feierlichen Gelaute der Kirchenglocken folgte jeder der konnte. Wie mancher, der sonst wenig zur Kirche kam, sang an dem Abend recht andächtig mit, wenn das Lied: „Unsern Ausgang segne Gott“ angestimmt wurde. Dann wurde, zu Hause angelangt, das echt ostfriesische Gebäck, das ich auch nur in ostfriesischer Sprache zu benennen vermag, der „Speckendicken“ verzehrt. – Ha! Delicatessen? Nichts hat mir im Leben besser geschmeckt, als so ein „Homemade“ Speckendicken. Sie wurden im Neujahrseisen, welches auch für die gewoehnlichen Neujahrskuchen, und für die besseren „Knedewafels“ gebraucht wurde, und auf dessen Platten gewoehnlich das Monogramm des Hausherrn eingravirt war, gebacken. Der Teig bestand aus grobem Roggen- oder Buchweizen-Mehl, mit Syrup angemengt. Davon wurde ein grosser Loeffel voll auf das Eisen gelegt, mit ein Paar Stueckchen Speck und einigen Scheiben Mettwurst plattgedrueckt, und am Heerdfeuer gebacken, sie wurden heiss gegessen. Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Masshalten, das uns Kindern gegenüber beim Essen sonst immer angewendet wurde, abgesehen, und jeder prahlte damit, wie viele er essen koenne. Spaeter etwa erfolgende Magen- oder Leibschmerzen wurden nie auf diese Ursache zurückgeführt. Es war eben „Olle Jahrs Abend“. Sehr wenig Leute dachten am Sylvester-Abend ans Schlafengehen. Sie wollten aufbleiben, um gleich nachdem die Thurmuhren zweielf geschlagen, ihren Freunden das Neujahr „abzugewinnen“, indem sie ihnen mit dem Zuruf „Prosit Neujahr“ oder „Voel Glueck un Segen mit Neie Jahr!“ ueberraschten, sobald sie seiner ansichtig wurden. Nur kleinen Kindern und alten Leuten wurde es erlaubt unbehelligt ins neue Jahr hinein zu schlafen. – Auch ging die ganze Nacht hindurch das Schiessen los. Gerade wie in Amerika am vierten Juli. Zwischen Morgengrauen und Kirchzeit

kamen schon wieder die unvermeidlichen Kinderschaaren. Von Haus zu Haus gings mit dem „Glückselig Neujahr“ wuenschen. Freilich, mit dem begehrlischen Hintergedanken, so viele Neujahrskuchen wie nur möglich zusammen zu betteln. – Die Wahrheit wurde wohl am besten ausgedrückt durch den derben Spruch: „Voel Glück un Segen in’t Trumme – Wenn ji niks geven, dann gah ik veer umme“ – „Trumme“ war eine grosse Blechkiste, die in allen Häusern zum Aufbewahren allerlei Gebäcks, so auch der verschiedenen Sorten Neujahrskuchen, diente. Ich spreche von verschiedenen Sorten, denn diejenigen die so massenhaft verschenkt wurden, waren nicht immer von besten Teige gebacken. Dafür wusste schon jede Hausfrau zu sorgen. Am Nachmittage gab es Familien-Gesellschaften und dergleichen, wobei Thee und von den vorerwaehten „Knedewafels“, das beste in Neujahrsgebäck, servirt, und von den Ereignissen des nunmehr vergangenen Jahres und über manches Andere geplaudert wurde. Somit war auch diese Feier wieder vorüber und wurde der, in der vorherigen Nacht verlorene Schlaf durch frueher zu Bett gehen, und spaeter Aufstehen wieder eingeholt.

#### Capitel VII

Einige Tage spaeter waren unsere zweiwoechentliche Weihnachts-Ferien zu Ende, und es ging wieder zur Schule. Von nun an bis zu Ostern war wohl die Zeit, in der im ganzen Jahre am eifrigsten studirt wurde, da ein jeder gern die Oster-Examina bestehen, und eine Klasse hinauf bevördert werden wollte. Der Wissensdrang war so gross, dass wir nur wenig an spielen dachten. Doch Samstagabend gingen wir gewoehnlich nach Grossvaters Hause nebenan. Unser Onkel Wilke, Vater der schon erwaehten Cousinen von uns, war gestorben, und dann waren die Grosseltern in die Wohnung gezogen und hatten das Kaufmanns-Geschaeft des Verstorbenen, sowie auch die Erziehung der nun ganz verwaisten fünf Mädchen uebernommen. Mit den juengeren derselben spielten wir dann auf dem Gänse- und Affenspiel. Diese alten Kinderspiele, die auch Erwachsene oft interessirten sind hierzulande wenig bekannt, waren bei uns aber sehr beliebt. Sie bestanden aus etwa sechzig bis siebzig numerirten Bildern auf Pappgeklebt. Jedes Kind erhielt eine Anzahl Haselnüsse, oder auch Pfeffernüsse. Dann wurde nach Belieben eingesetzt, und mit zwei Wuerfeln von jedem Mitspieler dann der Reihe nach gewuerfelt. Wer am ersten herum war, gewann

den Einsatz. Nun gab es im Spiel aber verschiedene Hindernisse, indem gewisse Nummern den Spieler entweder festhielten, bis ein anderer Pechvogel dieselbe Nummer traf. An anderen Stellen war es noch gefahrlicher. Da musste man ganz von Vorn wieder anfangen. So war dieses Spiel denn im Ganzen recht aufregend, und wir Kinder konnten nie aufhören wenn es Bettzeit war. Die langen Winterabende waren für uns noch zu kurz.

Wenn dann aber Schnee und Eis anfangen aufzuthauen, sich hier und da ein zartes Schneeglöckchen hervorwagte, so Ende März oder Anfang April und allgemach der liebe Lenz wieder ins Land zog, dann kam die Zeit des „Nöten Spölen's“. – Das Nüssespielen war auch eine Lust, und bestand darin, dass jeder Spieler eine gewisse Anzahl Wall- oder Haselnüsse in einer Reihe, etwa einen Zoll auseinander, auf den Boden legte. Hatten alle „aufgesetzt“, so war es oft eine zwei bis drei Fuss lange Reihe. Die Spieler stellten sich dann, einer nach dem Anderen hinter diese Reihe um „auszuwerfen“ d.h. festzustellen wer zuerst oder in welcher Reihenfolge man auf die Nüsse werfen durfte. Jeder nahm seine Werfnuss, genannt „Kulpe“ – eine besonders grosse und feste Nuss, dabei ganz rund, und warf so weit er konnte oder wollte, den Pfad oder den Steg hinab. Je weiter er warf, desto eher durfte er werfen. Der am weitesten geworfen hatte, warf zuerst, oder hatte das Recht zu „bleiben“, d.h. nicht zu werfen. Nachdem dann alle Anderen von einer gewissen Entfernung aus ihr Glück versucht hatten, strich er ein was stehengeblieben war, denn nur die Anzahl Nüsse die Rechts von dem Punkte standen wo die „Kulpe“ die Reihe traf, gehörten dem Werfer. Hatten alle geworfen, und waren noch Nüsse stehengeblieben, so gingen sie mit in das nächste Werfen. Eine andere Art des Spiels war wenn die Spieler von der Stelle aus warfen, wo sie ihre „Kulpen“ hingeworfen hatten. Manche warfen dann so weit, dass sie nichts treffen konnten. Hierbei wurde aber viel Speculation betrieben. – Es gab da manchmal so einen Pfifficus, der, wenn er der letzte zum auswerfen war, und einsah, dass er doch nicht so weit werfen konnte, um im nächsten Spiel „bliwen“ zu können, seine „Kulpe“ nur einige Schritt von der Reihe weg rollen liess, um dann aus nächster Nähe „netto“, d.h. die erste Nuss links zu treffen, wo er dann alles einstrich. Dies passte nun dem zum

„Bliwen“ Berechtigten nicht in den Kram. – Mit welchem innerlichen Hass und Geringschätzung sagte er dann: „Ick bliw doch!“ oder, aber der Sache nicht trauend, warf er seine „Kulpe“ um einige Zoll weiter als der Andere, sodass er vor ihm werfen, und ihm so den Gewinn vor der Nase wegschnappen konnte. Zuweilen entstand durch solche Gepflogenheiten auch eine kleine Klopfferei, was immer zu bedauern war, denn dann wollte keiner mehr spielen.

Die Osterfeiertage waren der Höhepunkt des Nussspiels. Nachher wurde schon mehr mit „Knickers“ (Amerikanisch „Marbles“) gespielt. Ja, solch ein herrlicher Ostermorgen! Da kam wieder einmal so ein Stückchen Kinderglaube zum Vorschein. Denn schon Abends vorher hatten wir uns ein Stück Fensterglass über ein Licht schwarzgebrannt um durch dieses am fruehen Morgen die aufgehende Sonne zu betrachten, die da tanzte vor Freude ueber die Auferstehung des Heilandes. – Und sie tanzte wirklich vor unseren gläubigen Kinderaugen. Ein jeder von uns hatte darauf geschworen, es gesehen zu haben.

Nun ging es wieder, Mann, Weib und Kind, zum Früh-Gottesdienst. Feierlich leiteten die Glocken uns auf dem Wege. Ein jeder wuenschte dem Begegnenden ein „Froehliches Osterfest“, und in der festlichsten Stimmung gings in die Kirche, wo schon die Orgel brausste. Mit frohem Muthe und inbrünstiger Andacht wurde das Lied angestimmt: „Auferstanden, Auferstanden, Ist der uns mit Gott versoehnt.“ u.s.w.

Nach der Kirche ging es erst an die buntgefärbten Ostereier, die (natürlich!) der Hase gelegt hatte. Ueberall wurde „gebickt“. Das „bikken“ nannte man ein Spiel der Kinder, das indessen auch viele Erwachsene sehr amüsirte. Der eine hielt dem andern sein Ei hin, es jedoch vorsichtig mit der Hand umfassend, sodass nur die Spitze, bzw. das entgegen gesetzte Ende, genannt „Trutz“ sichtbar war. Der Mitspielende nahm nun sein Ei, und schlug mit der Spitze desselben auf die Eispitze des Andern. – O weh! sein Ei war zerbrochen, es hatte verloren, wenn sein „Trutz“ ihm nicht Stand hielt. Die Eier wurden herumgedreht – Trutz nach oben, und die Reihe des Schlagens war nun an dem Zweiten. Zerbrach er auch den „Trutz“ des Gegners, so musste ihm dieser sein Ei geben. Waren aber beide Eier nur an einem Ende zerschlagen, so waren sie „quitt“, falls sie nicht noch, wenn so verabredet, auch „sietjen“ wollten, d.h. die Seiten der Eier ebenfalls, durch Anschlagen der Eier gegen einander, auf ihre Stärke hin erproben wollten.

Noch ein beliebtes Eierspiel war das „Lönsken“, was aber meist

Seite 23

auf dem Lande betrieben wurde, da in der Stadt sich wenig Gelegenheit dazu bot. Zu diesem Zweck wurde eine, etwas abschüssige Bahn aus Sand hergerichtet. Der erste Spieler, gewissermassen der Bankhalter, legte sein Ei auf die Mitte der Bahn nieder. Die Anderen rollten nun ihre Eier hinunter. Traf einer das Ei des ersten, so gehörte es ihm, und der Verlierende musste ein zweites hinlegen. Dafür gehörten aber alle vorbeierollenden Eier ihm.

Am Ostermontag ging alle Welt hinaus zum „Plytenberg“. Dies ist ein alter historischer Huegel in der Nähe, westlich von der Stadt Leer. Verschiedene Sagen, sogar noch aus der Heidenzeit, sind ueber ihn im Umlauf. Er war etwa zweihundert Fuss hoch und fiel auf einer Seite ziemlich steil, auf der anderen flach ab. Die Kinder vergnügten sich mit Hinabkollern von Eiern und Nüssen, oder sie rollten sich selbst hinunter.

Unten rings herum waren, wie zur Marktzeit, viele Zelte aufgeschlagen, wo man Getränke, Honigkuchen und dergleichen kaufen konnte. Viele belustigten sich mit Kuchenschlagen (Käukeslan). Dies geschah folgender Weise: – Ein Honigkuchen wurde auf einen Block gelegt. Der Spielende musste ihn mit einem kleinen Handbeil in zwei Stücke schlagen, nachdem er vorher erst mit dem Stiel, dann mit der Schneide des Beils, welche er umgedreht zwischen dem Mittelfinger halten musste, auf den Block geschlagen. Zertheilte er beim dritten Schlage den Kuchen, so bekam er ihn zum halben Preiss, oder bezahlte einen, und erhielt zwei Kuchen. – Der hervorragendste Kuchenschlag-Besitzer war ein gewisser Bäcker Bahns. Er fehlte bei keiner Gelegenheit, und war ein geborener Marktschreier. Noch heute kann ich ihn mir vorstellen, mit einem fortwaehrend lauten Ruf: „Wel will, wel kann, weldürt! – Hier is de Mann, de’t Land verhüürt!“ – Er zog immer einen Haufen junger Leute heran, und dann blühte sein Weizen, obwohl seine Bäckerei sonst nicht im besten Rufe stand.

#### Capitel VIII

Nun, auch das liebe, froehliche Osterfest kam zu Ende, und es wurde Zeit wieder an die Schularbeiten zu denken. Denn nach den Osterferien wurden, mit Wiederbeginn des Unterrichts, die Versetzungen in hoehere Classen vorgenommen, und unser Ehrgeiz war immer rege. In dieser Beziehung kann ich von Glueck sagen. Denn nie habe ich, trotz vieler begangener Dumm-



heiten verfehlt meine Klasse zu absolviren. Jedoch, lieber Leser, zu meiner Schande muss es gesagt sein, es war nicht immer Ehrgeiz, sondern oft auch Furcht vor meinem Vater, und noch mehr vor meinem Grossvater, was mich zum Lernen antrieb.

Letzterer hat mich manchmal, wenn ich mit anderen Jungs im Garten spielte, ins Haus verwiesen, um meine Schularbeiten zu machen. Und doch war diese, die Fruehlingszeit, die schöne Periode des Kreisel- und Knicker-Spiels (hierzulande Top- u. Marbles genannt.) Wenn die Maedchen Tau sprangen oder mit Knoecheln (Kotjes) oder Ringel-Rangel-Rose spielten, waren wir eifrig am Kreiselspiel oder am Reifschlagen. Die etwas aelteren Knaben aber spielten „up Knickers“.

Dies war keineswegs immer ein harmloses Kinderspiel. Denn es war dabei Geld zu gewinnen u. auch zu verlieren. Man konnte dabei zu einem rabiaten, passionirten Gluecksspieler beziehungsweise auch zum Betruenger werden. Nämlich so: Zwei Knaben begegnen sich. Jeder hat die Taschen voll Knickers. „Will we spoelen? – Ja woll! – Abgemacht!“ Nun geht’s los. Es wird mit dem Stiefelabsatz, oder mit dem Holzschuh ein kleines rundes Loch, oben etwa sechs Zoll im Durchmesser in die Erde gebohrt – ein Potje, und „Potje in“ heisst das Spiel. Der eine Junge nimmt zehn, fünfzehn oder noch mehr Knicker in die Hand, je nach Verabredung. Der andere gibt ihm ebensoviele dazu. Nun wirft er sie mit zusammen gehaltenen Händen in das vorerwähnte Loch oder Potje. Kommen alle hinein, oder sind die daneben gefallen eine ebene Zahl – 2 – 4 – 6 oder so weiter, so hat der Werfer verloren. Umgekehrt aber, wenn eine ungleiche Zahl – 1 – 3 – 5 oder so, nebenbei ging, dann nimmt der Zuschauer die ganzen Knickers. So geht es weiter bis einer von Beiden alles verloren hat.

Nun sucht er sein Kleingeld hervor und sagt: „Mit wo voele smitts’t du up en Penning?“ – „Twentig!“ – „Gäud, smiet in!“ Er wirft einen Pfennig, oder ein Fünf-Pfennigstueck, oder gar einen Groschen in das Loch. Der erste wirft, gewinnt, und behaelt Knickers und den Pfennig. „Noch en mal!“ sagt der Zweite. – Wieder dasselbe! – „Noch en mal!“ – „Immerfort, und wenn der ganze Groschen drauf geht.“ sagt er, damit er wieder Knicker zum Spiel hat. – Dreht sich dann das Glueck, bevor er ganz bankerott ist, so kann er vielleicht seinen Groschen, und noch mehr dazu wieder gewinnen. – Aber, aber! – Es gab leider Jungens, die so gut zu

werfen, oder besser gesagt, die Knickers beim Werfen so gut zu halten wussten, dass sie nur verloren, wenn sie wollten oder mussten. Wie oft bin ich selber, jubelnd, mit beladenen Taschen, Knickers und Geld, heimgesprungen. – Freilich, es kamen auch Unglueckstage. Dann hatte ich meistens meinen Meister gefunden, deren es viele gab. Denn so schlimm, dass wir die Schule schwaenzten, nur um Knickers zu spielen, wie es leider viele unserer Bekannten machten, durften und sind wir nie geworden. Doch so leid es uns that, wenn die schöne Knickerzeit zu Ende war, so froh waren die Eltern darüber. Wohl kein anderes Spiel hält die Kinder so in Aufregung wie dieses. Auch gingen dabei die Hosen und Schuhe gewöhnlich sehr bald in Stücken. Eigentlich, so oft und gern ich auch mitgemacht habe, müsste ein derartiges Spiel von Rechtswegen polizeilich verboten werden, da es nicht dazu beitraegt, den Character des jungen Knaben zu veredeln. Im Gegentheile ist die Gefahr gross, dass Habgier, den zu befriedigen er sich nicht scheut, unehrliche Kniffe und Methoden anzuwenden, in ihm aufkeimen. Das Knickerspiel ist fast ein Seitenstueck für das hiezulande gebräuchlichen „Crapshooting“. Wohl auch verboten, aber heimlich viel betrieben. Leider zum grossen Verderb der Jugend.

Nun wurde es almaehlig wieder Sommer, und mit ihm kam das Soldaten- und das Raeuberspiel an die Tagesordnung. Mit aus Pappe verfertigtem Helm oder Chako, und hoelzernem Säbel und Gewehr ausgestattet, trommelte sich eine Compagnie nach der anderen zusammen. Einer wurde zum Lieutenant gewaehlt, und dann wurde gedrillt so gut es eben ging. Mit dem Schlachtgesang: „Der König von Hannover, Und der hat gesagt, dass alle jungen Burschen, die müssen werden Soldat u.s.w.“ Dabei wurde marschirt Strasse auf und ab.

Ja, armer blinder Koenig Georg V., damals dachte noch keiner an das herbe Geschick, das dich spaeter treffen sollte, und Kinder sowohl wie die Eltern waren bei uns dem Welfenhouse treu zugethan. Zu diesem kindlichen Patriotismus, der beim Soldatenspiel zum Ausdruck kam, findet man hier in Amerika kein Gegenstück, es sei denn das Gebahren am 4ten Juli (Independence Day) wo sich beim unvernünftigen Feuerwerken mancher unglueckliche Junge, aus lauter Vaterlandsliebe den Körper verstümmelte. In neuerlicher Zeit ist hier jedoch etwas aehnliches organisiert worden.

Seite 26

Ich meine die „American Boy Scouts“. Die Idee freilich stammt aus England, und meine lieben Enkelkinder sind heute ebenso versessen darauf wie ich seiner Zeit auf Soldatenspiel.

Ausgelassener und wilder als Soldaten- war das Räuberspiel. Wir spielten es nur Abends. Gewöhnlich hinter unserem Garten, in den „Suerdiek'schen“ Anlagen und umliegenden Ackerfeldern. Eine Partei war Gendarmerie, die Andere war Räuber. Nun galt es, letztere abzufangen und dingfest zu machen, wobei es manchmal etwas roh zuring. Wie heiss und verschwitzt, fast noch ausser Athem, kamen wir dann manchmal nach Hause und erhielten wegen zerrissener und verschmutzter Kleider, von Mutter eine gehörige Strafpredigt, wenn wir ueberhaupt das Glück hatten, Vater nicht in die Hände zu laufen, denn dann kam etwas noch schlimmeres.

#### Capitel IX

Unsere schulfreien Nachmittage, Mittwoch's und Sonnabend's benutzten wir, Carl Hoffmann, Jos Jongebloed und ich, die Busenfreunde wie sie uns nannten, dazu in den umliegenden Wäldern und Feldern zu botanisiren, oder auch auf unsere Art Entdeckungsreisen zu machen. Wenn wir nämlich bei unseren Streifereien auf einen Tümpel Wasser stiessen, der einem aus der Geographiestunde uns bekannten See aehnlich sah, wurde er sofort nach ihm benannt. Dasselbe geschah mit den Inseln, Halbinseln, Flüssen und Gebirgen, so dass wir zuletzt aus allen fünf Weltteilen etwas aufzuweisen hatten.

Wenn wir dann zuweilen miteinander von Florida, Yucatan, dem Bodensee, dem Amazonenstrom u.s.w. sprachen, als ob wir vor einigen Stunden dagewesen wären, und auf neugierige Fragen die Auskunft ertheilten: „Der Bodensee liegt im Loga'er Felde, oder der Mississippi laeuft den Norder Deich entlang. Das Riesengebirge faengt bei Visser's Muehle an – und so fort – dann wurden wir ausgelacht. Doch unsere Phantasie kehrte sich nicht daran, und wenn einer von uns dem Anderen erzaehlte er hätte ein Rebhuhn oder ein Lerchennest auf der Halbinsel Florida gefunden, oder die Brombeeren auf Yucatan wären jetzt bald reif, so wussten wir ganz genau wo wir sie zu suchen hätten. Die Anderen verstanden von alledem nichts, und sagten lachend: „Dumm Tüg!“ Sie waren eben nicht in unsere Geheimnisse eingeweiht.

Wie manche schoene Stunde haben wir so in unseren

neuentdeckten Gefilden zugebracht. Wie manche kleine Frösche, Stichlinge oder Blutegeln dort im Amazonenstrom oder im Michigan-See gefangen, die wir dann zu Hause in einer Flasche mit Wasser aufbewahrten, wo sie dann nach kurzer Zeit elendiglich zu Grunde gingen, oder schliesslich das Unglueck hatten, von Jemandem ausgeschüttet zu werden, was in meinem Fall meistens die Faerbergesellen besorgten, um sich dann an meinem Aerger zu weiden. – Ihr schnoeden Kerle, wenn ihr wüsstet wie gut ihr manchmal euren Zweck erreicht hattet.

Grosse Ereignisse für uns waren immer die Hauptmärkte, deren es drei im Jahre gab. Von diesen war der Galli-Markt im Herbst der wichtigste. Wir hatten zu Leer zwei Marktplaetze: Der alte Markt, wo gewoehnlich Viehmarkt abgehalten wurde, lag im westlichen Theil der Stadt, und der Pferdemarkt, welcher nur bei den Generalmärkten gebraucht wurde, und dem wir gerade gegenueber wohnten. – Schon Wochen lang vor dem Gallimarkt sparten wir Kinder unser Taschengeld, damit wir zum Markt recht viel Spielsachen kaufen, und die Schaubuden besuchen könnten.

Da gab es dann viel anzustauen. Panorama, Akrobaten, Menagerie, Circus und Affentheater, und ausserdem noch alle Jahre etwas „Nie Dagewesenes!“ – Der Gallimarkt dauerte drei Tage, und wenn wir zu Anfang auch dachten, dass unsere Börse ausreichen würde, ging das Geld doch immer zu schnell aus. Namentlich wenn man nach dem „Ufer“, das war unten in die Stadt, wo die Zelte sich befanden, ging. Da mussten wir, am dritten Tage gewöhnlich noch Mutters Güte in Anspruch nehmen.

Da wir, wie gesagt, dem Pferdemarkt gegenüber wohnten, war es an den Markttagen sehr lebhaft um und in unserem Hause. Schon ganz frühmorgens kamen allerlei Leute von den Dörfern, nah und fern. Viele davon waren Kunden Vater's und Grossvater's nebenan. Diese nahmen ohne Weiteres Herberge bei uns. Der ganze „Drift“, ein leerer Platz zwischen den beiden Häusern war voller Fuhrwerke der Bauern. – Der Bürgersteig vor den Häusern war von Anderen, zumeist Flachs- und Wolle-Händlern in Beschlag genommen. – Ich kann mir noch recht gut unsern Laden und unsere Küche an einem solchen Markttag vorstellen. Man konnte sich kaum durchdrängen im Laden. Und erst die Küche, oder vielmehr das ganze Wohnzimmer. – Sonst immer war der Boden mit

Seite 28

weissem Sand schön bestreut, der mit künstlichen zierlichen Rändern umgeben war. Diese Ränder so kunstvoll wie möglich aus der Hand zu streuen, war ein grosser Stolz der jeweiligen Dienstmädchen, und wenn Jungens sie aergern wollten, durften wir nur, gleich nach Fertigstellung der Sandverzierungen darauf herumtreten. Dann kriegten wir was zu hören! – Doch an Markttagen war an so etwas nicht zu denken. In aller Frühe schon kamen die Bauernfrauen mit ihren Körben und Kindern und nahmen vom ganzen Hause Besitz.

Nebenan, beim Grossvater, dessen Kaufmann's-Geschäft mit einem Ausschank verbunden war, ging es noch lebhafter her. Dort waren die Maenner und tranken ihren „Genever“, (oder auch „Nordhäuser“) mit Zucker, den sie mit einem abgebrochenen Ende einer Thon-Tabackspfeife anrührten. Dabei schlossen sie unter lautem Raisonieren ihre Pferdehändler ab.

Die oben erwähnten Pfeifenröhren (Piepstengels) wurden so haufenweise gebraucht, dass wir Kinder sie nachher auf dem Felde oder im Garten aufsuchten, und Zäune zum Pferdespiel daraus machten, indem wir Stücke von etwa 2 Zoll Länge auf eine Schnur reihten, und zwischen jedem Stummel einen rothen rundgeschnittenen Lappen einschoben, was sich sehr schön ansah. An den Markttagen aber hatten wir für dies keine Zeit. Wir interessirten uns dann mehr für wirkliche, lebendige Pferde, die ja bei Hunderten vor unserem Hause am Pferdemarkt angebunden standen.

Da sich niemand um uns kümmerte, scheinbar Alle zu beschäftigt waren, machten wir uns an ein, manchmal recht gefahrvolles, Unternehmen. Nämlich wir zogen den Pferden Haare aus den Schwänzen, um daraus Uhrketten zu flechten. Diese, die damals jeder Junge zu machen verstand, sahen schön aus, und waren auch dauerhaft. Daher sehr gesucht. Wir bekamen leicht 8 bis 12 Groschen für das Stück.

Leider erging es manchem Pechvogel von Knaben schlecht bei Erlangung der Schweifhaare. Er lief Gefahr entweder vom Pferde oder von dem Eigentümer desselben geschlagen zu werden. Letzteres war vorzuziehen, da es nur mit der Peitsche geschah. Immerhin hatten wir nach dem Markte genug Haare, um damit einen richtigen Fachhandel zu treiben, und den ganzen Sommer überuns mit Uhrketten flechten die Zeit vertreiben zu können, was wenigstens viel anständiger und ehrbarer war, als auf den Feldern herumzuschweiften, und nicht nur Räuber zu spielen,

sondern wirklich zu sein. Denn, da ich nun, lieber Leser, mit vorgenommen habe, alle meine Erinnerungen in diesen Blättern wahrheitsgetreu aufzuzeichnen, darf ich auch die beschämende Thatsache nicht verhehlen, dass wir – ach wie oft! – abends auf die Felder, und in benachbarten Gärten gingen, und uns Obst, Früchte und dergleichen stibitzten. Da gab es Mohrrüben, Radieschen, grüne Erbsen, grosse Bohnen auf den Feldern. In den Gärten mausten wir Birnen, Aepfel, Pflaumen, Kirschen und allerlei Beeren, sobald sie reif waren. – Wir hatten zwar alles das in unserem eigenen Garten, doch das auf unrechte Weise erworbene Gut, schien einem am besten zu schmecken. Da waren z.B. Nachbar Wiemann's Paradies-Aepfel. Wie mundeten die uns!

Wenn aber nach sturmischen Nächten im Herbst in unserem und Grossvater's Garten, alles abgefallene Obst, von uns und unseren Cousinen, mit denen wir bei diesen Gelegenheiten oft in Streit geriethen, aufgesucht worden war, lagen die schönen, rothen Paradiesaepfel in „Wiemann's Zone“ noch unberührt unter den Bäumen. Die Familie Wiemann schlief noch, und schnell krochen wir durch die Hecke und holten sie weg. Allein, die stürmischen Nächte kamen für uns nicht oft genug, und so ersannen wir dann einen recht gemeinen Streich: Gesagt muss es sein! – Aus sicherem Versteck hinter unserer Hecke die ungefähr fünf Fuss hoch, zwei Fuss breit, und fast undurchsichtig war, warfen wir Stöcke in Herrn Wiemann's Aepfelbäume, sodass viele Aepfel herunter fielen. Nun wurde schnell durch ein Loch im Zaun geschlüpft und eingeheimst.

Aber es sollte uns noch einfacher gemacht werden, nämlich durch die Intelligenz unseres derzeitigen Hundes „Flink“. Er war von der sogenannten „Scotch Terrier“-Rasse, weiss mit einem gelben Fleck an einer Seite des Kopfes. Wir hatten ihm allerlei Kunststücke gelehrt. Unter anderem auch das apportiren. Wenn er uns nun Stöcke über die Hecke werfen sah, meinte er es wäre für ihn gemeint, und er drang durch irgendein Loch in W's Garten. Fand er keinen Stock, die ja oft in den Zweigen hängen blieben, so brachte er einen Apfel zurück. Dafür wurde er dann durch Liebkosungen belohnt. So wurde er dann mit der Zeit der beste Apfeldieb, und Herr Wiemann fand niemals mehr abgefallene Aepfel unter seinen Bäumen. Auch brauchten wir keine Stöcke mehr zu werfen. Flink machte täglich seine Runden, und brachte uns aus allen

benachbarten Gärten alle abgefallenen Aepfel und Birnen. Doch eines schönen Tages wurde er von Herrn Wiemann dabei ertappt. Dieser beklagte sich bei meinem Vater, und das Ende vom Lied war, dass unser guter „Flink“ vorläufig an die Kette gelegt wurde. Später vertauschte ihn Vater für einen schwarzen Pudelhund. Wir bedauerten ihn sehr, aber doch vielleicht noch mehr uns selbst, hatten aber leider nicht den moralischen Muth, diese Sache aufzuklären, und unsere Schuld zu bekennen, sondern liessen den unschuldigen Hund für uns büssen. – Dafür aber, armer Flink, wahren wir dir eine treue Erinnerung, und haben hier in Amerika noch oft von dir gesprochen.

Wir hatten verschiedene Hunde im Verlauf meiner Knabenzeit, doch dieser Flink, und sein Nachfolger, der schwarze Pudel „Cartusch“ waren die anhänglichsten und treuesten von allen. Cartusch liess sich nicht zurückhalten von unseren Streifzügen. Hauptsächlich wenn wir baden gingen musste er immer mit dabei sein. Baden gingen wir im Sommer oft und gern.

#### Capitel X

An den schulfreien Nachmittagen, Mittwoch's und Sonnabend's pilgerten wir des Oefteren nach der „lüttje Brügge“. Dies war eine ziemlich tiefe Ausgrabung unter einer Eisenbahn-Brücke, und lag an einer Seite von Grossvater's Viehweide. Sie stand mit der Ems in Verbindung, und wurde benutzt um die Grenzgräben, sogenannte „Sloten“ der verschiedenen Wiesen mit Wasser zu füllen.

Auf der einen seichten Seite balgten wir, die kleinen Jungens, uns im Wasser herum. In der Mitte, und vom anderen Ufer aus, machten die Grösseren Knaben ihre Schwimmuebungen. Mein, schon beinahe erwachsener Vetter Johann war auch oft unter den letzteren.

Eines Tages schwamm er zu uns herüber, und frug mich ob ich nicht bald schwimmen lernen wollte. Er erbot sich mir Unterricht zu ertheilen, womit ich selbstverständlich sofort einverstanden war. „Nun“ sagte er „steige mir auf den Rücken, und dann schwimme ich mit dir auf die andere Seite hinüber, und wieder zurück.“ Mit einem Sprung war ich da, und er schwamm mit mir fort, bis in die Mitte, wo das Wasser am tiefsten war. Dann aber – o Schrecken! – tauchte er plötzlich unter, und – „Ich tauchte unter, und es riss mich nach oben.“ sagt Schillers Taucher. Ich konnte es diesem leider nicht nachmachen und ans Land schwimmen, sondern zappelte und schrie aus Leibeskraeften um Hilfe. Von unserer Seite des Teiches her ertönten

laute Klagerufe meiner Kameraden: „Hä versuppt, hä versuppt.“ Von der anderen Seite Gelächter und Gejohle. Da „In der höchsten, der schrecklichsten Noth“ – kam mein sauberer Vetter wieder zum Vorschein, und hob und schob mich vor sich her dem Strande zu. Nun wollte er mich auf dieselbe Art zurückbringen. Aber ich rannte davon, nackend, um das Wasser herum, zu meinen Kleidern. Vom Schwimmunterricht wollte ich für den Tag nichts mehr wissen, habe es späterhin dann aber noch recht gut erlernt.

Ausser diesem Schwimmplatz, und der Ems selber, hatten wir noch einen Teich, die „Spitdobben“ genannt, den wir oft besuchten. Er lag südwestlich, nach Bollinghausen hinaus. Hier gab es aber oefters Zank mit den Bollinghausener Buben, die den Teich für sich selbst beanspruchten. Da war dann unser alter Hund „Cartusch“ immer eine gute Hülfe auf unserer Seite.

Eines Tages wollten wir dort auch wieder einmal baden. Einige von uns hatten sich schon ausgezogen, und sprangen vom Wall aus ins Wasser. Aber – O weh! – Mit zerkratzten Gliedern und Gesichtern kamen sie wieder an die Oberfläche. Unsere Feinde hatten den gesamten Boden des Wassers mit Dornesträuch beworfen, um uns das Baden dort zu verleiden. – Für dieses Mal hatten sie ihren Zweck erreicht.

Doch wir sannten auf Rache! – Furchtbare Rache! – Einige Tage später gingen wir wieder hin. Und siehe, die ganze Bande war im Wasser. Sie hatten ihre Dornbüsche wieder heraus gefischt, und dachten nun Alleinbesitzer der „Spitdobben“ zu sein. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir bombardirten sie mit Klumpen Erde, oder was wir sonst in der Nähe vorfanden, das sich dazu eignete. Auch unser Hund verstand sogleich die Situation. Er sprang ins Wasser, und schwamm bellend auf die Bollinghausener los. Die gingen nun aber schleunigst auf die andere Seite ans Ufer. Ihre Kleider wagten sie nicht mehr zu holen, trotzdem wir schon alle angefangen hatten zu baden. Der Hund liess sie nicht herankommen. Als wir uns nach Herzenslust im Wasser getummelt hatten, zogen wir uns wieder an, und gingen froh nach Hause, aber nicht bevor wir sämtliche Kleidungsstücke der, aus respectvoller Entfernung uns zuschauenden Gegner ins Wasser geworfen hatten. – Rache ist süß – aber schändlich und es widerstrebt sich mir alle diese Jugendstreiche hier zu Papier zu bringen. Doch es sind Thatsachen, und gehören



mit zu meinen Erinnerungen. Dabei fällt mir gerade ein, wie oft wir („wir“ meint in diesem Falle nur Bruder Johann und ich) von Grossvaters „Packhaus“ oder Warenspeicher, wo im zweiten Stock Haufen von Korn, Buchweizen und anderes Getreide aufbewahrt wurde, Wall- und Haselnüsse, deren auch die Menge dort auch auf Lager war, stibitzten. Zuweilen ertapten uns dabei unsere lieben Cousinen. Die sagten aber nichts, wenn wir mit ihnen den Raub theilten. Wenn aber unser Grossvater uns auf dem Boden antraf, dann wurde die Sache ernster. Wir hatten aber immer einen guten Vorwand, indem wir vorgaben, Sperlinge haben fangen zu wollen, was auch wirklich keine Lüge war, denn durch die kleinen Luftlöcher, in den hoelzernen Fensterläden, kamen oft die Sperlinge, um sich am Korn gut sein zu lassen. Wenn man dann schnell mit einer Hand voll Stroh oder Lumpen die Löcher verstopfte, konnte man sie leicht fangen.

Im Winter war es ueberhaupt eine Lust für uns Sperlingsfallen aufzustellen. Man machte das ganz einfach, indem man ein Brett nahm, es schräg gegen einen Stock stellte, in dessen Mitte ein langer Bindfaden befestigt war, dessen anderes Ende bis in unser Versteck, entweder hinter einer Thür oder ein Fenster reichte. Nun wurden Brotkrumen oder etwas Korn zwischen den Stock und das Brett gestreut. Es dauerte meist nicht lange bis sich eine Schar Spatzen oder wie wir sagten „Lüntjes“ eingefunden hatte. – „Wupps!“ riss man den Stock weg, und die Spatzen waren unter dem Brett. Wir fingen oft in einigen Stunden genug, um eine gute Mahlzeit für uns Jungens herzustellen.

Wie herrlich die uns schmeckten! Noch fast besser als die Kartoffeln, die wir nach der Kartoffelernte beim Verbrennen der Ranken selber in der Asche brieten, oder die Feldbohnen, die wir Abends am Herd in einer irdenen Tasse, oder auf der eisernen „Plate“ rösteten. Wie köstlich das war! Und wenn dann auch noch jemand dabei war, der recht gruselige Räuber- oder Spuckgeschichten erzählen konnte – huh! – dann wussten wir nicht was wohl das beste war, die Näscherei oder die haarsträubenden Erzählungen. –

Die Eindrücke nach einem solchen Abend hätten meinem Bruder Johann einmal leicht verhängnissvoll werden können. Es war von einem Geisterhaften oder verhexten Kalbe, das in Kritzum, wo unser Grossvater Hinderksen wohnte, umgehen sollte erzählt worden. Auch Vater hatte mit zugehört. Als nun

Johann, am folgenden Tage, wie wir es Beide schon oeftersgethan hatten, sich auf den Boden geschlichen hatte, um aus einem grossen Schrank, in welchem Mutter die Winteraepfel verwahrte, ein Paar Taschen voll zu holen, stellte sich mein Vater, der ihn bemerkt hatte, unten an der Treppe, und ahnte das Gebrüll eines Kalbes nach. – Perdautz! kam Johann, sammt den Aepfeln, die er eben eingesteckt, und jetzt an ihn herum kollerten, die Treppe herunter gesausst, und hätte Vater ihn nicht in den Armen aufgefangen, so hätte er können den Hals brechen. Mutter war dann sehr boese, aber ich glaube, nicht so sehr wegen Bruder Johann's Aepfelstehlen, als auf Vater, der uns immer so gern bange machte.

Das that er gar zu gern. So konnte er uns nicht aenger bestrafen, als wenn er uns an Abenden, wo wir vom Spielen zu spät nach Hause gekommen waren, befahl, einer nach dem andern, ja nicht beide zugleich – aus dem „Torfhöörn“ – zwei oder drei Stücke Torf zu holen und in die Küche zu bringen. – Wir hätten viel lieber eine gute Tracht Prügel genommen, denn um in die Torfkammer oder „Torfhöörn“ zu gelangen, mussten wir im Dunkeln erst durch die Färberei, die Tuchdruckerei, und dann noch durch einen langen Gang gehen, und mit jedem Schritt erwarteten wir die Erscheinung irgend eines Gespenstes.

Jedoch, nachdem wir diesen Foltergang einige Male hatten machen müssen, kam mir ein glücklicher Gedanke; nämlich eine genügende Anzahl Törfe schon bei Tageslicht in einer Ecke nahe der Küchenthür zu verstecken, von wo aus wir dann, wenn der schreckliche Befehl an uns erging, ihn leicht holen konnten. Indem wir dann nur aus der Küche gingen und einige Minuten warteten, damit wir nicht zu schnell zurück waren, und so Vaters Verdacht erregten. Die Sache schaffte gut, und als einmal unsere gute Mutter dem Vater wegen dem grausamen Torfholen Vorstellungen machte, meinte er: „Das thut den Jungens gut, sie sind jetzt schon lange nicht mehr so bange, wie zuerst.“ Er hatte Recht, aber in anderem Sinne, denn dass er ueberlistet war, wusste er nicht.

Ach ja, wir waren als Kinder so rechte „Bange Büxens“. Wie kam das nur? Waren es die Eindrücke von den vielen Räuber- und Spuck-Geschichten, die uns erzahlt wurden. Oder war es unser schlechtes Gewissen über all den losen Streichen die wir ausführten? Immerhin, es gibt wohl wenige Menschen,

die nicht, wenn sie ehrlich mit sich selber sein wollen, da ganz hinten in ihrem Gedächtniskasten Begebenheiten, oder besser gesagt Dummheiten aus ihrer Kindheit oder Jugendzeit versteckt haben, wofür sie was gäben, wenn sie ungeschehen gemacht werden könnten. – Da sehe ich meine selige Grossmutter vor mir, wie sie mich herruft, um meinen losen Zahn anzusehen. Ich zeige ihn ihr. Sie hat aber schon einen Bindfaden fertig in der Hand, den sie schnell um den Zahn befestigt – Ein Ruck – der Zahn ist ausgezogen! – Mit Schmerzgeheul drehe ich mich um, sehe einen zinnernen Teller auf dem Tisch stehen, und – schwapp! – fliegt er der Grossmutter ins Gesicht. – Ob ich ihr sehr wehe gethan habe, weiss ich nicht mehr, wohl aber dass eine Tracht Pruegel für mich prompt folgte. Früher hatte ich nie beobachtet dass die liebe Grossmama, eine, durch einen Bienenstich zurückgebliebene Beule von der Grösse einer Haselnuss auf der Stirne hatte. Seit diesem Tage aber meinte ich immer, dass diese Beule das Resultat meines bedauerlichen Jähzorns war, bis ich später zufällig darüber aufgeklärt wurde.

Ferner bin ich mir bewusst, dass, als einige Jahre nachher meine Grossmutter das Zeitliche segnete, ich am Tag des Begräbnisses meine ersten Stiefel das erste Mal trug. Als nun Bruder Johann und ich nebeneinander im Leichenzug marschirten, denn zu der Zeit gab es bei uns noch keine Leichenwagen, und das Trauergefolge ging zu Fuss hinter dem Sarge, der auf einer Bahre von sechs Männern nach dem Friedhof getragen wurde, her, - da dachte ich mehr an meine Stiefel als an die traurige Veranlassung zum Tragen derselben. –

Doch wohl dem, der, wenn er sich als Kind oder Jüngling manche Unthat begangen, manchen Fehler gemacht hat, doch aus seinen reiferen Jahren nicht zu viele schwarze Blätter, Gedächtnisblätter zu bereuen hat.

#### Capitel XI

So waren wir dann eigentlich in manchen Stücken rechte Feiglinge, und wenn wir manchmal mit den Mägden, wenn sie mit Joch und Eimern – Joch oder „Jück“ war ein hölzernes Gestell, so hergestellt dass es auf den Schultern passte, und an jedem Ende an einer Kette ein Eimer angehakt werden konnte, so dass er leicht zu tragen war, zum Melken gingen, machten diese uns oft so bange durch erzählen von diesem oder jenem Gespenst, das wo wir uns gerade befunden gesehen worden sei, dass wir uns schaudernd ganz dicht an sie hielten, namentlich wenn es schon dunkelte.

Seite 35

Die Mädchen lachten sich dann ins Fäustchen. Wir aber waren froh, wenn wir wieder sicher in den heimatlichen Penaten angekommen waren.

Jetzt aber genug ueber unsere schwachen Seiten. Ich erinnere mich auch anderer Thaten, wo wir uns, freilich wohl nur in unserer eigenen Anschauungsweise als kleine – oder besser als grosse Helden vorkamen.

Eines Tages spielten wir hinter unserem Garten, wo damals gerade die Suerdiek'schen Gebäude aufgeführt wurden, das beliebte Räuberspiel. Plötzlich hörten wir unterdrückte Rufe, wie „Helpt! – Helpt! – Min Ogen, Min Ogen!“ – Wir gingen dem Rufe auf die Spur, und kamen an einen grossen, in die Erde gebauten Kasten, etwa acht Fuss tief, und vom gleichen Quadrat. Dieser wurde zum Löschen des Kalks benutzt und war etwas zur Hälfte angefüllt. Es stand eine Leiter darin, und auf den unteren Sprossen ein Arbeiter, der einen zweiten Arbeiter mit grosser Anstrengung am Rockkragen hielt, und versuchte, ihn aus dem siedenden Kalk zu ziehen. Beide waren betrunken, und so war wohl der eine hineingefallen, und der andere unfähig ihn wieder heraus zu ziehen. Wir sahen wohl, dass schnelle Hülfe nöthig war, und so lief einer von uns geschwind nach Hause und sagte Vater Bescheid.

Dieser kam sofort und zog, mit Hilfe von Onkel Garrels, der inzwischen auch auf der Bildfläche erschienen war, die beiden Arbeiter aus ihrer gefaehrlichen Lage an die Oberfläche. – Der eine konnte noch gehen, aber der andere, der in dem Kalk gelegen hatte, wurde nachdem er einigermassen abgewaschen worden war, in Onkel Garrels' Scheune getragen, wo er gründlich gereinigt, und dann ins Spital befoerdert wurde. Er schrie in einem fort „Min Ogen, min Ogen!“ und verlor auch durch dieses Unglück sein Augenlicht für immer.

Ein anderes Mal sassen Bruder Johann und ich in einem der Wenninga'schen Kirschbäume. Herr Wenninga war Polizeidiener und wohnte, nachdem Onkel Wilke gestorben war, und Grossvater das Geschäft wieder uebernahm, in der Wohnung des Letzteren, neben uns, d.h. in einer Haelfte des grossen Hauses. Auch ein Stueck des Gartens mit drei Kirschbäumen wurde ihm zugewiesen.

Mit den Kirschbäumen, deren etwa fünfzehn vorhanden waren, verhielt es sich nämlich so: Alle bis auf die oben erwähnten gehörten uns. Vater, wohl wissend, dass wir sonst alle Bäume berauben würden, ueberwies mir und Bruder Johann jedem einen

Baum. Von dem konnten wir pflücken, wie wir wollten, reif, halbreif oder unreif. Wurden wir aber in den Anderen ertappt, gab's Prügel. Glücklicher Weise wurden wir nicht oft ertappt obschon unsere zwei Bäume schon fast keine Frucht mehr aufzuweisen hatten, wenn auf den anderen die Kirschen erst recht schön reif wurden. – Und nun erst Wenninga's, die gar keine abpflückten, bis sie recht dunkelroth oder schwarz waren. – Die Versuchung war eben zu gross! Da sassen wir dann eines Abends oben zwischen den Zweigen, wo uns niemand sehen konnte, und wo die Kirschen am schönsten waren. Auf einmal sahen wir eine dicke schwarze Rauchsäule aufsteigen. Sie kam aus der Graventhein'schen Windmühle, die unserem Hause schräg gegenüber lag. Diese Windmühlen, deren es in Ostfriesland, (wie auch in Holland) viele gibt, sind meistens sehr hoch. Die obere Hälfte besteht aus einem, aus Holz gebauten Gerüst, welches mit Rohr bedeckt ist. Und so dauerte es auch nicht lange, bis diese, so brennbaren Substanzen in heller Lohe aufflackerten.

„Brand! Brand! Brand!“ ertönte das grosse Nebelhorn des Nachtwächters auf der Strasse, wo sich schon viele Nachbarn angesammelt hatten. Die Leerer Feuerwehr bestand dazumal aus einer einzigen Spritze und Pumpe, die per Handwagen nach dem Heerd des Feuers gezogen werden musste. Doch es bestand auch ein Gesetz, dass jede Familie immer einen „Feuereimer“ in Bereitschaft halten musste, sowie auch im Falle eines Brandes ihren Brunnen zur Verfügung zu stellen hatte. Die Spritze erwies sich als ungenügend den Flammen Einhalt zu gebieten, und es wäre in kurzer Zeit um die Mühle geschehen gewesen, wenn nicht eine Anzahl beherzter Männer, unter ihnen mein Vater, ihr Leben gewagt und in das Innere gedrungen wären. Draussen hatte sich unterdessen eine Reihe Männer von der Mühle bis nach unserem Brunnen geformt. Die Brandeimer (Firebucket's) wurden von allen Seiten herbei gebracht. Zwei Männer wurden an die Pumpe gestellt, um die Eimer zu füllen. – Nun ging's von Hand zu Hand, was das Zeug halten wollte, Eimer nach Eimer voller Wasser in die Mühle, auf den Flammen geschüttet. Als unser Brunnen trocken gepumpt war, ging es an Grossvaters, den Nächsten, und so weiter, bis die Gefahr vorüber und das Feuer bewältigt war.

Und wir Jungens? Wo waren wir die ganze Zeit? Schauten wir etwa von Wenninga's Kirschbäumen aus zu, und liessen uns dabei

Seite 37

die gestolene Frucht gut schmecken?

Oh nein, lieber Leser, so schlecht waren wir denn doch nicht. Wir waren schnell vom Baume herunter geklettert, und hatten uns, Bruder Johann und ich, in die sogenannte „Leege Riege“, die die leeren Eimer wieder von Hand zu Hand zurück nach dem Brunnen beförderte, hineingestellt und redlich mitgeholfen, das Feuer zu loeschen. – Dieser Heldenmuth wurde dann auch von unserer lieben Mutter zunächst anerkannt, und gebührend belohnt, indem wir ein extra Stück Butterbrod mit Wurst erhielten.

Einige Jahre später wurde es besser mit der Feuerwehr. Es nahmen sich die Turner, die kurz vorher einen Verein in Leer organisiert hatten der Sache an.

Eine neue Spritze wurde angeschafft, und nun gab es von Zeit zu Zeit Uebungs-Ausflüge, oder wie man landläufig sagte „Spritztouren“ nach den umliegenden Dörfern. Die liebe Jugend war natürlich immer mit dabei. – War das eine Lust so im Schnellschritt eine Stunde oder mehr zu marschiren. Nachher wurde in einer Wirtschaft ein Imbiss eingenommen, wobei wir Jungens auch unser Theil zu erwischen verstanden. – Solche Spritztouren waren uns fast noch lieber, als wenn wir unter Aufsicht unserer Herren Lehrer eine Botanisir-Reise oder dergleichen machen durften. Es ging bei den Turnern lustiger und freier her, was mehr nach unserem Sinn und Geschmack war. Ihr Wahlspruch, die vier F: „Frisch, Fromm, Froehlich, Frei“ – besagten dies ja schon. Der alte Vater Jahn muss ein rechter Biedermann gewesen sein.

## Capitel XII

Ehe ich mich nun wieder den Fortschritten in unserer Erziehung zuwende, muss ich noch einige Character-Gestalten unserer lieben Heimatstadt gedenken, wie sie mir noch heute deutlich vorschweben. Da war der Zetteltraeger „Panzer“. Er war nicht nur Zetteltraeger, sondern auch „Totenbitter“ und Hochzeits-Anmelder. Wenn jemand starb, war es Sitte, den Totenbitter zur Bekanntmachung des Trauerfalls von Haus zu Haus zu schicken. So kam er auch oft in unser Haus gravitatisch herein gestapft, in schwarzem Frack und Kniehosen, grossem Dreispitz-Hute, wie ihn der Alte Fritz u. auch Napoleon trugen. Vom Hut herab wallte ein langer, schwarzer Flor, dessen Ende er unter dem Arm trug. Er hatte in jedem Haus eine lange Litanei abzusagen, was ihm, da er mit dem Hochdeutschen sehr schwer fertig, und daher manchmal auf eine recht unangenehme Art angelächelt wurde, etwas fatal war.

So machte er denn, in Häusern wo er wusste dass die Leute es ihm nicht übel nahmen, kurzen Process. Nach freundlicher Begrüssung, setzte er urplötzlich eine feierliche Miene auf, die zu der traurigen Veranlassung seines Erscheinens passen sollte. Er nahm seinen Dreispitz unter den Arm, verzerrte einige Male die Gesichtszüge, und hub an: „Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, dass es – „es hat“ – hat, hat es – dem Herrn – ueber – ueber –“ Weiter kam er gewöhnlich bei uns nicht. Dann sagte er zu Vater: „Nu, Herr Tebbens, sä wetent ja woll all, he is güstern Arend stürven. Gäuden Tag mitnannen.“ Hierauf stürmte er hinaus, zum nächsten Hause.

Auch der städtische Ausrufer war eine wichtige Persönlichkeit, und wir Kinder liefen ihm nach, um ihn mit Mund und Nase anzustauen, wenn er von Zeit zu Zeit Halt machte. Dann schwang er ein halb Dutzend Mal seine grosse messingene Handglocke, die wie eine hierzulande gebräuchliche grosse Viehschelle tönte, und rief seine Bestellungen aus, ohne eine Pause zu machen.

So zum Beispiel: „Verordnung: Alle Strassen müssen bis 9 Uhr Vormittags gekehrt sein, von heute an. – Der Magistrat. „Pustau“. – Up't Uefer liggt en Schip mit frische Schellfish, Butt un Grenat. – Durch Auctionator Buttjer soll morgen oeffentlich verkauft werden folgende Sachen, etc, etc.“ Dann ging er einige Häuser weiter, wo sich dasselbe wiederholte, bis er seine Runde gemacht hatte.

Auch Strassen-Akrobaten, sowie Leierkasten-Leute besuchten oft unsere Stadt. Viele der letzteren stellten grosse, auf Leinwand gemalte Bilder auf, die auf irgendeine Mord- oder Räubergeschichte Bezug hatten. Gewöhnlich kam ein Paar, muthmasslich Mann und Frau. Während sie ein Lied ueber die betreffende Gruselgeschichte absangen, spielte der Mann die Orgel, und die Frau erklärte, mit Hilfe eines langen Rohrstockes die Bilder, und vergass nicht, fleissig mit dem Teller herum zu gehen. Waren zuviele nicht zahlende Zuschauer anwesend, so wurde diesen, gleichfalls mit Hilfe des langen Rohrs zu verstehen gegeben, dass sie Platz für andere machen müssen.

Noch zwei, mir vorschwebende Gestalten der guten Stadt Leer muss ich hier erwähnen, des Nachtwächters und des Feldhüter's. Den ersteren sahen wir fast nie, hörten ihn aber, wenn wir des Nachts zufällig wach wach waren manchmal mit Grausen die Stunden abblasen. Wie waren wir dann froh, dass wir zu Hause sicher gebettet, und nicht auf der dunklen Strasse allein, wie er, waren. – Der arme Mann, er musste gar auch nun die Geisterstunde an den Kirchhof ganz

mutterseelenallein vorbei gehen. Er musste also sehr viel Muth besitzen, und war daher für uns eine Respectsperson.

Vor dem Anderen, dem Feldhüter, hatten wir noch viel mehr Respect, aber aus anderen Gründen.

Wir hatten einmal bei einem unserer Feldstreifzüge vor ihm Reissaus nehmen müssen; aber unseren Vetter Heinrich, aus der Lehmkampe, hatte er erwischt und ihm ein ganzes Büschel Haare vom Kopf geschoren, und dann mit einem wohlgemeinten Fusstritt entlassen.

Ein anderes Mal fanden Carl Hoffmann und ich, auf einem Erdwall bei Loga ein Rebhuhnneest mit achtzehn Eiern. Als wir damit zu Hause ankamen, und sie theilen wollten, sagte mein Vater: „Wenn ihr die Eier nicht schnell wieder hinbringt, wo ihr sie gefunden habt, sage ich es dem Feldhüter.“ Das war genug. Wir liefen stracks zurück und legten die Eier wieder in das Nest. – Das Nestersuchen und ausnehmen war ueberhaupt sehr verpönt, und trotzdem wir immer fast alle Vögelneester in der Umgegend aufstöberten, wagten wir doch nur die Kiebitzeier mitzunehmen, da diese essbar, und nicht im Vogelschutz mit eingeschlossen waren. – Doch auch junge Staare und Sperlinge, sowie Elstern und Raben brachten wir oft mit heim um sie aufzuziehen, was mir jedoch nur in einem Falle, mit einem jungen Kolkraben gelang. Ich versuchte ihm das Sprechen zu lehren, leider ohne Erfolg und mit vielem Zeitverlust und Aerger. – Dagegen wurde er aber gross und stark, und zuletzt so frech dass er Hunde, Katzen und sogar den tapferen Haushahn anfiel und in die Flucht schlug. – Eines Tages fiel er sogar ueber meinen kleinen Bruder Gerhardt her, und brachte ihm Wunden an Gesicht und Händen bei. – Das war, wie bei dem temperamentvollen Naturell meines Vaters vorauszusehen war, das Ende seiner Laufbahn – Hals umgedreht! –

So hatte ich denn wieder einen meiner „Pets“ verloren. Nicht lange vorher hatte mir „Nero“ – Grossvater's und meiner Cousinen Hühnerhund meine Kaninchen dezimiert. – Ich schwor darauf dem Nero furchtbare Rache. Ich setzte mich mit einem starken Knittel und die Taschen voller Steinen bewaffnet, auf einen grossen Stein, der hinter unserem Hause lag. Dort lauerte ich auf „Nero“, aber er kam nicht. Wohl aber Grossvater. Auf seine Frage, was ich dort wollte, antwortete ich „Nero dood hauen!“ Er hiess mich heimgehen, doch ich gehorchte ihm diesmal nicht. Es war wohl das erste und einzigste Mal, dass ich es wagte, ihm ungehorsam zu sein. Er wurde darüber so böse, dass er direct zu meinem Vater ging, und sich ueber



Seite 40

mein Vorhaben bei ihm beklagte. – Vater? – veni, vidi, vici! – Das Ende dieser Episode war, dass ich einige Kaninchen weniger, und eine Tracht Pruegel mehr hatte.

### Capitel XIII

Nun wird wohl mancher, dem die vorgehenden Schilderungen zu Gesicht kommen, denken dass wir wohl recht nichtsnutzige Jungens waren, und die ganze Zeit damit verbrachten, allerhand Unfug zu verüben. Dies war aber keineswegs der Fall. Wir versäumten nie die Schule, und gingen in diesen Jahren zur Winterzeit auch noch Abends in den Tanz und Anstands-Unterricht bei Herrn Suerdiek, unsern Nachbarn und Vetter, obschon wir ihn Onkel nannten.

An die Familie Suerdiek und an die Tanzschule erinnere ich mich noch recht genau. Frau Caroline Suerdiek war eine Tochter von Onkel Garrels, und ihre Mutter eine Schwester unserer Mutter, und war demnach unsere Cousine. Doch da sie so viel älter war, nannten wir sie immer Tante. Wir hielten immer gute Freundschaft. Ihr Sohn Bernhard war einige Jahre jünger als ich, und wurde ich oft eingeladen ihn mit meiner Malerkunst zu unterhalten. „Eigenlob stinkt“ sagt das Sprichwort, doch wage ich es trotzdem, hier zu erwähnen, dass alle Leute mich fast als ein Wunderkind im Fach der Thiermalerei anerkannten. Hatte ich doch, als ich etwa fünf Jahre war, ein Paar kämpfende Hähne mit Kreide auf unserem Trottoir gezeichnet, die die Aufmerksamkeit der Passanten in dem Grade erregten, dass der Herr Bürgermeister in höchst eigener Person, sich bei Vater erkundigte, wer der Maler sei.

Als er mich rief, und ihm vorstellte, sagte er zu Vater: „Den Jungen müssen sie unbedingt ausbilden lassen. Der wird noch einmal ein grosser Künstler.“ – Nun, ich wurde ja auch späterhin eine Zeitlang im Zeichnen und Malen unterrichtet, durch den alten Meister Redenius allein, die Prophezeihung des Herrn Bürgermeisters Pustau, hat sich nie erfüllt. – Wohl zeichne ich bis auf den heutigen Tag immer noch gerne Thierbilder, eben weil ich die Thiere gern habe. In meiner Jugend war ich ein ganz leidenschaftlicher Thierliebhaber: Hunde, Katzen, oder Hühner und Kaninchen waren meine grösste Freude. Oft noch muss ich an mein erstes Ziegenlamm denken. Es wurde mir geschenkt von einem Nachbarn, Herrn Uhrmacher Dreesmann. Als es nun einige Wochen alt war, wurde es plötzlich krank. Ich brachte es unter den Schatten unseres grossen Hollunderbaumes und versuchte es zu füttern – aber vergebens, – es lag da auf dem

Seite 41

Rasen wie tot. Die lieben Cousinen Johanna, Mimi und Christine, und mein Bruder Johann kamen herbei. Alle sagten, es würde sterben und planten schon über ein schönes Begräbniss. Denn alle unsere, mit Tode abgegangenen lieben Thiere, wurden feierlichst in irgend einer Ecke des Gartens zu Ruhe bestattet.

Und so sass ich da unter dem alten Fliederbaum, stundenlang immer mein armes Zicklein betrachtend, das fiebernd da lag, und sich nicht rührte. – Wie war mir weh ums Herz. Ich weinte, ja betete. Betete zum lieben Gott, wie nur ein Kind beten kann. Inbrünstig, glaubensvoll! Er möge sich über meinen Liebling erbarmen und es gesund machen, und versprach Ihm, immer ein gutes Kind, immer artig und gehorsam zu sein.

Und siehe da! Auf einmal hörte ich ein leises Meckern. – Das Zicklein stand auf, reckte sich, und fing an, ein wenig zu fressen. Nach einigen Stunden hatte es sich gänzlich erholt.

O Kinderglaube, Kinderglaube! Könnte man dich doch bewahren, das ganze Leben hindurch. – Wohl hat der englische Dichter Recht, wenn er ausruft: Oh give me, oh give me my childhood – The unquestioning faith that was there – When I knelt by the side of my Mother – When she taught me my Evening Prayer!

Du, der du dieses liest, sagst vielleicht mit überlegenem Lächeln: „Das ist nur kindliche Einbildung, und die Ziege wäre auch so gesund geworden.“ Mag sein, aber mir steht dies Ereigniss noch heute unumstoesslich als eine Erhörung des Gebets vor die Seele. Vielleicht hast du aber auch selbst derartige Erfahrungen im Leben gemacht. – Der liebe Gott in seinem weisen Walten erhört nicht alle Gebete, aber sichtbare Erhörung des Gebets kommt gar nicht selten vor im Leben. Dies kann ich aus Erfahrung behaupten.

Doch ich wollte ja von dem Tanzunterricht erzählen. Zwar hielten die echten, alten Ostfriesen nicht viel von Tänzen und Bällen, wohl aber von anständigen Manieren, und war es denn auch mehr der Anstandslehre halber, deretwegen die „besseren“ Bürger ihre Kinder zur Tanzschule schickten. Hier wurde nun geübt und getanzt bis zum Ende der Saison. Dann gab es einen grossen „Abtanzball“, wozu auch die Eltern eingeladen wurden. – Die meisten Schulliebschaften, deren es bei uns so gut wie überall gab, wurden beim Tanzunterricht eingefädelt. Ein jeder u. eine jede hatte seinen bevorzugten Partner.

Seite 42

Doch waren diese Tändeleien meist harmloser Natur, und verliefen sich später im Sande. – Ich möchte behaupten, dass durch den Tanz- und den Turnunterricht aus manchem waschlappigen Bengel ein strammer Junge geworden ist. – Nachdem ich zwei Winter hindurch die Tanzschule besucht hatte, war ich alt genug geworden, ausser der Schule, auch anderen ernsteren Studien obzuliegen.

Ich musste mich anmelden, zum Confirmanden-Unterricht bei Herrn Pastor Warnke, dem ersten Pastor an unserer lutherischen Kirche und ein gar gestrenger Herr. Zweimal wöchentlich ertheilte er zweistündigen Religionsunterricht im Confirmanden-Saal, welcher sich im unteren Stock seiner Wohnung befand. Er hatte zwei Söhne, Friedrich und Gisbert, wovon der aeltere mir gleichalterlich und mein Klassen-Genosse war. Er war ein lebhafter und tollkühner Bursche, einer der Anführer, wenn es galt, dumme Jungensstreiche zu machen, dabei aber äusserst gutherzig. Auch er nahm an dem Confirmanden-Unterricht theil, aber leider – wie oft gab er mir ein Zeichen.

Er bat dann um Erlaubniss, einige Minuten abtreten zu dürfen. Gleich darauf that ich dasselbe. Dann trafen wir uns draussen, wo ein langer Schacht etwa ein u. ein halb Fuss im Durchmesser vom Hühnerhause aus nach dem oberen Stock, wo die Hühner uebernachteten, führte. Durch diesen Schacht kroch nun mein Freund Friedrich nach oben, von wo aus er in ein Zimmer gelangen konnte, wo seine Mutter das Obst aufbewahrte. Es dauerte nur einige Minuten, bis er wieder mit gefüllten Händen und Taschen den Schacht hinunter rutschte. Wir verzehrten dann schnell einige Aepfel und Birnen und gingen wieder in den Unterricht. – Doch „Der Krug geht solange zum Brunnen bis er bricht.“ – Eines schönen Morgens blieb Friedrich beim hinunter rutschen mitten in den Schacht stecken, da sich seine Jacke an einen Nagel verhakt hatte. Er konnte weder vor noch rückwärts, und es blieb uns nichts anderes übrig, als dass ich hinein ging und dem Herrn Pastor sagte, dass Friedrich im Hühnerschacht festsässe und auf Hülfe wartete. – Grosses Gelächter seitens der Schüler, aber der Herr Pastor wurde sehr böse. Als Friedrich aus seiner unbequemen Lage befreit war, nahm er ihn und mich auf die Seite, und was dann geschah, darüber möchte ich am liebsten stillschweigen.

Uebrigens hatte der gute Friedrich sehr oft Pech bei seinen waghalsigen Unternehmungen. So im Sommer, wenn er mich und andere Mitschüler heimlich mit in den Pfarrgarten nahm, wurden wir sehr oft beim Obst- oder Beerenpflücken ertappt, und dann vom Herrn Pastor ganz hoeflichst, aber schnell hinaus complimentirt. – Einmal spielten wir auf dem nebenan gelegenen Kirchhof, zwischen den alten Grabsteinen herum. Friedrich

hatte ein ziemlich hohes, steinernes Monument erklommen, und wollte eben eine grosse Kugel, die sich ganz oben befand besteigen, als diese abbrach, und sammt ihm herunterpurzelte. Wir schriean auf und liefen schnell hin. Friedrich war ohnmächtig – todt – dachten wir.

Jemand benachrichtigte schnell seine Eltern, und sein Vater kam, und trug ihn heim. Er hatte glücklicher Weise nur den Arm gebrochen, worauf die schwere Kugel gefallen war, und war in einigen Wochen wieder hergestellt. Er ist später, wie ich gehört, ein sehr guter Pastor geworden, wie auch sein Bruder Gisbert.

Freilich, die Zeit der ausgelassenen Jugendstreiche war nun auch für mich bald zu Ende. Wenn ich an Mittwoch- oder Sonnabend-Nachmittagen mit anderen Jungens, namentlich solchen geringerer Leute, unter denen ich einige gute Kameraden besass, im Garten von meinem Grossvater angetroffen wurde, jagte er sie hinaus, und sagte zu mir: „Christoph, wat spölst du immer mit de Schoyers. Du musst nu bald de Kinnerschäuh uttrekken.“ Dann befahl er mir, und auch wohl Bruder Johann, unseren Garten von Unkraut rein zu machen, und die Pfade zu rechen, was uebrigens an jedem Sonnabend unsere Arbeit war.

#### Capitel XIV

Um diese Zeit herum, wie ueberhaupt in den letzten Jahren vor unserer Auswanderung nach America, wohl in Folge des inzwischen schlechter gewordenen Geschäftsgangs meiner Eltern, vermieteten diese alljährlich, für die Dauer der Saison, einige Zimmer mit Kost, an Schauspieler der Theater-Gesellschaft, die sich jeden Herbst in Leer einfand. – Für uns Jungens war das eine herrliche Zeit, da wir für jede Vorstellung uns ein Freibillet verdienen konnten, indem wir die Garderobe unserer Schauspieler per Korb nach dem Theater trugen.

Unsere Spielkameraden beneideten uns oft darum. Manchmal, wenn wir keine Lust hatten zu gehen, liessen wir sie sich ein Billet verdienen, oder verschacherten auch wohl Billette für Obst oder dergleichen. Dann und wann wurden wir auch ersucht selbst Schauspieler zu sein, und kleine Kinderrollen zu uebernehmen, worauf wir immer sehr stolz waren.

Wenn dann die Saison vorüber, und die Gesellschaft wieder fort war, waren wir solche Theater-Enthusiasten geworden, dass wir unter Mitwirkung einiger gleichgesinnter Schulkameraden, selber kleine Stücke auf unserem Druckzimmer aufführten, oder Puppentheater herstellten. – Unseren Charakteren legten wir

Seite 44

zumeist Stadtbekanntem Original-Persönlichkeiten zu Grunde, die wir dann möglichst natthurgetreu markierten.

Wir hatten von diesen eine grosse Auswahl, als da waren: Conrad oder Kuntje Schwers, ein verbummeltes Genie, der zum Lebensunterhalt komische Broschüren herausgab. Dann Uko, der Verrückte, der bei keinem öffentlichen Ausflug fehlte, aber durchaus harmlos war. Auch Ziemer, der Wilddieb, der innsgeheim Rebhühner, Hasen etc. in Schlingen fing, und an Liebhaber verkaufte, sogar Herr Zitsema, der grosse Jäger von Rechtswegen, wurde copirt. Dieser musste auf seinen Jagdzügen, einer Kurzsichtigkeit wegen, immer einen Jungen mitnehmen, um ihn auf etwa sichtbar werdendes Wild aufmerksam zu machen, wobei die losen Buben ihn dann zuweilen anstatt auf Hasen, auf Hunde oder Katzen schiessen liessen. Wenn er dann, in stark seiner näselnden Sprache tüchtig schimpfte, lagen die Jungen, nicht ausser Hörweite, irgendwo versteckt, und lachten sich den Buckel voll.

Dann war auch noch der stocktaube Käsehändler Goldschal, der per Handwagen seine Kundschaft bediente. Er kehrte oftmals um die Mittagszeit, wenn wir alle zu Tisch sassen bei uns ein. Dann lachte Vater, denn es geschah regelmässig das folgende: „Dag Goldschal.“ sagte Vater: „Dag Herr Tebbens.“ sagte Goldschal. Vater: „Sätt yau hen, Goldschal, ji mutten en bittje wachten!“ „Moi weer vandage.“ Goldschal: „Ja danke, et kann mi nicht verschälen.“ Damit rückte er seinen Stuhl ohne Weiteres an unseren Tisch. Seine Taubheit und Unverfrorenheit verhalf ihm zu einer guten Mahlzeit. Auch Karikaturen verschiedener Juden, die in Leer die Schlächtereie betrieben, mussten auf unsere Buehne auftreten. Diese gingen ein Brett mit Fleisch auf dem Kopf tragend, von Haus zu Haus und feilschten. Alle diese Originalitäten nun woben wir in unseren Aufführungen ein, und mussten über die Bretter gehen, die die Welt bedeuten.

Wir hatten manchmal ein recht ansehnliches Publikum, selbstverständlich meistens Kinder. Der Eintrittspreis war ein Pfennig, – Eltern frei – oder nach Belieben.

Hier muss ich noch erwähnen, dass, obschon diese Vorstellungen auf unserer Druckerei, die damals wenig im Gebrauch war, stattfanden, nicht wir, sondern ein Altersgenosse Namens Manassa, der eigentliche Dirigent war. Er war auch einer unserer verpönten Spielkameraden, nämlich wegen, was jedoch seine Schuld nicht war, seiner niederen Abstammung. Er war ein lang aufgeschossener Junge, und hatte Talent für theatralische Aufführungen. Sein Vater, ein Italiener,

war in Leer Schornsteinfeger gewesen. Dieses Amt besorgten immer Italiener, und jagten uns diese russigen Gestalten, mit ihren Masken und Spitzhauben, als wir noch klein waren, oft grossen Schrecken ein, wenn sie unerwartet aus dem Schornstein hervorkamen, und plötzlich mit Kratzer und Besen vor uns in der Küche standen.

Doch, um wieder auf die Schule zurück zu kommen, – ich hatte alljährlich meine Klasse absolviert, und war bis nach Secunda hinauf gerückt. So sah ich hoffnungsvoll dem Frühjahr entgegen, wo ich dann Primaner werden würde, vor denen wir Jüngere immer einen heillosen Respect hatten. Denn sie sahen uns immer von oben herab an, und führten beim Spielen und Turnen immer das grosse Wort. Freilich, wir hatten im Verlauf der Schuljahre auf dem Pro-Gymnasium auch manchmal dumme Streiche gemacht, und waren des Oefteren bestraft worden. Die für uns selbst am nachtheiligsten wirkende Dummheit war, dass wir, und ich spreche hier von dem unzertrennlichen Kleeblatt, Carl Hoffmann, Jos Jongebloed und meine Wenigkeit, uns heimlich ein Antwortenheft zu unserem Rechenbuche angeschafft hatten. Unser Rechenlehrer, Herr Dr. Ritter, gab nun immer so viele Aufgaben, die zu Hause zu machen waren, dass wir kaum noch Zeit zum spielen übrig hatten. – So kamen wir auf den unglückseligen Gedanken, ein Antworten-Heft zu kaufen, und daraus die Antworten zu den aufgegebenen Exempeln abzuschreiben.

Grossartige Idee! Nun konnten wir wieder spielen, und hatten doch immer richtige Antworten. Das ging nun lange Zeit gut, bis wir zu einem Exempel kamen, dessen Loesung durch einen Druckfehler im Antwortenheft unrichtig angegeben war. Das war unser Verhängniss. In der Rechenstunde hatte jeder Schüler die Antworten seiner häuslichen Arbeiten auf einen Zettel zu schreiben, und sie Herrn Dr. Ritter einzuhändigen. Nachdem dies an dem verhängnisvollen Tage geschehen, hielt dieser plötzlich beim Revidiren der Zettel inne. Mit einem finsternen Blick auf Carl Hoffmann, rief er diesen heraus, und ersuchte ihn, die Aufgabe N<sup>o</sup> so und so, an die Wandtafel vorzurechnen.

Joseph und ich tauschten uns vielsagende Blicke aus. Wir wussten dass das Spiel zu Ende war. – Unser Carl konnte die Aufgabe nicht vorrechnen, und stand ungeheuer natürlich da, nämlich als ein ertappter Sünder.

Jetzt trat der gestrenge Herr Dr. Ritter ganz nahe zu ihm hin, und frug, ihm den Zettel vorhaltend: „Wie bist du zu dieser Antwort gekommen?“

Tiefes Schweigen von Seiten Carls und der ganzen Klasse. Dr. Ritter: „Hast du ein Antwortenheft zu Hause?“ „Carl: „Nein, Herr Doctor.“ Dies war nicht gelogen, denn das gefährliche Buch liessen wir gewöhnlich im Hause Jos. Jongebroed, wo wir unsere Aufgaben machten. „Nun gut, setz dich,“ sprach der Herr Doctor und nahm die Revision der Zettel wieder auf.

Alle Schüler waren still am Ausrechnen der vorgeschriebenen Exempel, doch wir drei sassen wie auf Nadeln. Nach einigen Augenblicken räusperte sich der Herr Doctor, wobei er mich scharf ansah. Ich weiss, ich wurde Kirschenroth. Er war auch an meine druckfehlerische Antwort gekommen. Ein wenig später geschah dasselbe mit Joseph. – Hätten wir nur alle drei in die Erde sinken können! – Doch er sagte vorläufig nichts. Aber zu Ende der Rechenstunde befahl er uns dreien, nach Beendigung des Nachmittags-Unterrichts, auf das Conferenz-Zimmer vor ihm zu erscheinen.

Nun war Holland in Noth! Wir wussten nicht, wie es werden würde, noch wie wir uns aus dieser Klemme ziehen konnten. So gingen wir dann wie begossene Pudel auf das Conferenz-Zimmer. Dr. Ritter war schon da. Mit unheil verkündender Miene empfing er uns, und sprach: „Ihr alle drei, Hoffmann, Tebbens und Jongebroed, habt ein Antwortenheft benutzt, ohne die Aufgaben zu machen, vielleicht, Gott weiss, wie lange schon. Ich will euch nicht veranlassen, weiter darüber zu Lügnern zu werden, es ist genug, dass einer dies schon gethan hat. Aber ihr bleibt drei Stunden hier und macht die Aufgabe N<sup>o</sup> so und so, oder ihr bringt mir morgen die Antwortenhefte.“ Damit ging er fort. – Wir blieben, aber vom Rechnen war keine Rede – wir konnten es ja nicht! Nach vielem Hin- und Herreden kamen wir zu Ende der dritten Stunde zu dem Entschluss, morgen alles einzugestehen und das Heft abzuliefern. – Dann klingelten wir dem Pedell, Herrn Bruns, der die Zeit anschrieb und uns aufschloss, mit den gemüthlichen Worten „Jungs, wat hebbt ye denn wärutfräten, de Jöde (Spitzname Dr. Ritters) war je ganz wütend?“

Mittlerweile hatte Dr. Ritter mit Dr. Jongebroed, Joseph's Vater, über die Sache gesprochen. Sie hatten dann unter Joseph's Büchern das Heftchen aufgespürt und Dr. Ritter es an sich genommen. Am nächsten Morgen führte uns Dr. Ritter, nachdem wir ihm alles gestanden, und ihm versprochen hatten, jeden Abend eine Stunde nach zu sitzen, bis wir auch ohne Antwortenheft alles rechnen konnten, was bis Dato in der Klasse vorgekommen war, vor den Rector, Herrn Dr. Theo Ehrlenholtz, zur Vermahnung.

Seite 47

Der Herr Rector war so weichherzig als er dick war, und vergoss bei allen seinen Reden selbst die meisten Thränen. So auch heute, als er, nachdem er uns unsere Schandthat im grellsten Lichte vorgehalten, und uns auf das für uns nachtheilige derselben aufmerksam gemacht hatte, mit dem Verse schloss: „Des Laster's Bahn ist anfangs zwar – Ein grüner Weg durch Auen, - Doch bringt ihr Fortgang nur Gefahr – Ihr Ende Nacht und Grauen!“ – Als er dies in seiner tiefen Bassstimme declamirt hatte, rollten dicke Thränen über seine weisse Weste. Da schnitt Carl Hoffmann komische Grimassen, und die ganze Klasse konnte ein lautes Lachen kaum unterdrücken.

Aber Joseph und mir war es nicht zum Lachen. Wir nahmen diese peinigende Scene, so vor unseren Mitschülern dastehen zu müssen, als Verbrecher, an denen ein zur Warnung dienendes Exempel statuiert werden sollte, zu sehr zu Herzen, und waren von der Rede des Rectors wirklich gerührt. Als ich nach Hause kam, und von Vater, der auch schon um unser Vergehen wusste, eine Züchtigung erwartete, blieb diese aus. Das ganze Haus war aufgeregt, da mein kleiner, etwa ein Jahr alter Bruder Willie sehr heftig erkrankt war, und einige Tage hernach starb.

Eine traurige Erinnerung, wenn auch wohl nur eine Einbildung, knüpft sich für mich noch an den Tod Bruder Willie's. Ich musste ihn nämlich sehr oft im Schlaf wiegen, was ich leider nur immer sehr widerwillig that. Eines Tages wollte er gar nicht mehr aufhören zu schreien und ich wurde so böse, dass ich die Wiege so in Schwung brachte, dass sie ueberkippte und er herausfiel. Er hatte sich gar nicht weh gethan, doch ich bekam natürlich meine Schläge. – Als er nun nicht sehr lange nachher starb, habe ich mir oft im Stillen bittere Vorwürfe über meinen Jähzorn gemacht. Dachte ich doch nicht anders als dass der Schrecken, den er damals bekam, mit zu seinem Tode beigetragen hätte, was aber in Wirklichkeit nicht hätte der Fall sein können.

#### Capitel XV

Aus dieser Zeit, in den Jahren 1864-65, kann ich mich, mancher unerquicklichen Verhältnisse in unserem Hause entsinnen, die bei mir immer eine wehmütige Stimmung auslösen, da sie der Anfang vom Ende unserer Existenz in der Heimat verkörperten. – Das Geschäft ging schlecht. Vater war oft unwirsch und reizbar, Mutter manchmal verzagt. Die Einrichtung der Färberei und Druckerei, die sehr viel Geld gekostet hatte, wurde Stück für Stück verkauft, um baares Geld in die Hände



bekommen. Erst die grosse Garnmaschine, die auf dem Boden stand. Dann die schwere Zeugpresse, Färbekupen, Druckformen – kurz ein Stück um das andere gelangten in die Hände des schmunzelnden Juden „Gaus“. Ich hasste diesen gleissenden, schwänzelnden Juden, der bei all seiner Freundlichkeit immer einen so geringen Preiss bot, dass Vater oft wütend wurde, und ihn mit herben Worten zum Hause hinauswies, trotzdem er das Geld sehr nöthig hatte, denn unsere Familie, die damals schon nicht mehr klein war, denn der Storch hatte nach mir, bis dahin schon Bruder Johann, Br. Gerhardt, Br. Heinrich, Br. Wilhelm, und als einzige Schwester, unsere kleine Maike (später nannten wir sie Mary) gebracht, kostete viel zu unterhalten.

Aber der Jude wollte ein „Geschäftchen“ machen, und die harten Worte Vaters hinderten ihn keineswegs, schon am nächsten Morgen mit schmierig lächelndem Gesicht wieder zu kommen, um dann in den meisten Fällen den Handel abzuschliessen. Er kannte nur zu gut unsere Verlegenheit, und wusste auch, dass es nicht erwünscht war, es an die grosse Glocke zu hängen. – Wohl hätte Vater von Grossvater, der nebenan wohnte, Geld erhalten können, da dieser ja mit irdischen Gütern reich gesegnet war. Doch war er einerseits zu stolz ihn darum anzugehen, und andererseits waren wohl auch keine Aussichten vorhanden, das Geschäft wieder empor zu bringen.

In ganz Ostfriesland lagen eben dann alle Geschäfte zur Zeit darnieder. Viele Leute wanderten in diesen Jahren nach America aus. – Viele auch von Vaters ehemaligen Kunden, die allemal vergassen, vor ihrer Abreise ihre Rechnung bei ihm zu begleichen. – Auch meine lieben Eltern sprachen schon zuweilen unter sich ueber Auswanderung.

Zwei von Vaters Brüdern, Onkel Lüpke und Onkel Gerhardt lebten schon lange in America. Letzterer kämpfte im Bürgerkriege als Freiwilliger in einem unirtten Regiment der Nordstaaten.

Im Jahre 1865, nachdem der Krieg zu Gunsten der Union beendet, und damit die Negerclaven der confederirten Staaten des Südens ihre Freiheit erlangt hatten, kam Onkel Gerhardt unerwartet heim. Das war eine grosse Freude und Aufregung.

Ich erinnerte mich seiner noch als er noch bei dem Grossvater zu Hause war, als eben erwachsener Jüngling. Nun war er aber schon über 30 Jahre alt, und war fast ueberall in den Vereinigten Staaten Nord-America's gewesen. Was hatte er nicht alles als Soldat durchgemacht! Was hatte er nicht alles erlebt! Wir waren recht stolz auf ihn! Wenn er des Abends zu uns herüber kam und erzählte, so hörten

ihm alle mit Mund und Nase zu. Auch Nachbarn, von denen ebenfalls viele Europa müde waren, kamen her, um etwas über die americanischen Verhältnisse zu erfahren. – Für uns Kinder war er erst recht eine grosse Respectsperson. – Er trug ganz andere Kleider wie bei uns, und hatte viereckige Stiefeln an, die wir immer und immer wieder heimlich bewundernd betrachteten. Er sagte nicht „ja“ oder „nein“ sondern „yes“ und „no“, und mischte in seinem Deutsch oder „Plattdeutsch“ ueberhaupt viele englische Wörter. Mit mir sprach er gern, ab und zu, ganz Englisch, was ich damals schon ziemlich gut konnte, denn ich hatte nur im Rechnen mit „Simsons's Kalb – das Antwortenheft – gepflügt“, in allen anderen Fächern konnte ich es mit jedem aufnehmen.

Nun, wenn noch etwas daran gefehlt hätte, bei meinen Eltern den Entschluss, nach America auszuwandern, zu befestigen, so waren es die Erzählungen und der Zuspruch Onkel Gerhardt's, der ja aus Erfahrung und mit Enthusiasmus redete. – Als er etwa einen Monat unter uns geweilt hatte, war es schon so gut wie abgemacht, dass wir im Frühjahr, wo dann auch er nach America zurückkehren wollte, mitgingen. Auch einige andere, bekannte Familien, so Schlaechtermeister Suetthoff, und Schmiedemeister Watermann waren von der Partie.

Nun wurde die ganzen langen Winterabende hindurch von nichts Anderem als America gesprochen, und Onkel Garrels meinte oft, ich würde noch einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden. – Wieder ein Prognosticum für mich, was niemals eintreffen konnte.

Nach einiger Zeit stellte es sich auch heraus, dass unser lieber Onkel Gerhardt nicht bloss nach Hause gekommen war, um seinen alten Vater und andere Verwandte zu besuchen, sondern noch einen Nebenzweck verfolgte – oder war es vielleicht der Hauptzweck?

Er hielt nämlich Umschau unter der holden Weiblichkeit Leer's und Umgebung, um Jemand dazu zu bewegen, ihn als seine bessere Hälfte nach der neuen Welt zu begleiten. – Dies gelang ihm auch nach kurzer Zeit. Auf einmal hiess es „Margarethe Pooker ist mit Gerhardt Tebbens verlobt.“ –

So, – nun bin ich an die Familie Pooker gelangt, auf die ich im ferneren Verlauf meiner Aufzeichnungen, noch des oefteren zurückkommen werde, indem sie von jeher, bis auf den heutigen Tag mit der unseren in den engsten Beziehungen stand. – Alteingesessene, wohlhabende und sehr respectirte Bürgersleute, wie sowohl die Pookers als auch die Tebbens waren, hatte schon mein Grossvater eine Tochter aus

Seite 50

ersterer Familie geheiratet. Grossmutter's Mädchenname war Mechelina Pooker. – Dann wieder heiratete ein Sohn, unser Onkel Lüpke eine Henriette Pooker, „Saute Jette“ – Demnach zu schliessen wird die Wahl unseres jüngeren Americanischen Onkels, wohl von keiner Seite her, angefochten worden sein. – So gestaltete sich denn auch die Verlobungsfeier zu einem ordentlichen Familienfeste. Diese fand statt in Rhaude, wo Onkel Wilke S. Pooker, der damals Mühlenbesitzer war, wohnte und ein schönes Anwesen hatte. Dieses bestand aus einer grossen Mühle (Windmühle), schönen Wohnhaus, Stallungen, Garten und Ackerland.

Grossvater nahm Bruder Johann und mich einige Male mit in seiner Kutsche nach Rhaude, wo wir uns nach Herzenslust herumtollen konnten. – Die zweitjüngste Tochter Onkel Pooker's, Christine (jetzt meine liebe Frau) war damals ein Mädchen von etwa zehn Jahren, und uns am besten bekannt, da sie zuweilen, wenn sie bei „Opa“ auf Besuch kam, in Gemeinschaft mit unseren lieben Cousinen, Angriffe auf unsere Obstbäume machte. Wenn wir sie dabei ertappten, so vergassen wir alle Ritterlichkeit, Damen gegenüber, und jagten sie aus unserem Garten hinaus. – Dies mag wohl einige Male vorgekommen sein, doch in Rhaude war das alles vergessen.

Ich sehe sie noch heute, wie sie uns durch die Mühle führte, um uns die Einrichtungen zu zeigen. Sie trug ein buntkarirtes Kleid und hatte lange, dunkelblonde Zöpfe. Sie benahm sich ein wenig zurückhaltend, und kaute dann und wann ein wenig ihre Fingernägel, war aber ein „blitzsauberes“ kleines Mädchen.

#### Capitel XVI

Da nun kein Zweifel mehr war, dass wir im Frühjahr nach dem „Wilden“ America auswandern würden, wo lutherische Kirchen und Schulen wohl eine grosse Seltenheit waren, beschlossen meine Eltern, da auch Grossvater darauf drang, mich vorher confirmiren zu lassen, und ersuchten nun Herrn Pastor Harms, zweiter Pastor unserer Kirche, mir speciellen Religions-Unterricht zu ertheilen. Dieser war damit bereitwilligst einverstanden, und so ging ich zweimal wöchentlich Nachmittags nach seinem Hause zum Unterricht. Er und ich waren dabei immer ganz allein.

Wenn ich an diese Stunden zurückdenke, so kommt es mir vor, als wenn ich nie in der Stadt einen besseren Menschen, und aufrichtigen, warmherzigen Christen und Lehrer kennen gelernt habe, als Herrn Pastor Harms.

Unter seiner Leitung konnte kein Schueler trotzig oder verstockt bleiben, oder das Böse wollen. Leider musste dieser wahrhaft

Seite 51

gute Mann im besten Alter an einem bösartigen Halsleiden dahinsiechen. – Ich freute mich schon immer auf die Stunden bei Pastor Harms, obschon ich mich im Anfang sehr dagegen gesträubt hatte. So verging denn auch dieser, für mich der letzte Winter in der alten Heimat, unter aller Kraftaufwendung meinerseits zum Studiren sowohl auf dem Progymnasium als in den Religionsstunden. Ich wollte bis zur Prima kommen und auch confirmirt werden. Beides gelang mir auch. Mit gutem Zeugnis absolvirte ich die Secunda, und zu Anfang März wurde ich confirmirt von Pastor Harms, und zwar ganz allein, da wir schon am 17<sup>ten</sup> März abreisen sollten, und Palmsonntag, der regelmässige Confirmationstag, erst später fiel.

Nie werde ich vergessen, was an diesem Tage geschah. Es war ein schöner Sonntagmorgen. Gegen halb zehn Uhr kamen meine beiden aeltesten Cousinen, Michelina und Renetta und holten mich zur Kirche ab. Ich hatte einen ganz neuen, schwarzen Anzug erhalten, und die Mädchen bewunderten mich oder sprachen mir Muth ein, den ganzen Weg, von zu Hause bis nach der Kirche. Diese war bei unserer Ankunft schon mit Menschen gefüllt, da eine specielle Confirmation etwas sehr aussergewöhnliches war. Wir setzten uns unten hin, nahe dem Altar. Unser alter Cantor Oldenburger war schon am Praeludium. Dann stimmte er ein wohlbekanntes Kirchenlied an, und die Gemeinde fiel kräftig mit ein. – Als nun der Gesang, unter Begleitung brausender Orgeltöne, beendet war, trat Herr Pastor Harms vor den Altar und verlas das Evangelium und die Epistel für den betreffenden Sonntag.

Ich wusste, und fühlte dass viele Augen neugierig auf mich gerichtet waren, und war, als der Pastor mir winkte vorzutreten, ziemlich nervös und verwirrt. Meine Befangenheit legte sich jedoch sofort, als ich ihm in die guten, treuen Augen blicken konnte. Ohne Zaudern beantwortete ich alle Fragen aus dem Katechismus, und sagte alle drei Glaubensartikel, sammt den Erklärungen ohne Anstoss her. Dann wurde ich eingesegnet, um am Ende des Gottesdienstes nahm ich Teil am heil. Abendmahle. Der Ernst und die Feierlichkeit dieser Stunden hatten mich tief ergriffen. Ich bereute aufrichtig meine begangenen Unarten und Sünden, und gelobte mir im Stillen, fortan besser zu werden

und im treuen Glauben zu verharren. – Nun, ich will es mir nicht zum Lobe sagen, denn es blieb leider nicht zu allen Zeiten so, doch in dieser Stunde war mir dies alles heiliger Ernst, und ich glaubte mit ganzer Seele und kindlichem Gemüthe. – So verliess ich dann mit meinen Eltern die Kirche, und ging mit ernstesten Gedanken still nach Hause. – Ach, wenn ich doch so hätte bleiben können.

Doch leider sind die Gefühle und Gedanken der Menschen den Einflüssen äusserer Verhältnisse oft nicht gewachsen, und halten ihnen nicht Stand.

Als wir zu Hause an der Mittagstafel sassen, trat auf einmal Grossvater in die Thür. „Christoph, kumm im her“ sagte er im strengen Ton. Mutter bekam gleich Angst und rief „Wat hett he dan?“ – wohl befürchtend, dass ich es dem alten Herrn bei der Confirmation nicht recht gemacht hätte. – Ich ging jedoch ruhig zu ihm hin. Er gab mir die Hand, gratulirte und küsste mich und hing dann eine schöne, silberne Uhr mit Kette um meinen Hals, wobei er einige treffliche Worte ueber Anwendung der Zeit und den Werth der Confirmation sprach. Ich dankte ihm von Herzen, und bewunderte dann, und zeigte Allen meine erste Uhr, die mir fast wie ein Heiligthum vorkam. – Am Nachmittag und Abend versammelten sich alle Verwandten bei uns, und das letzte war, dass Cousine Renette mir meine Uhr aufziehen musste, da ich bange war, ich könnte daran etwas zerbrechen.

So endete der denkwürdige Tag meiner Confirmation. Oft, wie oft, später im Leben, und noch jetzt nach über 50 Jahren, habe ich an diese erhabenen Stunden zurückdenken müssen. – In trüber Zeit, und wenn die Wellen auf dem Meere des Lebens zur Sturmfluth anzuschwellen, und Alles, selbst den Glauben an Gott zu vernichten drohen, so kommt mir diese Zeit wie ein Leuchthurm vor den Augen, und ich denke an Pastor Harms, und an seine Worte, die er mir zum Abschied sagte: „Der Wolken, Luft und Winde, gibt Wege, Lauf und Bahn, Der wird auch Wege finden, da dein Fuss gehen kann: - Und das Vertrauen auf Gott kehrt zurück – Es wird wieder ruhiger.“

Der Vers, den mir ein Schulkamerad ins Stammbuch schrieb, bewährt sich: „Dein Leben sei thätig, und Ruhe herrsche in

deinem Inneren.“ Und noch ein Anderes aus meinem Album fällt mir oft ein: „Wenn auf des (Meeres) Lebens wild bewegten Wellen, Gefühle schwanken – Wie morsche Kähne. Am Felsen des Geschicks zerschellen, – So denk an Gott!“ – „Das Stammbuch.“ – Ja, das war ein werthvolles Andenken das ich aus der alten Heimat mitbrachte. Denn in diesen Tagen, als es allgemein bekannt wurde, dass wir auswandern wollten, widmeten mir alle Schulkameraden, Lehrer und Verwandte ein Blatt im Album, worunter sich viele beherzigenswerthe Verse befanden.

Manche schöne Stunde wurde mir nachher dadurch, wenn ich beim Durchlesen derselben, mich im Geiste nach Deutschland zurück versetzen konnte, und darüber nachdachte, was wohl im Laufe der Zeit aus allen den lieben Schreibern geworden sein mochte? Von einigen hörte ich noch von Zeit zu Zeit, aber von den Meisten nie mehr. – Mag bei ihnen der Vers, den einer von ihnen mir ins Album schrieb, eingetroffen sein: „Und hast du einstens, was du suchtest, gefunden: – Ein still bescheid’nes häuslich Glück. – Und denkst du dann in stillen Abendstunden, An eine Zeit zurück die längst entschwunden – Denk auch an mich!“ –

Meine Eltern hatten im Verlaufe des Winters schon viele ihrer Haushalts-Gegenstände verkauft, doch nun nahte der Tag an welchem die Auctionsämmtlicher Werthstücke stattfinden sollte, die nicht mit eingeschifft werden konnten.

Darunter gehörten leider auch meine lebendigen Lieblinge – die weisse, hornlose, von mir selbst aufgezogene Ziege – unser Hund – die Katze – ein Paar Turteltauben und der Kanarienvogel. Alles kam unter den Hammer ausser Hund und Katze, die mein Vater dem städtischen Nachtwächter schenkte.

Einige Tage vor unserer Abfahrt fand die Trauung Onkel Gerhards mit Margarete Pooker statt. Diese gestaltete sich zu einer Doppelfeier, nämlich zu einem Hochzeits- und einem Abschiedsfeste, und da fast das ganze Dorf Rhaude daran teilnahm, wurde sie so grossartig, dass mir dabei die Erinnerung an die, vor einigen

Seite 54

Jahren stattgehabte Feier der Goldenen Hochzeit meiner I. Grosseltern kam.

Nach der Heimkehr von Rhaude, ging dann gleich das Einpacken los. – Wir wurden für eine Nacht bei Grossvater, und einige bei Onkel Suerdiek einquartirt. Am nächsten Morgen kam schon ganz früh Herr Pastor Harms, um noch einmal Abschied zu nehmen, was unter rührenden Worten geschah. Dann machten Bruder Johann und ich uns auf, um all unseren Lehrern Lebewohl zu sagen. Dann machten wir noch einen Rundgang im Garten. Nelken, Goldregen und Schneeballen-Bäume fingen schon an zu knospen, doch wir sollten die Pracht der Blumen nie mehr sehen!

So wurde es Nachmittag, und auf einmal fuhr ein grosser Omnibus vor, der uns nach Oldenburg bringen sollte.

Unser Gepäck war schon früher am Tage per Frachtwagen abgeholt worden.

Nun noch ein kurzer aber herzlicher Abschied von den Verwandten, Grossvater, den Cousinen, Pookers, Suerdiecks, und andere entferntere, die alle herbeigekommen waren.

Lachen, Küssen, Weinen, eines nach dem Anderen und alles zugleich war dort zu sehen. Vieles wurde uns noch im letzten Augenblick zugesteckt. Sogar Opa gab mir noch eine grosse Pfeife, zum Zeichen, dass ich von jetzt an Rauchen durfte. – Es fiel ihm schwer, mich ziehen zu lassen. Trug ich doch seinen vollen Namen, der mit mir aus Ostfriesland verschwand, wenn er einmal starb. Der Name, den er zu Ehren gebracht, sollte in der alten Stadt Leer, mit ihm aussterben. Er hatte meinen Eltern vorgeschlagen, mich da zu lassen. Ich sollte meine Studien beendigen, um mich zum Pastor vorzubereiten. Das war von jeher seine Lieblings-Idee gewesen. Ich sollte Theologie studiren auf seine Kosten. Doch meine Eltern, namentlich Mutter konnten sich nicht dazu entschliessen, und als ich einmal dazu befragt wurde, konnte ich nichts anderes sagen, als dass ich hingehen würde, wo meine Eltern und Geschwister hingingen. Damit war denn diese Sache abgethan. Ob zu meinem Besten, ist eine ungelöste Frage!

Endlich hiess es „Einsteigen.“

Capitel XVII

„Einsteigen!“ hatte der Kutscher des Omnibus gerufen, und wir folgten willig. – – Wie mancher, der die Heimat auf Nimmerwiedersehen verlässt, würde sich noch im letzten Augenblick anders besinnen und nicht „einsteigen“, wenn er sich die Zukunft richtig vorstellen, und das „pro und con“ in aller Ruhe noch einmal in aller Gemütsruhe überlegen könnte. Auch unter uns mochten wohl solche sein, die gesagt hätten: „Na, ick gä nät mit!“

Doch nun stiegen wir ein, Alle! – Onkel Gerhardt und Margarethe, Vater und Mutter, ich und meine Brüder Johann, Gerhardt und Heinrich, sowie Schwester Maike, oder wie sie später in Amerika genannt wurde „Mary“ stiegen in den grossen Omnibus, worin sich schon der Schmied Hajo Watermann und Familie befanden.

Die Cousinen steckten uns noch ein Kästchen Cigarren, und Tante Suerdieck noch ein Päckchen Butterbrödtchen, zu. – Noch ein gegenseitiges Handschütteln durch die Wagenfenster, wobei viele Augen nass wurden, und „Huh!“ – Die vier starken Pferde zogen an. Wir hatten die Stätte, wo unsere Wiege stand, und unsere froehliche Jugendzeit sich abspielte, wohl auf immer verlassen.

Unter lautem „Juchee“ der Strassen-Jugend und Glückwünschen der Freunde, von denen einige zu Fuss bis nach Loga mitliefen, um dort, wo angehalten wurde, noch endlich „Adieu“ zu sagen.

Nun waren wir schon aus dem Weichbilde der Stadt Leer. – Du liebes altes Leer! Dich haben wir nie wieder gesehen, und auch keinen der vielen Freunde, die wir dort zurückliessen. Mit dem Deutschamerikanischen Dichter, muss ich auch noch heute, nach ueber einem halben Jahrhundert ausrufen:

„Kein Baum gehörten mir von deinen Wäldern,  
„Kein Halm war mein auf deinen Roggenfeldern,  
„Und dennoch lieb‘ ich dich, mein Vaterland!“

Freilich, eine Spur meiner Anwesenheit hatte ich dort noch nachgelassen, eine Dummheit noch begangen,



Seite 56

indem ich am letzten Tage meines Schulbesuchs die Buchstaben: C.J.T. tief in eine Thür des Schulzimmers einschritt. Für diese infame Beschädigung musste mein Vater noch am Tag der Abreise 15 Groschen Strafgeld entrichten.

Spät am Abend kamen wir in Oldenburg an, wo gegessen und übernachtet wurde.

Am andern Morgen ging es per Dampfboot nach Bremerhafen, wo wir nochmals uebernachten mussten, eher wir der „Terra firma“ Europa's hinter uns liessen. Nach Einkauf aller möglichen Lebensmittel. Blechgeschirr und dergl., nahmen wir dann Passage auf dem grossen Segelschiff „Shakespeare“. Der Agent hatte uns eigentlich für ein anderes Schiff gebucht, die „Stella“, doch dieses war noch nicht zur Abreise bereit, und musste noch drei Tage im Hafen bleiben. Wir aber wollten gerne fort, da der Aufenthalt in Bremerhafen nutzlos und äusserst kostspielig war. So kamen wir durch die Gefälligkeit unseres Agenten auf den „Shakespeare“, das grösste Segelschiff der damaligen Zeit. – Soweit war alles nach Wunsch gegangen. Ausser die Besorgnis Vaters, ueber Johann Boekhoff's, den Sohn eines früher ausgewanderten Freundes und Geschäftscollagen, hatte es keine Schwierigkeiten gegeben. Aber Johann Boekhoff erschien noch in der elften Stunde in Bremerhafen und kam glücklich mit an Board. Seine Eltern hatten sich in Peoria, Ill., nieder gelassen. Als sie vor zwei Jahren auswanderten, war ihr aeltester Sohn, dieser Johann, als Schiffsjunge auf hoher See gewesen. Nun war er heimgekommen, und hatte Herr Boekhoff an Vater geschrieben, und ihn ersucht, die Reise-Kosten für Johann vorzustrecken und ihn mitzubringen.

Vater hatte zugesagt, konnte aber den bewussten Johann nicht finden, bis dieser dann in Bremerhaven zu uns kam. Somit konnte er sein Wort einlösen und alles war wieder in Ordnung. Schnell waren die „Segel gespannt und die Anker gelichtet“. Bei schönem aber kühlem Wetter fuhren wir aus dem Hafen in die Nordsee, und weiter durch den Englischen Canal.

Onkel Gerhardt und T. Margarethe fuhren 1<sup>te</sup> Cajüte, wir 2<sup>te</sup> Cajüte. Am ersten Tage hatten wir uns schon ein wenig orientirt. Am zweiten Tage wurden alle, die nicht schon auf der

Seite 57

Fahrt von Oldenburg nach Bremerhafen einen Anfall gehabt hatten – seekrank. Ich blieb verschont davon, wurde aber nach einigen Tagen von einer Schwäche und Unwohlsein befallen, die fast die ganze Reise anhielt.

Die Schiffskost sagte mir nicht zu, und musste man mir das Essen meist aus der ersten Cajüte holen, wie es der Capitän „Fechter“, ein wohlwollender, guetiger Mann, angeordnet hatte. Sonst wurden die Mahlzeiten vom Steward ausgetheilt. – Alle Passagiere der zweiten Cajüte wurden zuerst versorgt, indem jeder mit seinem Blechgeschirr an dem kleinen Buffett des Koch's vorbei marchirte, der aus grossen Kesseln die Speisen hergab. Viele verschiedene Gerichte gab es freilich nicht, aber von dem, was da war, bekam man genug. – Brod und Butter wurde nur einmal woechentlich vertheilt. – Wenn die zweite Cajüte versorgt war, kam das Zwischendeck an die Reihe. Es waren in etwa im Ganzen 150 Passagiere an Board. Waehrend der Reise wurden 7 Kinder geboren und 17 Personen starben. Ein junges Maedchen wurde irrsinnig. Die Gesellschaft war eine sehr gemischte. Ostfriesen waren nur wenige darunter. Westphälinger gab es mehr, jedoch die Polacken und die Boehmen hatten das Uebergewicht, hauptsächlich im Zwischendeck oder 3<sup>ter</sup> Classe – 3<sup>te</sup> Cajüte. An schönen Tagen kamen sie an Deck, und da konnte man sie sich von Ungeziefer reinigen sehen, nach Art der Affen in den Thiergärten.

Die 2<sup>te</sup> Cajüte bestand einfach aus vier langen Doppelreihen von Betten, die numerirt waren. Jede Familie erhielt ein oder zwei Betten. Wir hatten zwei Betten und benutzen ein leergebliebenes für unser Gedieh. Von sonstiger Abtheilung war keine Rede. Hier herrschte „Gleichheit und Brüderlichkeit.“ Im Zwischendeck waren sogar 3 Betten uebereinander, und noch vollgepferchter als bei uns. – Man konnte es nicht laenger aushalten, mehr als eine Minute durch die Luken hinunter zu sehen, denn ein abscheulicher Geruch, den ich heute noch nachriechen kann, stieg von unten herauf. Es war unter aller Menschenwürde.

Um die Reinlichkeit auf Deck und in den Abtritten einigermaßen aufrecht zu erhalten, erboten sich Männer aus der 2<sup>ten</sup> Kajüte abwechselnd Tag und Nacht Wache zu halten. Dies gab Anlass zu manchen Krakehlereien und komischen Situationen. Ein jeder, dem nachgewiesen werden konnte, dass er sich ein Vergehen gegen die Reinlichkeitsregeln hatte zu Schulden kommen lassen, wurde angehalten, und ersucht oder gezwungen, den Fehler mit Seife und Wasser wieder auszuwischen. Solche Zustände waren nun für uns, und den Eltern etwas ganz unerträgliches, und unser heissester Wunsch war, dass die Reise nicht zu lange dauern möge.

In der zweiten Woche starben ein Paar Ferkel, sowie die meisten Hühner, die in Bremerhaven an Bord genommen worden. – Eines Morgens lag etwa ein Fuss hoch Schnee auf Deck, und war es lebensgefährlich, dort herum zu gehen, da alle Augenblicke grosse Massen von Eis u. Schnee aus der Takelage herab fielen. Dann, einige Tage später, erlebten wir einige schwere Windstürme, während welcher des Nachts ans Schlafen nicht zu denken war. – Alle losen Blechgeschirre, und Kisten und Kasten wurden von einer Seite zur anderen geschleudert. Dies verursachte einen Höllenspektakel, worin noch oft ängstliche Frauenstimmen mit einstimmten.

Vater erkundigte sich jeden Morgen beim Capitain nach dem Cours und dem Fortschritt der Reise. Bald hiess es, das Schiff macht 12 bis 14 Knoten pro Stunde vorwärts; am anderen Tage war es vielleicht umgekehrt – 14 bis 20 Knoten aus dem Cours. – So kam es, dass eines Tages das Schiff „Stella“, das drei Tage nach uns ausgelaufen war, an uns vorbeisegelte. Das war wieder eine Enttäuschung, denn wir hätten auch auf dem Schiffe sein können. – Doch es galt auszuhalten, u. wir verloren den Muth noch nicht. So verging manch langer Tag und manche schlaflose Nacht. Oft sahen wir stundenlang den gemütlichen Matrosen zu, die beim Auspumpen des Wassers immer ihre rhythmischen Lieder sangen. Dann wieder beobachteten wir die, dem Schiffe folgenden Dolphine und fliegenden Fische, die manchmal in grosser Menge vorhanden waren.

Abends kamen gewöhnlich die jungen Leute unter den Passagieren an Deck, wo dann, wenn das Meer ruhig war, sodass das Schiff nicht zu sehr schaukelte, getanzt wurde. Musikanten gab es ja allerlei an Bord. Handharmonika, Flöten, Geigen, Guitarre und Harfenspieler begleiteten abwechselnd den Tanz, wobei oft lustige Szenen vorkamen.

Die Matrosen waren immer „Mitte mang“, und erregten oft aus lauter Uebermuth absichtlich die Eifersucht eines oder des anderen der Verehrer der theilnehmenden Damen. (Um höflich zu sein, gebrauche ich dieses Wort.) Wenn der „Ritter ohne Furcht und Tadel“ dann den Zudringlichen zur Rede stellte, wurde er zur Zielscheibe des oft recht derben Witzes der Schiffsmannschaft.

Letztere gingen zuweilen auch zu weit mit ihren „practischen“ Scherzen. So war da eine Frau, die einen sehr schönen kleinen Terrier (Black and tan) besass. Das Huendchen war sehr klug, und that keinem Menschen etwas zu Leide. Seine Herrin liebte es ueber alles. Fast immer konnte man sie auf Deck antreffen, ihren Hund hätschelnd. Eines Tages nun lockten ihn die Matrosen nach einem einsamen Ort auf dem Hinterdeck, wo sie ihn an einer sehr empfindlichen Stelle des Körpers mit Jauche aus ihren alten Pfeifen einrieben. Sofort rannte das arme Thier von einem Ende des Schiffs zum Anderen, unter fortwährendem Geheul und Geschrei.

Jemand rief „Der Hund ist toll“, und alle suchten ihm aus dem Wege zu kommen, wodurch eine grosseanick entstand. – Als das arme Huendchen dem Schiffszimmermann in den Weg lief, schleuderte dieser es mit einem Fusstritt ueber Bord. – Etwa eine Stunde lang schwamm das Thier hinter das Schiff her. Hätte nicht jemand seine Herrin festgehalten, so wäre sie ins Wasser gesprungen, um ihren Liebling zu retten. Doch endlich ermuedete es und versank.

Diesen grausamen, unmenschlichen Scherz hätten wohl die Mehrzahl der Passagiere unseren Matrosen nicht zugetraut, die sonst bei den Leuten allgemein beliebt waren.

#### Capitel XVIII

Einmal auch waren wir Zeugen einer recht traurigen Bestattung, denn Beerdigungen und Begräbnisse können auf hoher See nicht vollzogen werden. Es war ein Familienvater den sie da in Segeltuch einnähten. Ein schwerer Stein wurde am Fussende mit eingenäht. So wurde er spät Abends von den Matrosen, unter lautem Weinen und Wehklagen der verlassenen Frau und

Seite 60

Kinder, an Deck gebracht. Der Schiffskaplan sprach ein Vaterunser welches von den Umstehenden, entblössten Hauptes still mitgebetet wurde. Dann wurde die Leiche, auf einem Brett liegend, behutsam ueber Bord gehoben, mit Tauen bis an die Oberfläche des Wassers hinunter gelassen, und einen Augenblick dort gehalten. – „Los“ rief Capitain Fechter, und die Matrosen liessen ein Ende der Taue fahren. – –

„Alles vorbei!“ – O, Menschen Elend, wo forderst du nicht deine Opfer!

Hier war eine arme Familie, die dir entschlüpfen wollte. Im alten Vaterlande hattest du sie verfolgt. Sie verkauften ihr letztes Bischen Hab und Gut, um die Reise nach dem neuen Lande, dem Lande der Freiheit zu ermöglichen. Dort, dachten sie, würdest du sie nicht mehr bis aufs Blut peinigen können. Aber ach, der Ernährer – kommt nicht mit hinüber!

Er bleibt einsam liegen, dort unten auf Meeresboden. Was sollen nun das schwache Weib und die kleinen Kinder, die da jetzt so trostlos wimmernd vor uns stehen, dort im fremden Lande machen? Wie wird es ihnen ergehen?

Von ähnlichen Gedanken beseelt waren wohl die meisten Passagiere, denn als einer den Vorschlag machte, eine Collecte für die Hinterbliebenen zu erheben, und der Hut herumgelangt wurde, gaben alle nach besten Kräften.

Wie wir später erfuhren, hatten die Leute irgendwo in den Vereinigten Staaten Verwandte, die von ihrem Kommen benachrichtigt waren, und haben diese dann hoffentlich weiter für sie gesorgt. Uebrigens konnte es von vielen, fast den Meisten der Passagiere gelten, dass sie zu Verwandten oder Freunde reissten, die schon längere Zeit in Amerika ansässig waren.

So verrann denn Tag um Tag mit kleinen, abwechselnden Begebenheiten auf dem weiten Ocean. Die Zeit an der wir muthmasslich hätten in New York landen sollen, war längst hinter uns, und noch immer war es unbestimmt, wann wir in den Hafen einlaufen würden.

Es wurde nachgerade unerträglich an Bord. Schmutz und Ungeziefer nahm so Ueberhand, dass man sich deren kaum noch erwehren konnte. Dann hiess es eines Tages, es mochten so 40 oder 45 Tage nach unserer Abfahrt sein, dass das Trinkwasser knapp würde, und von nun an jede Person nur die Hälfte der früheren Ration erhalten würde. Das war schlimm! Doch hatten wir nicht soviel zu leiden, als die meisten anderen.

Vater nämlich kam auf den, für ihn heroischen Gedanken, seinen noch übrigen Vorrath an Rum – es war noch ein ganzes Fässchen – dem Koch und dem Steward zu opfern, wenn sie uns für den Rest der Reise etwas mehr Trinkwasser zukommen

Seite 61

lassen wollten. Diese Offerte wurde mit Freuden aufgenommen. Wir wurden im Geheimen mit Wasser versorgt; aber der gute Vater musste jetzt sein Morgenschnäppchen entbehren, was ihm wohl schwer geworden sein mag. Doch freute er sich ebenso viel wie wir, dass wir nicht so viel Durst leiden mussten.

Die Situation auf dem Schiff war nachgerade dazu angethan, dass die Leute ungeduldig wurden. Man hörte allerlei abfällige Reden, ja, Verwünschungen – über den Capitain und Steuermann, das Schiff, den alten Kasten, der nicht mehr seetüchtig wäre – das jetzt noch schlechtere Essen und dergleichen. Doch – auf einmal war alles dieses vergessen. – Es war am 51sten Tag unserer Reise, als es hiess: „Land in Sicht!“ – Land! rief es und donnert es. Land! So etwas, wie die Gefährten des Christoph Columbus erfuhren und fühlten auch die Passagiere des alten Shakespeare. Hurrah! die Hüte geschwenkt, einige – Gott sei gedankt! auf den Knien betend, andere. – Lachend, weinend, jubelnd und schreiend, so wurde diese Nachricht aufgenommen. „Land in Sicht!“ zwar noch nicht für uns. Das kam erst am nächsten Tage. Am Abend noch war ein kleiner Dampfer, das Lootsenboot an uns herangefahren und hatte einen Piloten an Board gebracht, unter dessen Commando nun sofort alles stand.

Diese Nacht – die letzte an Board des Schiffes – haben wohl wenige geschlafen. Die meisten hantirten mit ihrem Gepäck. Gegen Morgen hörten wir die Hähne krähen und die Hunde bellen, worüber mein kleiner Bruder Gerhard die weise Bemerkung machte, dass dies gerade so klänge wie bei uns in Leer.

Die Landung der vielen Passagiere ging verhältnissmässig schnell von statten. – Waren doch alle sehr begierig, das Land ihrer Hoffnungen, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ sobald wie es nur ging unter ihre Füsse zu bekommen.

Adieu Shakespeare! Du altes, treues, wenn auch langsames Schiff. Hast doch endgültig das Ziel erreicht, und hier sind wir mit Sack und Pack. Schon seit Tagesgrauen hatten wir ausgelugt, und die kleinen weissen Häuser, die Küste entlang bewundert. Und die schönen Rasen darum herum erschienen uns grüner zu sein, als irgendwelche, die wir gewohnt waren zu sehen! Freilich, nach einer so langen Seereise, war uns dies alles ein erlösender Anblick.

Seite 62

Nicht weniger freuten wir uns ueber die vielen kleinen Ruderboote, die nun an unser Schiff anlegten, und allerlei Esswaren feilboten. Weissbrot, Wurst, Käse und so weiter fand guten Absatz. Auch Vater kaufte eine genügende Portion für unsere Familie, und während wir im Genuss derselben schwelgten, näherte sich das Schiff majestätisch dem Landungsplatze und legte an.

Zweiter Theil

Capitel I

Amerika! – New York! – Castle Garden! Mit meiner ausgedehnten Kenntniss der englischen Sprache hatte ich nichts wichtigeres zu thun als diese Benennung meinen I. Eltern und allen die es hören wollten ins Deutsche zu übersetzen: Castle – Schloss = Garden – Garten, also Schlossgarten. Das ist richtig sagte Onkel Gerhard, aber mein Vater lächelte. Freilich, der Garten, aus einigen Rasenflächen mit einigem Gestrüpp bestehend, erschien uns nach der langen Seereise einladend genug. Aber das Gebäude, das „Schloss“!

Ein altes, verfallen aussehendes, hoelzernes rundes Castell, aber sehr geraeumig. – Die vielen Immigranten liefen hin und her, und wussten nicht was zunächst zu thun sei. Wir liessen uns auf unser Gepäck nieder. Die Familienoberhäupter, oder Einzelstehenden wurden nun von den Zollbeamten, und Beamten der deutschen Gesellschaft ueber ihre Habseligkeiten und das woher und wohin, der Reihe nach verhört.

Es wurde ihnen dann bestmöglichst Rath ertheilt, und einer nach dem andern entfernte sich. Einige wurden von Verwandten in Empfang genommen, doch die meisten wurden von Hotel-Agenten, hiezulande „Runners“ genannt, ins Schlepptau genommen. Diese waren sehr geriebene Kerle, und kam ihnen nicht leicht einer aus den Fingern, den sie nach ihrem respectivem Gasthause bugsiren wollten. Per Omnibus ging es dann dorthin.

So auch wir und die Familie Watermann, doch unter der Oberaufsicht von Onkel Gerhard, der erst jetzt in sein eigentliches Fahrwasser kam. Er wusste Bescheid, und war an allen Ecken und Enden. Er lotste uns denn auch glücklich nach einem deutschen „Einwanderer-Hotel“ an der Greenwich-Strasse.

Darüber war es Abend, und wir recht hungrig geworden. Als uns unser Zimmer, es gab nur eins, angewiesen war, setzten wir uns zu Tisch. Trotz unserem grossen, weil lange unbefriedigt

gebliebenem Appetit, war das Essen von so zweifelhafter Qualität, dass wir ungesättigt vom Tische gingen. Herr Watermann und Vater beschlossen sofort umzusiedeln. Zwei Häuser rechts war wieder ein „Deutsches Hotel“ und dort zogen wir hin, noch denselben Abend.

Doch – o weh! – Hatten wir in dem ersten nicht essen können, so konnten wir in diesem nicht schlafen! Lieber Leser, du kannst dir denken warum nicht. – Eine Species kleiner Insecten hatte lange vor uns in grossen Schaaren von den Betten Besitz ergriffen, und fielen ganz mörderisch über uns her, als wir uns schlafen legen wollten. Wir mussten Gegenwehr leisten, aber je mehr wir erlegten desto mehr schienen ins Feld einzurücken. – Da uns ausserdem der ungewohnte Lärm auf den Strassen, in uns ganz fremden Tönen nicht zur Ruhe kommen liess, waren wir recht froh, als endlich der Morgen tagte. Unsere knurrenden Mägen verlangten nach einem guten Frühstück, was wir denn auch unerwarteter Weise erhielten.

Gegen neun Uhr kamen Onkel Gerhard u. Tante Margarethe, die sich etwas vornehmer einquartirt hatten, um uns abzuholen zum Besuch bei unserem Onkel Lüpke, Vaters aelterem Bruder, der schon lange in New York ansässig war.

Er wusste noch nicht, dass wir angekommen waren, und so wollten wir ihn ueberraschen. Die Fahrt ging per „Horse Car“ nach seiner Wohnung, 8<sup>th</sup> Ave. und 30<sup>th</sup> St.. Das war nun für uns etwas ganz Neues. So eine Strassen-Eisenbahn hatten wir noch nie gesehen, viel weniger darauf gefahren. – Und all die grossen Häuser, ja ueberhaupt fast alles, was wir unterwegs sahen, machte auf uns einen imponirenden Eindruck. Das also war das wilde, uncivilisirte America?

Ja, was Wunder da, wenn in den ersten Tagen ihres Hierseins die armen Einwanderer von allen Seiten über's Ohr gehauen und beschwindelt werden! Sie sind ja ganz verblüfft von all den auf sie einstürmenden, ueberwältigenden Eindrücken des Niegesehenen, und nie beachtet. Obendrein unbekannt mit der Landessprache! Da machen es sich, am allerersten ihre eigenen, schon früher eingewanderten spitzbübischen Landsleute zu nutze sie bequem zu uebervortheilen. Wie mancher weiss ein Liedchen davon zu singen. Auch meinem I. Vater sollte dies nicht erspart bleiben, wie sich bald herausstellen wird.

In etwa dreiviertel Stunden langten wir vor der Wohnung Onkel Lüpke's an. Das Haus war wiederum ein grosser dreistöckiger



Seite 64

Holzkasten, genannt „Framehouse“, deren es damals in New York noch viele gab. Er wohnte im zweiten Stock, und schien eben auch noch nicht reich geworden zu sein in America.

Gross war jedoch die Freude, und warm der Empfang, als wir so unverhofft bei ihnen eintraten.

Onkel Lüpke, so wie Tante Jette und auch Mecheline, die einzige Tochter und auch der jüngste Sohn Hinrich waren zu Hause. Johann, der aeltere Sohn war Clerk in einem Geschäft in der Stadt, und nicht anwesend.

Als das Küssen und Umarmen endlich vorüber war, setzten wir uns, und nun ging's ans Erzählen von Deutschland einerseits, und andererseits von America. – Mein Interesse war die meiste Zeit der merkwürdigen Construction des Hauses zugewandt. – Auf dem Flur sah man stellenweise grosse Löcher in der Wand, wo der Pflaster abgefallen war, und man durch die zum Vorschein kommenden Latten in die hohle Wand hineinschaute. Dies kam mir recht unheimlich vor, und ich frug, ob alle Häuser in America so gebaut wären, was verneint wurde. Ich habe aber seither noch viel schlechtere gesehen.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Tante Jette hatte eine echt deutsche Mahlzeit gekocht, die mit einer kräftigen Rindfleischsuppe, die uns lange gefehlt hatte, und uns daher um somehr mundete, ihren Anfang nahm. – Nach dem Essen gingen Mecheline, die Mattie genannt wurde, Henry und Br. Johann und ich ein wenig spaziren, wobei ich mich ueber die Fremdartigkeit der Dinge amüsirte, während unsere Begleiter dasselbe ueber unsere naiven „grünen“ Fragen thaten.

Als wir heimkamen hatten sich die Alten so ziemlich ausgeplaudert und sassen gemütlich beim Gläschen Bier. Nach dem Abendessen brachte uns Onkel Gerhard, der noch einige Wochen in New York bleiben wollte, in Begleitung von Onkel Lüpke, wieder nach unserem Hotel, von wo wir am nächsten Morgen unsere Reise ueber Land nach Peoria in Ill. fortsetzen wollten. Wie wenig ahnte ich, dass ich diese Stadt erst nach dreissig Jahren meines Hierseins zu Gesicht bekommen würde. – Doch ich will nicht vorgreifen, sondern der Erzählung ihren Lauf lassen.

Wir erreichten ohne Unfall das Hotel, und schliefen fast ebenso wenig als in der vorhergehenden Nacht, – aus denselben Ursachen natürlich. – Unsere gute Mutter, die sowieso den grössten Abscheu für alles, was Ungeziefer heisst, hatte, konnte kaum die Zeit abwarten, dass wir aus diesem Logis fort kamen.

## Capitel II

Unser zweiter Tag in America brach an und mit ihm mein erster Unglückstag. Nachdem wir gefrühstückt, und Vater die Zeche berichtigt hatte, wurde unser Gepäck nach dem Bahnhof geschafft. Wir brachen ebenfalls, unter Führung des Hotel-Agenten, dorthin auf. Der Bahnhof der N. Y., Erie & Hudson River-Eisenbahn lag auf der östlichen Seite des East River, und mussten wir das Fährboot benutzen.

Vater hatte, durch den Hotelmann, sich schon sämtliche Reisekarten bis nach Chicago, auch für unseren Freund Joh. Boekhoff, besorgen lassen. Wir waren schon nahe am Fluss, als letzterer plötzlich ausrief: „O Gott, ik hebb min Reisetaske vergeten!“ Tableau! – Was war zu thun? Die Zeit war knapp, doch da er sein ganzes Vermögen und seine guten Kleider in der Tasche hatte, wollte er durchaus zurück eilen. Der Hotel-Runner meinte, es würde noch gehen, wenn er nur das Hotel ohne Begleitung finden könne. – O ja, das könnte er jedenfalls, in einer halben Stunde wäre er wieder bei uns. – Der Zug fuhr erst eine Stunde später, und so sagte mein Vater: „Nun gut, Christoph kann mit dir gehen. Ich habe auch meinen Regenschirm und die Hutschachtel mit meinem Cylinderhut stehen lassen, die könnt ihr dann auch mitbringen.“ Flugs trollten wir nun davon, zurück zum Hotel.

Verhängnisvoller Gang. Wer doch hätte ahnen können, was die Folgen davon sein würden. – Nie wären wir gegangen! Im Laufschrift ging's nach der Greenwich Street, die wir leicht genug fanden. Wir wanderten die Strasse entlang, immer nach dem Schild „Zum grünen Baum“ Ausschau haltend. Doch es wollte sich nicht zeigen. Ich verliess mich auf Johann, der doch einige Jahre aelter als ich und dazu schon Schiffer gewesen war. Diesem kam endlich der gute Einfall jemanden nach dem Hotel zu fragen. Er hatte, ebenso wie ich, ein wenig Englisch gelernt, und konnte einige Brocken davon um sich werfen. Einige seiner Anfragen wurden gar nicht beachtet, doch zuletzt wurde ihm von einem Mann der Bescheid: „Go the other way!“ – Da lag der Hase im Pfeffer. Wir waren in entgegengesetzter Richtung gewandert. Also kehrt gemacht: und abermaligen Dauerlauf fanden wir den „Grünen Baum“, und auch die bewussten Gepäckstücke, nur nicht den Cylinderhut. Wir mussten dem Clerk erst Rede und Antwort stellen, ehe er uns mit den Sachen fortliess. Dann ging's aber spornstreichs

dem Ufer zu, was wir auch bald erreichten. Ein gerade abgehendes Fährboot nahm uns mit – aber – aber!

Als wir uns dem jenseitigen Ufer näherten, sahen wir einen Zug abfahren und auf der hinteren Plattform eines der Waggonen standen Vater und Mutter. Vater gesticulirte heftig, und winkte uns, in seiner Aufregung, zu kommen. – Unmöglich! – Als wir ans Ufer traten war der Zug bereits ausser Sichtweite. Sie waren fort, und wir standen da – allein – zwei grüne Jungen, ohne Geld auf fremder Erde!

Was nun? Ja, was nun! Wir gingen in den Bahnhof – doch was half das. Wir hatten sie ja deutlich genug mit dem Zuge abfahren sehen. Daran war nichts zu ändern. – Aber wohin? Nach dem Hause meines Onkels in New York! Doch wir hatten die Adresse nicht, und ueberdies nur drei der grossen kupfernen Cent-Stücke, die uns Onkel gestern geschenkt hatte, im Besitz. Johann hatte zwei, und ich einen. Die Ueberfahrt mit dem Fährboot kostete aber drei Cents a Person.

Wir setzten uns hin und fingen an allerlei Pläne zu schmieden. Könnten wir nur das Schiff finden, mit dem wir gekommen waren, der alte Capitain Fechter würde uns schon wieder mitgenommen haben, nach Deutschland. Und so kamen uns noch viele unausführbare Gedanken. Wir waren eben noch Kinder. – Es wurde Mittag – es wurde Abend. – Wir sassen da, auf einer Bank im Wartesaal der Ferryboote und kein Mensch kümmerte sich um uns. „A couple of Greenhorns“ werden sie wohl gedacht haben, die auf jemand warten. Das war ja in dieser Umgebung etwas ganz alltägliches. Wir konnten uns zu nichts entschliessen, – und ein tiefes Weh – war's wohl das Heimweh! – kam über uns. Joh. Boekhoff hatte schon lange nichts mehr gesprochen, und ich war mit meinen Gedanken allein. Wie konnte das doch so kommen. Wie musste sich meine liebe Mutter jetzt wohl grämen, da sie nicht wusste, was aus uns werden würde. War ja schon so mancher im Wirbel der Stadt New York verschwunden auf nimmer wiedersehen. – Ich weinte – und betete abwechselnd. Und siehe – hatte ihn der Liebe Gott gesandt? (Ich halte es bis heute für eine directe Gebetserhörung, wie ich deren ja noch oeffter erfahren habe. – Dem Herrn sei Dank!) – Auf einmal stand ein Mann mit langem Bart vor uns. Er redete Johann in gebrochenem Englisch an. Dieser erzählte ihm in der selben Sprache unser Leid. Dann erkundigte er sich nach seinem Namen. Das änderte ihn sofort um. „Wat?“ sagte er, „Joh. Boekhoff? Ut Leer?“ „Jawoll“, sagte Johann. Und sich zu mir wendend, frug er: „Wo hest du dann?“ „Christoph

Johann Tebbens.“ „Wat, Blaufarwer Tebbens ut Leer sin sön?“ „Dat bünick.“ – Nun freute er sich fast noch mehr als wir ueber diese Begegnung. „Junge“ sagte er zu mir, „kennst du mi denn nät mehr?“ – Ich meinte, ihn an der Sprache als einen unserer Nachbarn, Zimmermann Hortmeyer, der aber schon vor etlichen Jahren ausgewandert war, zu erkennen, und sagte: „Sä sünd doch nit Tischler Hortmeyer?“ „Junge ja, de bün ick, un ick wohn in Brooklyn, un will gerade na Huus. Nu kön ji mitgahn. Du hest aber doch en Unkel in N. York, wäst du dat hel nät?“ – Ich erzählte ihm, dass wir meinen Onkel am Tag vorher besucht hätten, ich aber nicht seine Adresse wüsste.

Er aber wusste wo er wohnte, und meinte es wäre wohl das Richtigste, er brächte uns gleich dahin. Dies Anerbieten nahmen wir mit Dank und Freude an, und in einer Stunde befanden wir uns in der Wohnung Onkel Lüpke's, wo auch Onkel Gerhard und Tante M. sich einquartirt hatten. – Diese Ueberraschung war für die lieben Verwandten, wenn auch nicht so freudiger Art, fast noch grösser als die gestrige. Wir waren froh, dass wir Unterkunft gefunden hatten. Selbstverständlich wurden wir freundlich aufgenommen, und somit vorläufig in Sicherheit. Wer weiss, was aus uns geworden wäre, wenn nicht Herr Hortmeyer uns gefunden hätte.

Am nächsten Morgen sandte Onkel Lüpke ein Telegramm, nachdem er sich erkundigt hatte, dass Vater Fahrkarten nach Chicago gelöst hatte, an alle dortigen deutschen Emigranten-Hotels, der etwa dort eingekehrten Familie Tebbens, ueber unseren Verbleib in Kenntniss zu setzen.– Wie Vater uns einige Tage später brieflich mittheilte, wurde ihnen die Nachricht schon bei ihrer Ankunft durch einen Hotel-Besitzer, Namens Joh. Jacobs ertheilt, bei dem sie dann auch einige Zeit logirten. Aus dem Briefe Vaters an Onkel Lüpke erfuhren wir denn auch über die Erlebnisse während ihrer Reise. – Mutter war, wie ich es mir ja vorgestellt hatte, ganz untröstlich gewesen, und hatte durchaus absteigen und uns holen wollen.

Sie hätten ja können warten, und dann den nächsten Zug besteigen, wenn Vater nicht unter dem Eindruck gestanden hätte, dass die Fahrkarten, wie in Deutschland üblich, nur auf dem einen Zug gültig seien. – Ausserdem war es einem, sich auf dem Zuge befindlichen, deutschsprechenden Bauernfänger nicht entgangen, dass hier vielleicht etwas zu machen sei. Er hatte sich gleich

Seite 68

meinen Eltern genähert, deren Aufregung er wohl merken mochte. Als er erfuhr, dass mein Vater alle Fahrkarten, nämlich acht Stück a \$22<sup>00</sup> bei sich hatte, stellte er sich als ein Angestellter der Eisenbahn vor, dessen Aufgabe es sei Einwanderern mit Rat und That beizustehen. Er erbot sich, wenn Vater ihm die zwei Tickets für Joh. B. aushändigen wolle, er von der nächsten Station zurückfahren, und uns per Schnellzug, der noch vor dem Emigranten-Train, auf dem sie fuhren, in Pittsburgh, Pa, eintreffen würde, dorthin spediren wolle, wo sie uns dann in Empfang nehmen könnten. – Dies leuchtete meinen Eltern in ihrer Angst und Vertrauensseligkeit dann auch ein. Er erhielt die Fahrkarten, oder besser \$44<sup>00</sup> baar, „und Ross und Reiter sah man niemals wieder!“ „Sancta simplicitas!“ – Die armen Eltern erwarteten, uns bei ihrer Ankunft in Pittsburgh dort vorzufinden, doch es war niemand da, der etwas von uns wusste. Sie warteten sogar den ganzen Tag dort – doch vergebens. Nachdem ein wohlmeinender deutscher Herr sie über den wahrscheinlichen Schwindel aufgeklärt hatte, setzten sie ihre Reise nach Chicago fort, wo sie dann sofort etwas über uns in Erfahrung brachten, worauf Vater den Brief an uns schrieb.

### Capitel III

In diesem Briefe ersuchte er auch Onkel Lüpke uns das Reisegeld vorzuschüssen, und uns kommen zu lassen, da das mitgebrachte Geld schon sehr auf die Neige ging. Wie ich schon gemerkt, hatte der gute Onkel leider selbst keinen Ueberfluss an americanischen Dollars. Als wir nun die Sache besprachen, und er mir anbot, vorerst bei ihm zu bleiben, und eine Zeitlang die Schule zu besuchen, um besser Englisch zu lernen; oder er wolle versuchen, mich in eine leichte Stellung zu bringen, z.B. in einer Apotheke oder so etwas, entschloss ich mich für das Letztere.

Ich wusste ja wie die Sachen standen, auch bei meinen Eltern, und dachte es nun wirklich an der Zeit, die Kinderschuhe abzulegen, wie es mir der liebe Grossvater noch vor unserer Abreise gerathen hatte.

Doch die lieben Kinderschuhe! Wie manches arme Kind muss sie, unter dem Druck der Verhältnisse viel zu früh ablegen, wenn sie noch lange nicht abgetragen sind. – Dann werden sie aber in den meisten Fällen, nur in die Ecke gestellt, um bei der ersten besten Gelegenheit wieder hervorgeholt und angezogen zu werden, bis

endlich die Sohlen und Absätze ganz abgenutzt sind. – Nicht wahr, lieber Leser, du weisst auch wie ich dies meine. Vielleicht ist es auch dir so ergangen!

Ich schrieb nun meinen Eltern, sich weiter keine Sorgen um mich zu machen. Ich würde eine Zeitlang in New York bleiben, und mir das Reisegeld für Chicago selbst verdienen.

Nun war ich denn zum ersten Mal den vielen Millionen eingereiht, die auf ihr eigenes Können und Wollen angewiesen sind. Ich hatte das fünfzehnte Jahr erreicht, und war für mein Alter stark und gross. – Ich wollte und – ich musste! Also darauf los! –

Was mich jetzt erst am meisten bedrückte, war, dass ich in den Kleidern nicht rein war. Auf dem Schiffe hatten sich in letzter Zeit Zuläufer an uns, wie an allen, herangemacht, und die war ich noch nicht ganz wieder los. – Hinten im Hofe war ein kleines Häuschen. Dort ging ich in aller Stille hinein, und entledigte mich meiner Unterkleider, steckte sie in die Cloake, und zog mich wieder an. Als Tante einige Zeit später davon erfuhr, war sie sehr böse und meinte sie hätte sie mir auswaschen können, und Onkel sagte ich hätte dadurch den ganzen Wasserapparat verstopfen können. Doch ich war wenigstens rein, und die Kleider waren und blieben verschwunden.

Einige Tage nun machten Joh. B. und ich, in Begleitung unseres Vetter's Henry, Spaziergänge in der Nachbarschaft, wobei ich viel neues kennen lernte. Unter anderem auch Peanuts und Tomatoes, die ich noch nie gesehen, und denen ich auch keinen Geschmack abgewinnen konnte. – Doch dies tägliche Umherstreifen in der Stadt mit Vetter Henry wurde ich bald ueberdrüssig. Ich suchte jeden Morgen die Zeitungen durch nach Anzeigen in der Rubrik „Knaben verlangt“. Bis ich aber an die Adresse hinkam, war die Stelle schon besetzt. – Doch eines Morgens glückte es mir dennoch. Es wurde ein starker Junge verlangt in einem Eisenwaaren-Geschäft. Ich meldete mich und wurde angestellt mit 3 Dollar Wochenlohn und Beköstigung.

Freudig eilte ich heim und erzählte Onkel und Tante, dass ich am folgenden Morgen dort anfangen würde. Sie meinten das wäre nichts für mich, und es würden sich schon passendere Stellen finden. Allein, ich bestand darauf, in Action zu treten. So machte dann Tante Jette alles fertig für mich, dass ich zeitig hinkäme.

Meine Gedanken liessen mich diese Nacht nicht gut schlafen. Schon bei Tagesanbruch war ich wach, und nach dem Frühstück zog ich los, die von Tante erhaltene, neue, blecherne Lunchbox wohl-

Seite 70

gefüllt in der Hand tragend. – Zum ersten Mal in meinem Leben wollte ich heute durch meiner Hände Arbeit Geld verdienen. – Mit welchem frohen Muthe meldete ich mich einige Minuten später dem „Boss“.

Hätte ich gewusst, was mir hier bevorstand, so wäre ich gewiss an der Thür wieder umgekehrt. – Freilich, der „Boss“ war ein ganz freundlicher ällicher Deutscher, nur war er nicht der wirkliche Boss. – Nachdem ich meinen Rock und die Lunchbox in eine Ecke hinten im Store hingelegt, zeigte er mir was ich thun sollte, nämlich – Ofen putzen! –

Das hatte ich mir nicht vorgestellt – als Sohn respectabler Bürgersleute Eltern und angehender Primaner des Progymnasiums zu Leer – Ofen putzen in New York! – Wenn das meine Kameraden gewusst hätten! Doch es sollte noch besser kommen. – Die Frau Meisterin, wie man wohl in Deutschland sich ausgedrückt hätte, war eine böse Sieben. Ich konnte ihr nicht genug arbeiten. Als ich nun um die Mittagszeit meinen Lunch verzehrt hatte, rief sie mich und sagte: „Junge, ich habe ganz vergessen dir zu sagen, dass du jeden Morgen oben das Dach rein zu machen hast. Unsere vorigen Buben haben das immer gethan. Nimm den Besen und gehe nur hinten die Treppe hinauf. Die Hunde thun dir nichts.“

Ich ging, und fand ein, etwa fünfundzwanzig Fuss im Geviert, mit Brettern belegtes, flaches Dach vor. Es war mit hölzernem Gitter umgeben. – Drei grosse schwarze Köter sprangen mir bellend, aber zugleich schweifwedelnd entgegen. Die mussten wohl gewohnt sein, alle Paar Tage einen neuen Jungen da heraufkommen zu sehen. Der Platz war ganz gräulich beschmutzt. Ich fing an, obwohl mit Ingrimme reinzumachen, währenddem in mir der Entschluss reifte, dass dies der erste, aber auch letzte Tag in diesem Hause sein sollte.

Als ich fertig war, ging ich wieder in den Store, und sagte dem Boss, dass ich morgen nicht wieder käme. Da wurde die Alte falsch, und sagte sie hätte sich noch wohl ein Dutzend Adressen von Jungens, die auch auf ihre Annonce sich gemeldet hätten notirt, die wären froh, wenn sie kommen könnten, und um sich den Taglohn für heute – 50¢ – sich zu ersparen, könne ich gleich jetzt gehen. Ich liess mir das nicht zweimal sagen, zog meinen Rock an, und steckte meine Lunchbox in die Aussentasche derselben. Als ich an ihr vorbeikam, hielt sie mich an und schrie: „Was, du willst auch noch stehlen!“ Dabei wollte sie mir die Lunchbox aus der Tasche ziehen. „Halt“ sagte ich, „die ist mein. Ich habe sie heute morgen mitgebracht.“ Sie rief ihren Mann, und sagte ich hätte eine ihrer neuen Lunchboxes

Seite 71

in der Tasche. Der Alte aber bestätigte meine Worte. Er hatte gesehen dass ich sie mitgebracht hatte. Er durfte aber nicht viel sagen, ging indessen mit mir an die Vorderthür, und steckte mir heimlich einen 50<sup>c</sup>-Schein in die Hand. „Taglohn für heute“ murmelte er dabei. – Dieser Tag war ein Beweis für das alte Sprichwort: „Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben!“

#### Capitel IV

Diese Enttäuschung stimmte mich wieder ganz herunter, und ich dachte, wie es wohl den Meinen in Chicago ergehen möchte. Vater und Br. Johann würden doch auch wohl Arbeit suchen müssen. Hoffentlich mussten sie nicht auch so böse Erfahrungen machen als ich.

Zu Hause angekommen, erzählte ich mein Erlebnis. Onkel war sehr aergerlich, dass man mich als einen Dieb hatte verdächtigen wollen, doch Alle gaben mir Recht, dass ich prompt die Arbeit niedergelegt habe. Es würden sich schon bessere Stellen finden und ich brauchte nicht gleich das erste beste anzunehmen. Allein, mir behagte diese Auffassung nicht recht. – Ich wollte arbeiten auf dass ich genug Geld sparen könnte, meinen Eltern nachzureisen. Daher suchte ich gleich am nächsten Morgen fleissig in den Zeitungen nach. Es dauerte jedoch fast eine Woche, ehe es mir gelang, anderen den Rang abzulaufen.

Las ich da eines Morgens: „Verlangt: Ein starker Junge, um die Bäckerei zu erlernen. – Broadway & 5<sup>th</sup> Ave.“ – Sofort machte ich mich dorthin, und war so glücklich, angenommen zu werden, gegen Vergütung von 10 Dollars pro Monat, nebst Logis und Beköstigung. Das klang schon ein wenig besser, und siedelte ich noch am selben Tage hinüber.

Nun wurde ich statt Ofenputzer – Pfannenputzer! Aufwärts muss man streben! – Am folgenden Morgen um 5 Uhr ging es an die Arbeit. Ich sollte den Pie and Cakes Bäckern Hilfe leisten. Das erste, was ich in der Bäckerei, die sich im Basement befand, sah, waren einige wohlgenährte irländische Polizisten, die wie ich später erfuhr, allnächtlich, anstatt ihren Dienst zu besorgen, ein Schläfchen hielten auf der grossen Icebox, unter dem Bürgersteig. (denn wir hatten sehr warmes Wetter) Hier wurden alle Ingredienzen und Pie-Früchte aufbewahrt. – Das erste Backwerk morgens waren Tea-Biscuits und Buns und Doughnuts. Wenn die fertig waren, wurden die Polizisten geweckt, die dann davon so viele verzehrten wie sie Lust hatten, bevor sie abschoben – einer nach dem anderen. – Nun, ich hatte, wie gesagt, die Pfannen zu putzen und zu schmieren,



Seite 72

sie in den Ofen mit ein- und ausschieben zu helfen. Später die Pieränder mit den Händen abzudrücken, und die Fried Cakes oder Doughnuts zu kochen, wobei zuweilen erst eine, im Fett ungekommene Maus oder Ratte aus dem, immer von neuem benutzten Kessel mit Fett, herausgefischt werden musste. So etwas kann in der besten Bäckerei vorkommen, doch die werthen Kunden wissen ja nichts davon. Sodann musste ich jeden Tag einen ganzen Haufen Cocosnüsseentzwei schlagen und dergleichen mehr.

Essen konnte ich was ich wollte, leider zu meinem späteren Schaden. Das Personal bestand aus dem „Foreman“, zwei ausgelernte Bäckergehilfen und meine Wenigkeit. Ausserdem waren noch drei oder vier Brodbäcker da, die des Nachts arbeiteten. Zwei Abende in der Woche, nach dem Abendessen, war „Rosinen-Abend“. – An dieser Arbeit, oder vielmehr Vergnügung beteiligten sich, ausser uns, alle Hausbewohner, d.h. der Boss und seine Familie, die Verkäuferinnen aus dem Laden, die Wagentreiber und die Hausmädchen. – Alle waren Deutsche, oder doch von deutscher Abstammung. – Im „Dining Room“ wurde der Tisch so lang wie nur möglich ausgezogen, und mit Kisten von Rosinen voll gestapelt.

Dann setzten sich Alle um den Tisch, jeder mit einer kleinen Kiste versehen, und fingen an die Rosinen von den Stengeln zu pflücken. Ich hatte schon oft in Büchern ueber deutsche Spinnstuben, Gebräuche und dergleichen gelesen, und diese „Rosinen-Abende“ erinnerten mich daran. Es dauerte nie lange, bis einer eine launige Geschichte erzählte. Witz und Humor sprühten ihre Blitze hin und her, über den Tisch. Dann stimmte plötzlich einer ein wohlbekanntes Volkslied an, und die ganze Gesellschaft fiel mit ein. – Mir wurde bald wohl, bald weh dabei ums Herz. – Waren doch meine Gefühle und Gedanken während dieses, meines unfreiwilligen Aufenthaltes in New York so mancherlei Natur, dass es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um sie umzustimmen.

Von zeit zu Zeit wurde Bier oder Kaffe servirt. Ich trank damals noch kein Bier, und nahm Kaffe. So gegen zehn, oder halb elf Uhr, waren alle Rosinen gepflückt, und man verabschiedete sich, um sein Lager aufzusuchen. – Doch diese Rosinen-Abende werde ich nie vergessen. Sie waren die Oasen in der Wüste des New Yorker Lebens für mich.

Nun darf ich nicht vergessen zu berichten wie es meinem Leidensgenossen, Johann Boekhoff erging. Er hatte früher als ich eine Stellung gefunden, und zwar in einem Grocery Store. Doch den ersten Sonntag schon kam er bei Onkel Lüpke und klagte seine Noth. Er müsse mit den anderen Clerks essen, und kriegte nicht satt. Ueberhaupt

gäbe es fast immer Eier, und die anderen äessen die guten, und er die schlechten. Onkel sagte, er hätte sie ja nicht essen müssen, aber dann meinte Joh. hätte er gar nichts bekommen, und die Andern in erst recht ausgelacht. – Onkel sagte er wüsste einen anderen Platz für ihn in einem Fleischerladen, ein Kunde Onkels.

Dies nahm er mit Freuden an, und am anderen Morgen brachte ihn Onkel dorthin. Hier sollte er lernen, mit einem „Butchercart“ Fleisch abzuliefern. – Einige Tage später, es war am Nachmittag, und ich war gerade auf Besuch bei meinen Verwandten, kam der Fleischermeister herein, und frug ob sein Johann da sei oder gewesen sei.

Nein, niemand hatte ihn gesehen. „Ei!“ sagte der Butcher, „das ist doch sonderbar. Heute morgen frug ich ihn, ob er jetzt wohl schon allein den Kunden ihre Waare bringen könne, denn bis heute hatte ich immer jemand mit ihm geschickt. „O ja, ich werde schon zurecht finden“, hätte er geantwortet. – Um neun Uhr hätte er zurücksein können. Als er um zehn Uhr noch nicht da war, ging ich zu dem demnächst wohnenden Kunden, um nachzufragen. Etwa vier oder fünf hatten ihr Fleisch erhalten, aber weiter in der Runde war er nicht gekommen. Ich kam zu Ihnen, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Er ist doch wohl nicht mit Geld, Fleisch und Fuhrwerk durchgebrannt?“

Onkel und ich mussten lachen, und ersterer sagte: „Nein, der ist nicht durchgebrannt, sondern hat den Weg verloren, und ist jetzt vielleicht in einer Polizeistation, oder fährt noch irgendwo herum. Da Sie ihr Fuhrwerk hier haben, wollen wir mal sehen ob wir ihn nicht finden können.“ So stiegen Onkel und ich mit dem Butcher auf den Wagen, und fuhren durch die Strassen, wo J.B. hätte Fleisch abliefern sollen. Keiner hatte ihn gesehen, und einige Kundinnen waren sehr ungehalten, dass ihr Fleisch nicht abgeliefert worden sei.

Wir waren schon fast zwei Stunden gefahren, und wollen eben in einer Polizei-Station nachfragen. Denn, meinte Onkel Lüpke, die Gegend, nahe an den „Five Points“ wie sie es nannten, sei nicht sehr geheuer, und einem grünen Jungen konnte hier leicht ein Streich gespielt werden, als der Butcher ausrief: „Da ist er ja!“

Richtig, einen halben Block vor uns kreuzte Johann die Strasse, und kuckte nach den Ecken, um die Strassennamen zu lesen. Wir folgten ihm ein Paar Blocks, um zu gucken, ob er wohl den richtigen Weg einschlagen würde. Doch Joh. fuhr immer in entgegengesetzter Richtung, und machte an jeder Kreuzung Halt, um die Namen zu lesen. Als wir ganz nahe hinter ihm waren, sahen wir, dass das Pferd

ganz verschwitzt war, und eine Unmenge Fliegen sich über das, noch nicht abgelieferte Fleisch hermachten. Dann fuhren wir neben ihm her, sagten aber nichts, bis er sich auf einmal umsah, und uns bemerkte.

Ein verlegeneres und zugleich glücklicheres Gesicht, wie Joh. es in diesem Augenblick machte, habe ich noch nie gesehen. – Der Meister wollte schimpfen, konnte es aber nicht vor Lachen. Wir fuhren dann nach dem Meatmarket, und das schon halb verdorbene Fleisch wurde schnell in die Icebox gebracht. – Das Ende vom Lied war, dass Joh. noch am selben Abend entlassen wurde, und an seine Eltern in Peoria, Ill. um Reisegeld schrieb, was er auch erhielt, um dann am nächsten Tag abreisste. Hiermit verschwand er für mich auf immer von der Bildfläche, denn wir haben uns nie wiedergesehen. Ich habe mich in späteren Jahren nach der Familie in Peoria erkundigt, doch wusste niemand, was aus ihr geworden sei.

#### Capitel V

Einige Monate später verliess auch ich New York, denn ich verlor meinen Platz in der Bäckerei, nachdem ich von einer Anzahl lästiger Beulen, die mir ueberall am Körper ausgebrochen waren, geheilt worden war. Die Ursache der Beulen war wohl das ueberreiche Essen und die grosse Hitze. Es war Tag und Nacht heiss, so dass wir manche Nacht oben auf dem Dach, unter freiem Himmel schliefen.

Unser zweiter Bäcker – Backhaus hiess er – war ein ziemlich ungeschickter junger Mensch. Eines Morgens waren wir am Pie füllen und hatten schon einen hohen Stapel Tröge mit ungebackenem Pie hinter uns stehen. Der Vormann war für einen Augenblick hinaus gegangen, als Backhaus, im Begriff irgendeine Dummheit auszuführen, den ganzen Haufen umrannte. – Welch ein Malheur! Etwa 300 Pies, aller Art, lagen auf dem Boden. Alle Fruchtsorten liefen durcheinander. Hätte man es können aufheben, und in neue Pies backen können, es hätte wahrlich eine neue Sorte abgegeben, die man hatte „Tutti-Frutti“ Pie nennen können. Doch, das ganze Gebäck war verloren. – Backhaus schob die Schuld sofort auf mich, trotzdem ich ruhig bei meiner Arbeit geblieben war.

Dann kam der Vormann, und Backhaus war ein so gewandter Lügner, dass trotz meiner gegentheiligen Betheuerungen, die Schuld auf mich geschoben wurde. – Freilich, der Lehrbub, der Grünhorn! Wie es nun der Eigenthümer der Bäckerei aufgefasst hatte, weiss ich nicht. Jedenfalls muss er nicht an die Unschuld Backhaus' geglaubt haben, denn am Abend wurden wir beide entlassen.

Seite 75

Das kam unerwartet, und zu frueh. Ich hatte noch nicht genug Geld gespart, um nach Chicago zu reisen. Doch Onkel u. Tante troesteten mich, und meinten meine Eltern könnten mich dort gut gebrauchen, und wollten sie mir 10 Dollar vorschiesen, damit ich die Reise antreten könne.

Ich war ihnen herzlich dankbar, denn es trieb mich sehr, meine Eltern und Geschwister wieder zu sehen, obwohl ich auch meine Verwandten in New York alle recht lieb gewonnen hatte. So wurde denn ein Brief nach Chicago geschrieben, um meine Ankunft zu melden. Und nun zum Aufbruch gerüstet. Am nächsten Tag wurde Abschied genommen. Onkel, sowie Henry und meine liebe Cousine Mattie gingen mit zur Bahn.

Auch von diesen lieben Menschen sah ich bis jetzt niemand wieder, ausser Vetter Henry, der jahrelang später uns einmal besuchte. Onkel Lüpke und auch Mattie sind einige Jahre nach meinem Fortgang gestorben. Vielleicht leben Johann u. Henry noch irgendwo im Osten, doch ihre Adresse ist mir nicht bekannt.

So sass ich denn in einem Waggon der N.Y., Erie & Hudson R. R.R. und fuhr westwärts. Es war jetzt Spätherbst, und die Reise entzückend schön. Durch Berg und Wald, den schönen romantischen Hudsonriver entlang. Nicht ohne Grund nennt man den Fluss den Americanischen Rhein. – Vorbei an Obstgärten, deren Bäume voll prächtigem Obst hingen. Durch unabsehbare Felder voll Weizen und Corn. Durch grosse und kleine Städte – Troy – Pittsburgh – Cleveland u.s.w. bis ich am zweiten Tage in Chicago eintraf.

Am Depot war niemand meiner Angehörigen zu sehen. Doch ich hatte die Adresse – 32 Kramer Street – und gab einem Expressmann 50¢, um mich hin zu fahren samt Gepäck. Nach kurzer Fahrt hielten wir vor einem freundlich aussehenden Häuschen, mit Weinreben umwachsen.

Ich sprang vom Wagen, und da kam auch schon meine liebe Mutter und meine kleine Schwester Maike oder May, wie sie hier genannt wurde, vor die Thür. Herzlich umarmten und küssten wir uns. Es war ein frohes Wiedersehen. Hatte doch meine arme Mutter noch schwerer unter der Trennung gelitten als ich selber.

Doch nun ging's ans Erzählen. Gegenseitig wurden die Erlebnisse seit unserer Ankunft im gelobten Lande berichtet. – Vater hatte bald nach der Landung in Chicago eine Stelle als Färber erhalten und verdiente 2½ Dollars täglich. Er hatte aber sehr weit zur Arbeit, und kam erst spät Abends heim.

Johann, mein Bruder arbeitete auch schon seit Monaten

in ein Bilderrahmen-Geschäft für 2½ Dollars pro Woche. Br. Gerhard und Heinrich gingen zur Schule. Das Häuschen wo sie wohnten gehörte einem Zimmermann, Namens Dietz, und zahlten sie dafür acht Dollars Rente per Monat.

So war denn alles für den Anfang zufriedenstellend, doch dürfte man die Verhältnisse nicht mit den uns von Deutschland aus gewöhnten, vergleichen. Als es Abend war, und Vater und die Andern alle zu Hause waren, musste ich nochmals über mein Geschick in New York erzählen, und Vater konnte immer noch den „Kerl“ nicht vergessen, der ihm auf dem Zug unsere Fahrkarten abgeschwindelt hatte.

Endlich war es Bettzeit geworden, und ich schlief wieder, und zum ersten Mal in America, unter elterlichem Dache, fest und gut, und lange in den nächsten Tag hinein. Ich musste wohl von der Reise sehr ermüdet gewesen sein.

Nun stand ich wieder vor der Aufgabe, Beschäftigung zu suchen, und am nächsten Tage las ich die Anzeige eines Tapezierers, der einen Lehrling verlangte. – Mutter meinte ich könnte es ja versuchen, und so gingen wir beide hin, da sie mich nicht allein gehen lassen wollte, weil ich nicht in der Stadt bekannt war. – Doch sie war es ebenfalls nicht. Wir fanden nach einigen Nachfragen den Platz. Es war an W. Randolph St., dem damaligen Heumarkt. Mr. Kiess, so hiess der Tapezierer engagirte mich für \$3<sup>50</sup> die Woche, ohne Beköstigung. Wie verabredet, fing ich am nächsten Morgen an.

Er hatte einen Laden, aber den besorgte seine Frau. Seine Aufgabe war es, Tapezier-Contracte anzunehmen und auszuführen. Dazu gebrauchte er einen Jungen, der ihm Leiter und Kleistertopf nachtragen, und bei der Arbeit mit Kleistern u.s.w. zur Hand gehen konnte. Das war meine Arbeit. – So zogen wir beide, er mit Papierrollen und ich mit den vorerwähnten Gegenständen beladen, jeden Morgen aus. Manchmal mussten wir acht bis zehn Blocks laufen. Doch der Alte war gut zu mir, und ich hatte nichts zu klagen.

Da hatten wir eines Morgens nicht genug Kleister, oder wie man hier sagt, „Paste“. Da sagte Mr. Kiess zu mir „Junge, geh mal in den Hof und hole alle die Pails (Eimer) die da herumstehen. Wir wollen jetzt alle voll Kleister machen, denn wir haben einen grossen „Job“ vor uns.“ Ich ging, fand aber alle Pails mit einer braunen, breiigen Substanz angefüllt, und ging wieder hinein und sagte ihm das. „Ach was“, sagte er „schütte es aus und wasche sie rein.“

Gesagt, gethan. Ich hatte gerade den letzten der sechs Eimer aus-

Seite 77

geschüttet, als ein Zetergeschrei an mein Ohr schlug. Ich sah auf, und da kam auch schon Madame Kies die Stiege hinab geflogen und fuhr mich an. – Ob ich verrückt wäre ihren schönen Tomato-Catsup, den sie gerade gemacht, und dort zum Abkühlen hingestellt hatte auszuschütten.

Ich war verblüfft. „Catsup? Was ist das?“ frug ich, „ich dachte, es wäre schmutziges Wasser.“ – „Du Grünhorn!“ schrie sie, „warte nur, ich will dir schon zeigen, was Catsup ist. – Du sollst ihn bezahlen!“ Seitdem weiss ich was Catsup ist – und esse ihn auch recht gern.

Mr. Kiess, an dem sie dann ihre Wut ausliess, konnte oder durfte nicht Partei für mich nehmen. Es war wieder ein Fall, wo die Frau das Regiment führte. So arbeitete ich dann bis zum nächsten Samstagabend weiter. Wie immer war Mrs. Kiess an der Kasse, und zahlte mir meinen Wochenlohn aus. – Aber wie?

„So“ sagte sie, indem sie mir 50<sup>¢</sup> zuschob, „der Catsup kostete mir \$3<sup>00</sup>, also wird es so richtig sein.“ – Was sollte ich mit ihr streiten? Ihr Mundwerk lief um hunderd Procent besser als das Meinige, und ausserdem war sie nicht ganz im Unrecht. Sechs grosse Eimer voll Catsup ist schon ein grosser Verlust für eine Hausfrau, was ich jetzt gerne zugebe. Ich nahm den 50<sup>¢</sup>-Schein, und berichtete den Vorfall zu Hause.

Vater wurde wüthend, und sagte „Du gehst nicht wieder hin. Es gibt andere Plätze. Sieh zu, dass du in einem respectablen Geschäft Anstellung findest.“ – Das war nun leichter gesagt, als gethan. Jedoch es kam vorläufig anders. – Am Sonntagmorgen kam Herr Kiess zu uns, legte drei Dollar auf den Tisch und sprach, dass ihn die Affäre sehr geärgert hätte, und ich möchte doch nicht bei ihm aufhören, er wolle mir von jetzt an \$4<sup>00</sup> pro Woche zahlen. – Zuerst wollte Vater nichts davon wissen, doch es blieb dabei, und ich ging wieder hin. – Allgemach kam der Winter heran, und die Arbeit wurde weniger, sodass Herr Kiess für sich selber nicht genug zu thun hatte, und mich, wenn auch gegen seinen Willen, entlassen musste.

#### Capitel VI

So ging wieder das Stellessuchen an. Eines morgens meldete ich mich, auf seine Anzeige hin, bei einem „Kunstmaler“. Er verlangte einen Lehrling um Fresco und andere feine Malerei zu erlernen. Das war nun etwas, wozu ich von Natur aus veranlagt war. Er frug mich ob ich genügend Schulunterricht, und namentlich

Zeichnen-Unterricht genossen hätte. Dies konnte ich bestätigen. Es hatten sich noch zwei andere Jungen gemeldet. Nun liess er uns alle drei, nach einer Vorlage eine Skizze zeichnen. Als wir fertig waren, besichtigte er unsere Arbeiten, nahm dann die Adressen der beiden Mitbewerber, und sagte sie würden in einigen Tagen vielleicht von ihm hören. Mich aber hielt er zurück und sagte er wolle mich annehmen, da ich das meiste Talent gezeigt hätte.

Aber er müsse mit meinem lieben Vater sprechen, da ich einen Contract auf drei Jahre eingehen müsste, und in den ersten drei Monaten keinen Lohn erhalten würde. Das würde er aber nach dieser Zeit mehr denn gut machen, da ich in den letzten Jahren bis an \$25<sup>00</sup> die Woche verdienen würde. Er ersuchte mich am nächsten Morgen mit meinem Vater zu kommen, um die Sache in Ordnung zu machen. Ich berichtete daheim, und als ich berichtet hatte, wollte Vater nichts davon wissen.

Trotzdem ging er am nächsten Morgen mit mir hin. Allein, da der Herr Maler auf keinen Fall gleich von Anfang an Lohn bezahlen wollte, kam keine Vereinbarung zu Stande. Mir that es ungeheuer Leid, da ich glaubte dies wäre für mich das richtige Element. Ich wäre auch vielleicht in ganz anderes Fahrwasser gekommen.

Doch das Geld – das Geld! – Wir mussten verdienen um durch den Winter zu kommen. – Dieser erste Winter, und auch noch der zweite in America, waren für uns nicht leicht, und wohl auch für die meisten Einwanderer mit grosser Familie, ebenfalls nicht. – Er kann noch kein Englisch verstehen, hat noch keine Verbindungen angeknüpft, die ihm zu Verdienst verhelfen könnten – und keiner kümmert sich um ihn!

Wenn dann noch Krankheit dazukommt, wie bei uns, da Vater längere Zeit an Gelbsucht litt, so steht der Wolf bald zähnefletschend vor der Thür. – Nun war Vater krank, und ich noch immer ohne Arbeit. Doch unsere gute Mutter wusste es in diesen bösen Tagen doch noch immer so einzurichten, dass wir nicht am Hungertuche zu nagen brauchten, und noch sogar am Sylvester-Abend die gewohnten „Speckendicken“ essen konnten.

Durch seine Krankheit kam nun Vater ganz aus seinem Handwerk als Färber heraus. Der Doctor verbot ihm die Arbeit in einer Färberei, wo es immer nass war, auf Ausdrücklichste, sonst könne er jederzeit einen Rückfall bekommen.

Aber was nun? Es war noch mitten im Winter, und Arbeitslose liefen zu Hunderten in der Stadt herum. Zum Glück hatten wir

hier in Chicago gleich im Anfange, eine befreundete Familie aufgefunden. Nämlich die Familie Borst aus Leer. – Herr Henry Borst und Vater waren miteinander aufgewachsen, hatten nebeneinander gewohnt. – Herr Borst war nun schon ein älterer Ansiedler in Chicago und als Zimmermann oder „Carpenter“ in einer grossen Walzmühle, in Bridgeport, einige Meilen westlich von Chicago, thätig, und es gelang ihm dort für Vater eine Stellung auszuwirken. – So kam denn, wie das Sprichwort sagt, die Hülfe als die Noth am grössten war. Ich machte mich daran, auch etwas zu verdienen, und zwar durch den Verkauf von Fleischwaaren, die damals in den Packinghäusern sehr billig zu haben waren. Die Winter in diesen Jahren (Ende der Sechziger) waren ungeheuer streng. Die Temperatur war monatelang unter 0° F. Eine solche Kälte waren wir in Deutschland nicht gewöhnt. Auch um Wasser für den Haushalt zu bekommen, hatten wir unsere liebe Noth. Es gab nur hie und da eine „Hydrant“, die nicht zugefroren war, und dahin pilgerten alle Leute aus der Nachbarschaft. Manche, wie auch wir, kamen zwei, drei Blocks weit her. Br. Joh. und ich hatten zu diesem Zweck ein Viereck aus Latten hergestellt, welches uns das Tragen von zwei Eimern sehr erleichterte. Damals war Chicago noch nicht die Stadt, die sie jetzt ist. Die Einwohnerzahl war damals 280.000 – jetzt hingegen beinahe 3.000.000. Die ganze Gegend wo wir wohnten (Canal Port Ave. & Halsted St.) war sehr wenig bebaut. Von der 16<sup>ten</sup> und Halsted St. südlich und westlich war fast ein einziges grosses Cornfeld. Nun, allgemach kam der Frühling heran, und der gütige Gott, der wie man sagt, ja keinen Deutschen verlässt, hatte auch uns, uns durch schlagen helfen. Die Firma, wo Vater als Schoenfärber gearbeitet, hatte schon ausgefunden, dass er sein Geschäft aus dem F.F. verstand, und wollte ihn wieder engagiren. Sie machten ihm gute Anerbietungen, hohen Lohn und freie Wohnung an der 39<sup>th</sup> St. und Cottage Grove Ave – jetzt eine sehr belebte Gegend, doch damals lehnte Vater es ab aus dem Grunde dass er nicht in der Prairie, wo die Kinder nicht zur Schule kommen könnten, wohnen möchte. Er hatte inzwischen mit H. Watermann zusammen Arbeit in einem Packinghause angenommen. – Unser Freund, der Speckschlächter Sütthoff, hatte sich recht lange in Chicago aufgehalten, und war weiter Landes gezogen. Auch die Watermannsche Familie zog im Laufe des Jahres nach Aeckly, Iowa.



Seite 80

Ich hatte auch wieder eine Stelle. Wiederum in einem Hardware-Store, weit hinaus an W. Lake Str., wo ich zugleich logirte, und nur Sonntags heimkam. – Vor Ende des Sommers jedoch kam ich zu Herrn Geo. A. Fliehmann im Grocery Store.

Meine Eltern wohnten in einer „Cottage“, die ihm gehörte. Ich nahm den Platz nur unwillig an, da es hier nur wenig freie Zeit, aber desto mehr Arbeit gab. – Um fünf Uhr früh musste ich den Store aufmachen, dann die Gläser waschen, da auch ein „Barroom“ zum Betrieb gehörte, während dem Herr Fliehmann, der immer des morgens am ersten auf war, seinen Spaziergang um den Block herum machte. Wenn dann alles aufgeräumt war, kam die Mrs. Fliehmann herunter, und der Boss und ich gingen zum Frühstück.

Dann musste ich gewöhnlich, nachdem ich das Pferd besorgt und eingespannt hatte, damit Mr. F. zur Stadt und einkaufen konnte, die Kinder, George und seine Schwestern Emma & Maggie zur Schule bringen. Danach ging in den Garten, der einen halben Block einnahm, zum graben, jäten u.s.w. bis Mittag und wieder am Nachmittag, wobei die alte Grossmutter Mrs. Richards, die Aufsicht führte. So ging bis zum Abendessen. Nachher machte ich die Geschäftsbücher in Ordnung, was vor meiner Anstellung niemals gethan worden war.

Um halb zehn Uhr machten wir zu. Jedoch hatte Herr F. das Bedürfniss, etwa zwei oder dreimal wöchentlich seine Nachbarn und Kunden, d.h. nur diejenigen, die Wirthschaften besaßen, zu besuchen. Auf diesen Rundgängen nahm er mich, weil seine Frau es wollte, oft mit. Ob gern oder ungern weiss ich nicht. Und ob sie dachte er würde früher oder sicherer heimkommen wenn ich bei ihm wäre, das weiss ich auch nicht. – Für mich dauerte es immer zu lange, denn ich war Abends müde und schläfrig. – Es wurde gezecht, dumme Witze gemacht, und Gassenhauer gesungen.

Oftmals war es nach Mitternacht, wenn ich ihn heimführte. – Ich war ein richtiges Factotum bei Fliehmann's geworden und erhielt zu Anfang ganze 15 Dollar Gehalt monatlich. Und das nannte man in America Kaufmann's Lehrling zu spielen. Bei uns zu Hause kamen solche Jungens auf ein Comptoir, wo es nur leichte Schreibearbeit gab.

Bei alledem gewann ich den dicken, gemüthlichen Herrn Fliehmann in dem Grade lieb, als mir seine Frau, die mich keinen Augenblick unbeschäftigt sehen konnte, mitsammt ihrer Mutter, die alte Mrs. R., verhasst wurden. Herr F. war ein gutmüthiger Rhein-Pfälzer,

doch die Frauen waren Elsässerinnen. Er war überall beliebt, und konnte schnurrige Geschichten erzählen.

Am liebsten erzählte er, wie er zu seinem jetzigen grossen Eigenthum gekommen sei, und um eine Idee zu veranschaulichen zwischen dem damaligen und jetzigen Werth Chicagoer Grundeigenthum's, lasse ich seine Erzählung hier im Kurzen folgen: „Ich und meine Frau hatten einige Jahre lang unten in der Stadt ein Restaurant betrieben, und ein kleines Capital zusammengespart, welches meine Frau in ihrem Strumpf sicher angelegt hatte. Eines Tages ersuchte mich ein guter Freund mit ihm im Buggy eine Spazierfahrt zu machen. Wir kamen hier in den „Swamp“ hinaus, wo drunten an der Archer Ave. ein anderer guter Freund eine Wirthschaft aufgemacht hatte.

Nachdem wir bei ihm verschiedene hinter die Binde gegossen hatten, kam die Rede auf Grundeigenthum, und dass jetzt die Zeit zum Kaufen wäre. Ich war auch der Ansicht und er sprach: „George, wenn du kaufen willst, ich weiss dir einen guten Platz. Einen ganzen Block an S. Halsted St. südlich von Canal Port Ave. und auf der Westseite von Halsted St. das grosse Dreieck, ungefähr 15 Lotten. Der Landagent hat eine Office hier nebenan. Lass uns mal hingehen.“

Wir gingen, und ich kaufte den ganzen „Patch“ für 500 Dollars. Am nächsten Tag kam der Agent und mein Freund zu mir, und alles wurde in Ordnung gebracht, obwohl meine Alte zuerst durchaus den Strumpf nicht aufmachen wollte. Nun drang sie darauf das Land zu sehen, und am folgenden Sonntag fuhr ich mit ihr hinaus. – Na, ihr wisst ja, sie schimpft nicht schlecht, aber wenn sie jemals ihr Meisterstück darin abgelegt hat, so war es als wir hier hinkamen.“

„Was? Den Swamp? Diesen „Slough“ hast du gekauft? Warst du besoffen oder verrückt?“ – – Sand darüber! Das war vor sechs Jahren. Das Eigenthum ist jetzt \$50.000 werth und in fünf Jahren noch einmal so viel!“ – Und Mr. Fliehmann hatte ungefähr Recht. Wer damals sein Geld in Stadt-Grundeigenthum anlegte, ist ein reicher Mann geworden. – Es leben auch jetzt noch, nach etwa 45 Jahren, hunderte dieser alten Ansiedler in sehr comfortablen Verhältnissen, die auch um die Zeit mit nichts hier ankamen. Viele sind sogar mehrfache Millionäre, und können dabei kaum den eigenen Namen schreiben. – Es ist dies eben das Land der unbegrenzten Möglichkeiten – doch ist es auch möglich, dass man sein lebenslang arm bleibt.

Capitel VII

Ich war nun schon beinahe zwei Jahre bei Fliehmann's, und hätte das Gefühl der Angebundenheit nachgerade gewohnt sein sollen, allein der Drang nach Freiheit wuchs immer mehr in mir. – ich sah Bruder Johann, und andere Bekannte, gleichen Alters, allabendlich, nach ihrer Tagesarbeit, die um halb sechs Uhr Abends abgethan war, sich amüsiren, während ich bis zehn Uhr arbeiten musste. Da, eines Tages war die Mrs. F. wohl bei recht schlechter Laune, und beleidigte mich sehr empfindlich. Das schlug dem Fass den Boden aus. Ich kündigte sofort. Freilich zum grossen Aerger des Hrn F. – Ich fand dann sogleich Arbeit in einer Hobelmühle, wo ich dann auch meine Abende frei hatte – leider nur ein kurzes Vergnügen. – Ich war nur einige Tage dort, als Mr. F. mich besuchte, und mich, unter der Bedingung, dass seine Frau mir fortan nichts zu commandiren hätte, und ich 10 Dollars monatlich mehr Gehalt haben sollte, dazu veranlasste wieder für ihn zu arbeiten. Ich that es meiner Eltern wegen, die noch immer in seinem Hause wohnten. So verstrichen dann wieder etwa zwei Jahre, bis ich endgültig resignirte. Doch Herr Fliehmann blieb immer mein Freund, und ich kehrte später oeffter bei ihm ein. Er gab mir manchen guten Rath. Unter anderem sagte er oeffters: „Christ, du machst jetzt mehr Geld. – Spare es, und wenn du 50 oder 100 Dollar beieinander hast, lege es in Lotten an. Irgendwo, es wird überall theurer werden.“ – Wohl hatte er recht, doch leider befolgte ich den wohlgemeinten Worten nicht! Ich war zu jung!

Da ich nun ja doch das Grocery-Geschäft erlernt hatte, blieb ich vorläufig dabei und war in verschiedenen Stores als Clerk thätig.

Br. Johann hatte inzwischen als Steinhauer-Lehrling Anstellung gefunden. Er blieb auch dabei und erlernte das Geschäft gründlich. Es war damals wohl das beste Handwerk in Chicago. – Vermöge ihrer „Union“ brauchten sie nur 8 Stunden täglich zu arbeiten, und verdienten 5 Dollar am Tag und noch mehr. – Freilich, im Winter gab es nichts zu thun, doch dann waren hier die grossen Packinghäuser im vollen Gange, wo auch Vater und ich einige Saison's lohnende Arbeit hatten. Br. Gerhard und Henry, und Schwester Mary besuchten die Deutsch-Lutherische Gemeinde-Schule, bis zu ihrer Confirmation. Denn wenn auch meine Eltern, und nicht weniger wir, jetzt fast erwachsenen Jungens, in der damaligen Drangperiode es mit dem Kirchenbesuche es nicht allzu streng nahmen – im Grunde des Herzens blieben wir unserer Religion treu.

Wir waren nun bereits aus dem „Grünhorn-Stadium“ heraus, und mengten uns naturgemäss unter Alters- und Standes-Genossen anderer Abkunft. – Meine mir unvergessliche Jugendzeit in Deutschland wird mir ja stets die lieblichste Erinnerung bleiben, doch auch hier verlebte ich, in Jünglingsjahren, manche schöne Stunden. –

Hier in Chicago gab es Vergnügungen aller Art, und will ich unter Anderem nur der Turnerhallen Erwähnung thun. Da war jeden Sonntag-Abend Deutsches Theater und zum Schluss Ball. Alles ging gemüthlich und harmlos zu. Dann gab es im Sommer, Ausflüchte, Picnics und Spiele in der freien Natur. Wir machten vieles mit, und wurden dadurch mit vielen Freunden und deren Geschwistern bekannt. Doch die Stammgäste unseres Elternhauses waren jeden Sonntag die Landsleute, Wilhelm Lossau, Henry Brenstein und Joh. Toebelmann, letzterer ein specieller Freund und College, und nachmaliger Geschäftstheilhaber von mir.

Br. Johann und ich besuchten mit diesen, alle um einige Jahre aelter als wir, manche Vergnügungen. Mit John Toebelmann wurde ich auf originelle Art bekannt. Nämlich in dem Store, wo ich Clerk war, kamen viele Kunden, die mich John ansprachen. Gelegentlich frug auch einer, wann oder warum ich im Nachbar-Store aufgehört hatte. Wenn ich sagte, dass ich nie in bewusstem Geschäft gearbeitet hätte, glaubten viele es nicht, und eines Tages kam eine Frau herein und sagte: „Well, John, excuseme, that clerk is over there yet, but he looks so much like you, that I thought you were him.“ Da musste ich denn wohl einen Doppelgänger haben, auf den ich sehr neugierig war, bis er eines Abends herüber kam, und sich mir vorstellte, denn auch ihm hatten sie dieselben Fragen gestellt. Wir lachten über den Zufall, und wurden bald die besten Freunde, und sind es heute noch, nach fast einem halben Jahrhundert. Er wohnt jetzt auf die Nordseite und wir auf die Südseite. Damals war ich Clerk bei einem Vollblut-Irländer Namens „Pat Dunn“, welcher ausser dem Grocery Store auch noch, einige Blocks westlich, an 22<sup>nd</sup> St., eine Wirthschaft führte. Der Store war ganz meiner Aufsicht ueberlassen. Jeden Morgen musste ich in die Stadt fahren um einzukaufen, waehrenddem Mrs. Dunn, die weder lesen noch schreiben konnte, im Store hantirte. – Nun hatten wir dort ein schönes, flinkes Pferdchen, das nur den Fehler hatte, sich nicht den Kopf berühren lassen zu wollen. Ich hatte immer meine liebe Noth, ihm das Gebiss einzulegen.

Seite 84

Mr. Dunn meinte, er wäre früher ganz zahm gewesen, doch er würde mich wohl noch nicht genügend kennen. – Da sah ich eines Morgens, dass dem Thier Eiter aus dem Ohr lief, und bei näherer Untersuchung fand ich dass ihm das Ohr mit Bindfaden fest zusammen geschnürt war. Ich rief Mr. Dunn herbei, und da erinnerte er sich: „By G.“ – sagte er, „I know what’s the matter. About two weeks ago the old plug got stuck, and I put sand in his ear and tied it up, to make him pull, and forgot to open it up, after we got out of the mudhole.“

Jetzt liessen wir einen Thierarzt kommen, doch der sagte gleich, es wäre nicht viel mehr zu machen, da der Sand in den Kopf eingedrungen sei. Er rieth uns, das arme Thier erschiessen zu lassen, was auch, da es immer schlimmer wurde, nach einigen Tagen geschah.

Bald nachher verliess ich Dunn’s, kam aber leider vorerst vom Regen in die Traufe.

Ich erhielt Anstellung bei einem Mr. John B. Barrett: S. Clark & Taylor St. Ich sollte, wie vorher bei Dunn’s, sein Grocery-Geschäft selbständig verwalten, was ein leichter Posten war, da das Geschäft nur klein war.

Lieber Leser, wenn du Charles Dickens’ „David Copperfield, the Younger“ gelesen hast, so kann ich dir Herrn Barrett am besten beschreiben, wenn ich ihn dir als einen zweiten „Mr. Micawber“ vorstelle. Immer in der Hoffnung für „something to turn up“. – Das ganze Basement des Hauses war vollgestopft von „Self-rocking cradles“ worauf er für ein Patent nachgesucht hatte, die sich aber nicht verkauften.

Dann hatte er ein Geschäft an La Salle St. eingerichtet, wo er „Medicated Cigars“ fabricirte. Dort waren mehrere Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Und wenn am Samstags nicht genug Cigarren verkauft waren um die Löhne auszuzahlen, kam Mr. Barrett und nahm alles Geld aus der Kasse im Grocery Store.

Ich glaube, es gab damals keinen Mann in Chicago der emsiger beschäftigt, und weniger Geld machte, als mein Brodherr. Dabei litt er sehr von Asthma, wogegen aber seine „Medicated Cigars“, seine eigene Erfindung, ein ausgezeichnetes Mittel sein sollten. Das behauptete er Jedermann gegenüber. – Eines Tages, als er wieder recht knapp bei Kasse war, vertauschte er unser gutes Pferd gegen eine alte kleine Mähre. Natürlich bekam er „Cash“ zugelegt. – Nach einigen Wochen kam ich eines Morgens in den Stall – und was sah ich? Lag da ein niedliches kleines Füllen hinter der Alten, welches als ich es berührte sofort aufsprang. Ich benachrichtigte Mr. Barrett. Er wusste nicht was nun zu thun sei damit und meinte ich sollte es totschiessen. Dagegen protestirte

ich, und da meinte er: „Well, if you want to raise it, it's yours!“ Ich war froh, und dankte ihm. Mit dem Aufziehen des Füllens ging es auch ganz gut, bis es etwa zwei Monate alt und recht schön gewachsen war. Ich band es immer im Stall an, wenn ich mit der Alten fortfuhr.

Nun war es eines Tages losgekommen, und als es uns in der Alley heimkommen hörte, wurde es so unruhig, dass es gegen ein Glassfenster, welches sich in der Thür befand, sprang und dabei das Kniee verletzte. Es schien nicht sehr schlimm zu sein. Ich wusch es aus, und verband es gut. Doch nach einigen Tagen setzte sich Blutvergiftung ein, und das arme Thier starb. – Vergebene Liebesmühe! Um diese Zeit hatte Mr. Barrett wieder neue Pläne ausspintisirt. Nämlich, er wollte eine Bäckerei anfangen, an der 18<sup>ten</sup> & State St., wo eine solche leer stand. Nun wurde der Stock im Grocery Store, sammt Mobiliar in der Wohnung, hinüber „gemovt“.

Ein Bäcker wurde angestellt, und fing an zu backen. Aber wie! Alles was er backte war ungeniessbar, und die Cracker waren hart wie Kieselsteine. – Mr. B. hatte alles was er hatte in dieses Unternehmen hinein gesteckt, und auch obendrein seinen Credit erschöpft. Er musste auch das Cigarrenmachen einstellen. Es war wohl noch ein grosses Fass „Cubeb's“, das Geheimmittel der „Medicated“ Cigarren vorhanden, aber kein Geld um Toback zu kaufen. – Er miethete nun ein mittelgrosses Haus an Madison St. – und fing darin ein Boardinghaus an. – Mir bot er an, für ihn Cigarren-Agent zu werden. Nun, dachte ich, du hast jetzt schon die ganze Zeit mit diesen Leuten gehungert, denn nie kam was anderes auf den Tisch, als zwei Pfund gehacktes Wurstfleisch und Kartoffeln, und wenn sie jetzt ein Boardinghaus aufmachen, kannst du dich revanchieren. Er war mir schon über 50 Dollar Lohn schuldig, und die hätte ich gern erst gehabt. So blieb ich einige Zeit. Doch die Sache ging nicht, und ich nahm andere Arbeit. Mr. B. hatte kein Geld mich auszuzahlen, und sagte er wolle mir jeden Monat 10 Dollars geben, hat es aber nur einmal gethan. Nachher ging es ihm so schlecht, dass ich nicht mehr das Herz hatte ihn zu mahnen. Als dann auch noch die kleine „Maggie“, ihr einziges Töchterchen, die ich sehr liebgewonnen hatte, im Alter von 5 Jahren ueberfahren wurde, und einige Tage darauf starb, da – nun ja,

da machte ich einen Strich durch die Rechnung, und schenkte ihm den Rest. Hatte ich doch das Glück gehabt, einmal eine wirklich gute Stelle zu bekommen.

### Capitel VIII

Ich war Clerk im „Broadway Tea Store“ an State & 19<sup>th</sup> St. Der Eigenthümer hiess John L. Davies, ein geborener Engländer, der seine Angestellten liberal behandelte. Er hatte einen ausgedehnten Order Trade, und war mir die Aufsicht darüber zugetheilt. So war ich denn schon oft frühmorgens mit Pferd und Wagen aus, um Bestellungen einzuholen.

Eines Morgens im November war es ziemlich kalt, und da mein altes Pferd die Route so genau kannte als ich selbst, schlug ich mir die Zügel um den Hals und schob die Hände in die Hosentaschen um sie zu erwärmen. Auf einmal machte der Gaul eine zu kurze Wendung an einer Strassenecke, so dass der Wagen gegen den Prellstein schlug. Hierdurch flog ich vom Sitz und kam gerade in das Gestell hinter dem Pferde, welches durch den Schreck zu laufen anfang, wie sonst nie. Ich suchte es anzuhalten, aber vergeblich. Vielmehr wurde ich ganz in die Zügel verwickelt und bei jedem Sprung des Pferdes, mit dem Kopf gegen den Wagen gestossen. So schleifte ich ungefähr zwei Block, bis ein Milchmann, der mich sah und mein Rufen hörte, seinen Wagen quer über die Strasse fuhr und dadurch mein Pferd zum stehen brachte.

Mühsam, und mit Blut bedeckt, arbeitete ich mich aus meiner verwickelten Lage hervor. Ich sah schrecklich aus, war jedoch nicht schwer verletzt worden. Ein alter Amerikaner, vor dessen Hause wir gerade waren, nöthigte mich, herein zu kommen, um mich, wie er sagte „aufzufiten“. Dies war denn auch bald gethan. Ich dankte ihm herzlich, und fuhr mit verbundenem Kopfe meines Weges. – Als ich im Store ankam, frug mich Mr. Davies was mir passirt sei und da ich nicht eingestehen mochte, dass ein so zahmes altes Pferd mit mir durchgebrannt war, sagte ich, ich wäre im Dunkeln im Stall gegen einen Pfosten gelaufen. Falsche Scheu, lieber Leser, gab mir hier eine Notlüge ein. Doch wenn je eine Lüge kurze Beine hatte, so war diese ein richtiger „Teckel“. – Ich dachte nun wäre die Sache abgethan, aber während ich wieder mit dem Wagen fort war, kam mein Samariter, jener alte Herr, der mich verbunden, und den Namen unserer Firma am Wagen bemerkt haben musste, nach dem Store, und

Seite 87

erkundigte sich sehr theilnehmend nach meinem Befinden. – Somit erfuhr Mr. Davies dann den wahren Sachverhalt, und ich schämte mich der, ach, so kurzbeinigen Lüge. – Anstatt jedoch, wie ich erwartete, von ihm wegen Unvorsichtigkeit oder Unzuverlässigkeit gerügt zu werden, gab er mir eine schwere, wollene Decke und ein Paar gute, lederne Handschuhe, damit ich nicht wieder morgens frieren brauchte. – Der alte Gaul musste von der Zeit an immer ein wenig schneller traben als früher! Ich konnte nicht vergessen, wie schnell er gelaufen war, an jenem unglückseligen Morgen.

Es war im Jahre 1871. – Der deutsch-französische Krieg war vorbei, und der Ausgang brachte auch hier in America eine mächtige Bewegung unter das Deutschtum hervor. – Und mit Recht. Denn wäre das Resultat zu Gunsten der Franzmänner ausgefallen, so hätte der Deutsche oder „Dutchman“, wie ihn das unwissende Volk hier gerne verächtlich titulirt, einen schweren Stand gehabt. Daher freuten sich alle umsomehr über den Erfolg der deutschen Waffen.

Es wurden Vereinigungen ins Leben gerufen, und Friedensfeste geplant. – Bruder Johann und ich, sowie viele unserer Freunde waren den „National Guards of Illinois“ beigetreten. Wir standen unter Aufsicht des Staates, der uns auch Waffen lieferte, und uns verpflichtete den militärischen Uebungen im Arsenal beizuwohnen, die im englischem Commando ausgeführt wurden. Unsere Vorgesetzten waren indess meistens Deutsche Officiere, die den Bürgerkrieg mitgemacht hatten. Wir erhielten für \$12<sup>00</sup> pro Mann eine schmucke Uniform, und als das grosse Friedensfest heran nahte, wo wir mit marchiren wollten, auch einen Helm oder Pickelhaube a \$7<sup>00</sup> Dlls pro Mann.

Das waren schöne Zeiten, wenn wir, oefters an Sonntag-Nachmittagen, hinaus marchirten nach irgend einem Vergnügungs-Garten, deren es auf der Nordseite verschiedene gab. Mrs. Davies stellte mir immer eines unserer Pferde zur Verfügung, und ich war dann „Berittener Adjutant“. – Im Herbst war das grosse deutsche Friedensfest, und wir stellten uns auf. – Leider war bei der Bestellung der Pickelhauben ein Irrthum vorgefallen, und Br. Johann hatte keine bekommen. Was war zu thun? Doch unser guter Captain Waller wusste Rath! Etwa wie in der „guten alten Zeit“ aus der Noth eine Tugend machend, sprach er feierlich: „Na, so avancire ich sie zum Unterofficier! Marchiren sie nebenher und sehen auf Ordnung.“

Dann gings los zum Festplatz, wo sich fast das ganze Deutschthum



Seite 88

Chicago's, und auch viele Americaner versammelt hatten. Den ganzen Tag wurden treffliche Reden gehalten, in Deutsch und Englisch, und die alten deutschen Lieder gesungen – ah, wer hätte damals geahnt, dass wir noch eine Zeit erleben würden, wo man für das Singen eines deutschen Liedes – für Unterhaltungen in deutscher Sprache – als Landes-Verräther betrachtet würde – ja zu noch Schlimmerem kam es! –

Waren die Kehlen trocken geworden, so war für das Anfeuchten mit verschiedenen, guten Flüssigkeiten hinlänglich gesorgt. – Leider auch in dieser Beziehung erlebten wir eine Zeit – zwar viel, viel später – wo auch diese, an sich harmlose, wenn nicht uebertriebene Gewohnheit als gesetzwidrig angesehen und bestraft ward.

Am nächsten Tage waren alle Zeitungen voll Lobes ueber das Friedensfest. Auch den Bemuehungen unseres Regiments, namentlich unseren militärischen Exercitien wurde ehrenvolle Anerkennung gezollt. – Aus unseren „Natl Guards“ entwickelte sich später die reguläre Staats-Miliz. – Ja, „Lustig ist Soldaten-Leben“ sangen wir, doch bald sollten wir erfahren, dass es auch ernstere Seiten hatte. Als nämlich im October desselben Jahres das grosse Feuer hier, gluecklich gelöscht war, galt es, für uns noch wochenlang, Patrouillen-Dienste zu leisten. Keiner wurde verschont, und so kam es, dass Viele, die ihrer Beschäftigung wegen oder aus anderen Gründen, diesen Verpflichtungen nicht nachkommen wollten, austraten. Das war dazumal noch ganz einfach, doch heutzutage ist das Gesetz für Mitglieder der „Staats-Miliz“ viel schärfer. Und das mit Recht, da sonst bei keiner Gelegenheit auf sie zu bauen wäre.

#### Capitel IX

Nun kam der Zeitpunkt, wo es schien, dass unser liebes Chicago für immer von der Landkarte verschwinden sollte, in Wirklichkeit war es aber die Grundlage seiner jetzigen Grösse.

Es war das grosse Feuer vom 9<sup>ten</sup> bis zum 11<sup>ten</sup> October 1871, wovon du, werther Leser, wahrscheinlich schon gehört oder gelesen haben wirst. Ich will im Nachstehenden versuchen, einiges darüber zu berichten. Doch um es so zu beschreiben, wie es wirklich war, und um die Eindrücke, die es hervorrief, zu vergegenwärtigen, dazu ist meine Feder viel zu schwach!

Meine Eltern wohnten damals noch auf der Westseite, und ich besuchte sie fast jeden Sonntag. So auch heute. Mutter war krank und lag zu Bett. Gegen 10 Uhr machte ich mich auf den Heimweg nach State & 19<sup>th</sup> St. zu Mr. Davies, wo ich wohnte.

Seite 89

Am Samstag, also am Tag vorher, hatte an der Westseite die Unglücks-Kuh des Mr. Pat O'Leary die Laterne in einem Haufen Heu geschlagen, was zur Folge hatte, dass etwa acht Blocks, meistens Holzhäuser, in Asche gelegt wurden. Das Feuer schien jedoch ueberwältigt zu sein.

Doch am Sonntag-Abend erhob sich ein starker Südwest-Wind, und die noch glimmenden Schutthaufen wurden wieder angefacht. Als ich ueber die 18<sup>te</sup> Strasse Brücke ging, sah ich wie man verschiedene Schiffe, deren Masten und Segeltuch lichterloh brannten, per Schleppdampfer nach dem See hinaus zu ziehen sich bemühte.

Auch läuteten schon die Feuer-Alarm-Glocken. Von ueberall sausten die Feuerspritzen und Rettungsleiter der inneren Stadt zu.

Ich ging heim, und stellte mich auf der inneren Porch, wo ich das Feuer in der Ferne beobachten konnte. – Es brannte schon auf der oestlichen Seite des Flusses, und nahm immer grosseren Umfang an. Alle Leute der Nachbarschaft schienen durch den Lärm erwacht worden zu sein, und machten sich auf, um nach dem Feuer zu gehen. Ich hielt es auch nicht länger aus, und klopfte an der Tür Mr. D.'s, und setzte ihn von den Vorgängen in Kenntniss. Ich wollte hingehen, da sagte er: „I will go too, but maybe we could do some good, if we go with the Wagon.“

Gesagt, gethan. Ich hatte im Nu den alten Schwarzen angespannt und fort ging's. Als wir bis an die Harrison Str. gekommen waren, konnten wir nicht weiter, da es schon zu gefährlich war. Es bot sich uns ein grausig, ergreifendes Schauspiel dar. – Alles lief und schrie durcheinander. Weiber und Kinder zogen an Wägen und Karren worauf sie ihre Habe zu retten suchten. Alles wurde nach dem „Lakefront“ gebracht – wo es aber leider einige Stunden später dennoch ein Raub der Flammen wurde. Niemand dachte zuerst, dass das Feuer so weit um sich greifen würde. Doch es wurde von Minute zu Minute schlimmer. Die ganze Luft schwebte voll Funken und brennender Holzstücke, inmitten des, den ganzen Horizont bedeckenden schwarzen Rauches. – Die Hitze wurde immer stärker. Prasselnd hörte man die Mauern der Geschäftshäuser, eins nach dem Andern zusammenstürzen.

Es half nicht, dass hie und da von den muthigen Feuerwehrlenten Sprengungen gemacht wurden, um den Lauf des Feuers zu unterbrechen – wie gewaltige grosse Zungen schossen sich die Flammen, hunderte von Fuss weit, auf ein neues Opfer.

Unser grosser Schiller hat in seinem Gedicht „Das Lied von der Glocke“ die Feuersbrunst so trefflich beschrieben, und oft bin ich beim Lesen davon ergriffen worden, doch das Anschauen dieser Feuersbrunst übertraf alles je geahnte. – Hier war Menschenmacht vergeblich – und nur ein Gott konnte helfen. – So sah man denn auch überall Männer und Frauen auf den Knien fallen und laut beten, während andere noch lauter fluchten und schrieten.

Mr. Davies und ich sassen vielleicht eine halbe Stunde auf unserem Wagen. Keiner sprach ein Wort, so sehr hatte dieser Anblick uns in Beschlag genommen.

Da kam die Strasse entlang ein alter Mann, schwer beladen mit Gewehren, verschiedener Art. Mr. D. erkannte ihn als einen alten Freund, und rief ihn an. Er hiess Mr. Butler, und war der Eigenthümer eines grossen Sporting Goods-Geschäfts an der Randolph St. Er sagte letzteres stünde bereits in Flammen, doch er hätte noch Zeit gehabt, die meisten seiner besten Flinten in einer benachbarten Halle in Sicherheit zu bringen. Mr. D. sagte er möge die Flinten, die er trug, in unseren Wagen legen, und einsteigen. Wir wollten dann die anderen auch holen und nach unserem Store fahren. Er freute sich dieses Anerbietens sehr, und wir fuhren nach dem Platz wo er seine Gewehre hingebracht hatte. Er und ich stiegen ab, um sie in den Wagen zu thun.

Doch, o weh! Es waren nur noch drei oder vier Stück da. – Jetzt wäre Mr. Butler beinahe ohnmächtig geworden. „Why“, sagte er, „I had at least sixty or seventy of my best guns there, and some were worth over \$200<sup>00</sup> a piece.“ – Jemand hatte sie gestohlen. Doch dies war nur ein Beispiel von den vielen grossartigen Diebstählen, die bei dieser Gelegenheit ausgeführt wurden. Liessen sich doch hunderte, namentlich gewerbsmässige Expressleute, unerhörte Preise, bis zu \$100<sup>00</sup> und \$200<sup>00</sup> die Ladung zahlen. Denn jeder Geschäftsmann wollte retten was er konnte, wohl voraussehend, dass es den Insurance-Gesellschaften, bei einem so allgemeinen Brande, unmöglich sein würde, die vollen Versicherungs-Summen zu zahlen, und so boten sie sich gegenseitig auf. Anstatt dann aber auch die Sachen nach der Lakefront oder später, als man einsah, dass auch dort alles verbrennen würde, nach der Westseite oder südlich hinaus zu fahren, brachten es die schurkischen Wagenführer in irgend einem alten Stall oder leerstehendem Gebäude unter, um es später zu verkaufen.

Viele Millionen Dollars werth Güter aller Art, die gerettet wurden, sind nie wieder in die Hände der rechtmässigen Eigenthümer gelangt. „Gelegenheit macht Diebe“ und hier war die Gelegenheit nur zu verlockend.

Wir fuhren betrübt mit dem übrig gebliebenen „Stock“ des Mr. Butler heim. Dort war auch alles in Aufruhr, und jeder bestürmte uns mit Fragen. Charley, ein Neffe von Mr. Davies, der erst vor zwei Wochen aus England angekommen, und bei uns zu Hause war, wollte auch mit Gewalt nach dem Feuer. „Well“ sagte Mr. D. zumir „if you want to hitch up the other horse, you and him can go and maybe help some poor people move their goods. But charge them nothing. Mr. Butler and I will go down again with the other rig.“

Ich war's zufrieden. Hätte ich aber gewusst, was bevorstand, so hätte ich nie das Pferd eingespannt. Als wir dem Feuer nahe kamen, wurde es so unbändig, dass es kaum zu halten war. Wir trafen Mr. D., der schon eine Ladung für Jemand fortfuhr. Wir verabredeten uns, wo wir uns treffen konnten.

Unterwegs war Charley schon recht nervös geworden, und meinte wir könnten vielleicht noch seinen Koffer, den er noch in einem Hotel an Washington St. stehen hatte, und welcher sein ganzes Hab und Gut enthielt, von dort abholen.

Ich versuchte ihm klar zu machen, dass dies unmöglich sei, da wir mit dem Pferde nicht näher heran fahren könnten, und es überhaupt dort schon längst verbrannt sei. Doch alle Vorstellungen halfen nichts. Als eben das Pferd wieder so unruhig wurde, dass ich Mühe hatte es zu halten, sprang er vom Sitz herunter und rief: „Christ, I am going to try anyway. Wait here for me!“

„Charley, you'll get killed. Come back here.“ rief ich ihm nach, aber er ging, – und keiner sah ihn jemals wieder.

Unter stürzenden Mauern und fliegenden Balken, eilte er nördlich die State St. entlang. Er war ein schwächtiger, junger Bursche von etwa 18 Jahren, den seine Mutter, eine arme Wittwe, nach America zu ihrem Bruder, Mr. Davies, geschickt hatte, um für ihn zu sorgen.

Ich wartete, – wartete bis der Morgen anfang zu grauen. – Er kam nicht wieder zurück. – Gegen fünf Uhr kam Mr. D. mit seinem Wagen, und frug mich, was wir gethan hätten. Er bemerkte Charley's Abwesenheit nicht sofort. Als ich ihm sagte, dass

Seite 92

er davon gelaufen sei, um nach seinem Koffer zu sehen, wurde er leichenblass. „My God“, rief er, „He will get killed!“ Ich stimmte ihm bei, doch als er sagte, er wolle nach ihm suchen, sagte ich, es wäre besser, wenn wir erst nach Hause führen, und dann per Fuss Nachsuche anstellten. Es gelang mir auch ihn dazu zu ueberreden. Auf dem Heimwege warf jemand eine Schachtel mit werthvollen Filzhüten in meinen Wagen. Da ich nicht wusste wem sie gehörten, behielt ich später einen davon und vertheilte die anderen an meine Freunde. Diesen Hut, und eine schöne Doppelflinte von Mr. Butler, die ich nicht gerne annahm, aber annehmen musste, da er und Mr. Davies darauf bestanden, waren die einzigen Souvenirs, die ich vom Feuer behielt.

Mr. Davies, Mr. Butler und ich verbrachten fast den ganzen Tag damit, nach Charley zu suchen. Leider ohne Erfolg, nicht eine Spur von ihm war zu entdecken. In der nächsten Woche schrieb Mr. Davies an seine Schwester in England, über das tragische Geschick ihres Sohnes. – Wie viele Menschen damals auf aehnliche Art umgekommen sind, konnte nie genau festgestellt werden. Es waren jedoch mehrere hunderte.

Am zweiten Tage des Feuers fiel die grosse Courthouse-Glocke nieder. Dies gab ein erschauerndes Getöse. Es war der letzte Ton der all geliebten Stadtglocke, die so lange die Stunden, und auch bei anderen Gelegenheiten geschlagen hatte. Später wurde ihr Metall zu ganz winzigen Glöckchen verarbeitet, die man an der Uhrkette tragen konnte. Sie kosteten \$1<sup>00</sup> das Stück. Ich hatte auch lange Zeit eine derselben.

Zu guter Letzt wurde auch das städtische Wasserwerk ausser Betrieb gesetzt. Nun gab es keine Wasserleitung mehr, und die Bürger mussten aus dem Michigan-See selber holen, oder von Peddler kaufen, die 10<sup>c</sup> den Eimer verlangten.

Am dritten Tage hatte das Feuer so ziemlich ausgetobt, doch nur aus Mangel an Nahrung. Es war nichts übrig geblieben als ein Haus an der Nord Clark St., welches durch grosse Rasenflächen isolirt war.

Alles Strassenpflaster, damals meistens aus Holzblocks bestehend, war ausgebrannt. Die Streetcar-Geleise lagen gekrümmt in alle Richtungen umher. Alle Strassen-Schilder waren ver-

Seite 93

nichtet. Wer von der 12<sup>ten</sup> Strasse nördlich ging, und keine gute Orientierungsgabe besass, konnte sich leicht verirren. Ich, und Br. Johann gingen gegen Abend in dem Feuer-District umher. Doch es war ein trauriger Spaziergang. Überall sah man obdachlose Menschen, die sich in den jetzt trüffelnden, kalten Regen warm zu halten suchten. – Wo sollten sie alle hin? Jedermann in dem von Feuer verschonten Theile der Stadt nahm so viel Einquartirung, wie er beherbergen konnte, doch es genügte nicht für alle.

#### Capitel X

Als nun endlich alle Gefaehr über ein nochmaliges Aufblähen der noch immer rauchenden Trümmerhaufen vorbei war, zeigte es sich bald, dass bei solchen grossen Catastrophen sich nicht nur die schlechte Seite des menschlichen Characters, nämlich dass Diebe, und Räuber die günstige Gelegenheit wahrnehmen, hervorhebt, sondern dass es auch noch viele edle und gross angelegte Naturen gibt. In kürzester Zeit organisirte sich eine Anzahl Männer, die dafür sorgten dass den Abgebrannten regelmässig Mahlzeiten frei verabreicht wurden, sowie dass in aller Eile die sogenannten „Relief Shanties“ errichtet wurden, damit die Leute unter Dach kamen. Dies waren zwar nur einfache Holzhütten, doch wurden sie noch lange Jahre nachher als Wohnungen benutzt. Auch Möbel und Oefen wurden von der Relief Association unentgeltlich verabreicht.

Leider machten nun auch wieder viele von diesen gutgemeinten Arrangements unberechtigten Gebrauch, ebenso wie von den so willig angebotenen Einquartirungs-Gelegenheiten.

So erging es z.B. meinen Eltern. Vater hatte einen Bekannten Namens Michaelis, ein Landsmann aus Ostfriesland. Er hatte eine gute Stellung als Schreiber im Courthouse. Nun war er abgebrannt und kam mit Frau und Tochter zu meinen Eltern. Diese hatten freilich nicht viel Raum in der Wohnung, da wir Kinder, ausser meine Wenigkeit, noch alle zu Hause waren. Indessen, man behalf sich, und machte Platz für sie.

Alles wäre nun auch ganz gut gegangen, wenn nicht die Frau Michaelis so gern getrunken und Taback gekaut hätte. Dieses Weib wurde bald allen zum Ekel, namentlich

Seite 94

unserer lieben Mutter, die am meisten darunter zu leiden hatte. In allen Ecken fand sie die leeren Schnapsflaschen und die „Priemchen“ der Mrs. M. welche diese versteckte, um sie noch einmal durchzukauen.

Niemand freute sich mehr als Mutter, als es nach einigen Wochen hiess: „Michaelis ziehen aus“. Sie hatten eine Anweisung auf eine vollständig möblierte Reliefshanty erhalten.

Doch nur eine Woche wohnten sie dort. Dann kam eines Tages Mrs. M. wieder, im betrunkenen Zustande, bei meinen Eltern. Am Abend kam dann auch Mr. M. und hatte dann einen tüchtigen Streit mit seiner lieben Eehälfte. Diese hatte nämlich sämtliche Möbel an eine andere Familie verkauft, und das Geld verjubelt.

So blieben sie wieder einige Tage, und das Weib machte einige dumme Streiche, bis mein Vater, der Mitleid mit dem armen Mr. M. und seiner Tochter, die etwa 16 Jahre alt sein mochte, empfand, Ernst machte, und ihnen erklärte, dass ihres Bleibens in seinem Hause nicht länger sein könne, und sie am nächsten Tage ausziehen müssten.

Am folgenden Morgen ging die, mit allen Hunden gehetzte Mrs. M. nach der Relief Ass. Office, und erhielt, natürlich unter falschem Namen, zum zweitenmal ein Haus nebst Ausstattung. Sie zogen dorthin, aber Mr. M. erzählte meinem Vater später dass seine Frau bald darauf wieder angefangen hätte, die Möbel zu verkaufen. Er aber hätte, darüber in Wut gebracht, den Ofen in tausend Stücke zerschlagen. Weiter haben wir von dieser interessanten Familie nichts mehr vernommen.

Doch nun will ich erzählen, wie auch ich in unangenehme Berührung mit einem bei Mr. Davies einquartierten Abgebrannten kam. Er kam am zweiten Abend nach dem Feuer zu uns. Ein hochaufgeschossener, rothhaariger junger Mann wurde mir von Mrs. Davies vorgestellt – als ihr Vetter. Natürlich auch abgebrannt. Ich war eben vom Patrouillendienst abgelöst worden. Mrs. Davies ersuchte mich, ob ich nicht für einige Nächte mein Zimmer mit ihrem Vetter, sein Vorname war Charlie, teilen wolle, wozu ich mich gerne bereit erklärte, da ich ein grosses zweischläfriges Bett hatte.

Nachdem Charlie und ich uns noch ein Weilchen über unsere Erlebnisse während des Feuers unterhalten hatten,

begaben wir uns zur Ruhe. Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich aufwachte durch das Stossen mit den Ellbogen und Füßen meines Bettgenossen. Ich dachte er hätte nicht Raum genug, und machte ihm mehr Platz. Doch es half nichts, auch hörte ich dass er schwer atmete.

Da es stockfinster im Zimmer war, stand ich auf und zündete ein Streichholz an, um zu sehen ob ihm etwas fehlte. – Was ich dann sah, jagte mir einen solchen Schrecken ein, dass ich mit einem Sprung von dem Schlafzimmer in die Küche war.

Mit weit aufgerissenen, rollenden Augen und mit schaumbedecktem Munde, lag Charlie da, auf dem Rücken, heftig mit Armen und Beinen um sich stossend. Ich machte schnell die Thüre zwischen uns zu, und brannte dann mit zitternden Händen die Nachtlampe an.

Einige Minuten war ich ganz verblüfft, doch dann ging ich nach Mr. Davies' Zimmer und weckte ihn und sagte: „Charlie is sick!“ – Er kam sofort mit mir, nahm die Lampe, und ging ins Bettzimmer, doch – vielleicht noch schneller als ich vorher – kam er wieder heraus.

„My God, what is the matter with him“, keuchte er. Dann sprang er wieder nach vorne und weckte seine Frau. „Mary, Mary, come quick, Charlie is dieing!“ rief er.

Auch sie kam gleich und sah nach. Sie wurde aber nicht nervös wie Davies und ich, als sie ihren Vetter sah, sondern ersuchte ihren Mann, ihr ein Gefäss kalten Wassers und ein Handtuch zu reichen. – Dann fing sie an Charlie die Hände und die Füße zu reiben, und das Gesicht mit kaltem Wasser zu waschen. – Wir sahen nur zu, während sie uns erzählte, dass der arme junge Mann schon seit Jahren diese epileptischen Anfälle gehabt habe, und er fast sein ganzes Vermögen geopfert hätte, um geheilt zu werden. Nach etwa zehn Minuten schlief der Patient so ruhig wie nur je ein gesunder Mensch.

„Now, you can lay down again“, sagte sie freundlichst zu mir, „he will sleep until morning now“. –

Das that er auch, aber weniger ich. Ich ging nicht wieder zu Bett, sondern setzte mich in einen Stuhl am Fenster, bis am Morgen.



Als wir dann beim Frühstück sassen, meinte Charlie, er müsse mich um Entschuldigung bitten, wegen der mir verursachten Unannehmlichkeit. – Ich versicherte ihm dass es nicht der Rede werth, und er überhaupt nichts davor gekonnt habe. Dann erzählte er mir über seine Leiden, und wie er nie vor einem solchen Anfall ankündigende Symptome spüre, aber am morgen nachher wohl fühle, dass er krank gewesen sei. – Armer, bedauernswerther Mensch, dachte ich.

Während des Tages nun, ging ich ins Nachbarhaus, die ein Farmerhotel hielten und vereinbarte mich mit dem Sohn des Hauses, der ein guter Freund von mir war, bei ihm zu schlafen, solange Vetter Charlie bei uns weile, und als wir am Abend den Store zumachten, sagte ich zu Mr. Davies, dass ich die Nacht im Hause nebenan schlafen würde. Er hiess es gut und sagte, mit einem vielsagenden Blick: „I don't blame you.“

Nun kamen eine zeitlang schwere Tage für uns, die wir zur Miliz gehörten. Für mein Theil musste ich jeden Abend von 10 bis 12 Uhr in der Nachbarschaft Patrouille-Dienst verrichten, was eben nach einer 14stündigen Tagesarbeit im Grocery-Store, kein grosses Vergnügen war.

Diese Furcht vor Brandstiftung in den verschont gebliebenen Theilen der Stadt, war so gross, dass wir Orders hatten, nach 10 Uhr Abends, jeden verdächtigen Menschen, anhalten und visitiren zu müssen. Hatte er Streichhölzer oder eine Oelkanne oder Flasche bei sich, so wurde er arretirt, ohne Gnade, wie z.B. ein alter Mann in unserem District eingesperrt wurde, weil er eine Oelkanne trug. Sein Vorgeben, dass er habe zum Store wollen, um für seine Frau Oel zu holen, half ihm nichts, auch nicht, als letztere kam ihn zu suchen. „Orders is Orders!“ Punctum!

Doch im Grunde war diese abnorme Furcht ganz unbegründet. – Es war gut, dass es almählig wieder Arbeit gab. Schutt wurde weggeräumt, Backsteine gereinigt, und hie und da wurde schon ein Gebäude errichtet.

Wie ein Phoenix erhob Chicago wieder ihr Haupt und mit dem alten Motto „I Will“ ging es vorwaerts, bis nach einigen Jahren eine grössere und schönere „Garden City“ erstand als vor dem grossen Feuer gewesen war.

Freilich gab es etwas später auch harte Zeiten, da die Tausende der von aussen herein geströmten Arbeiter nicht immer stetige Arbeit mehr hatten, aber auch nicht wieder fortgingen. Doch mit der Zeit entstanden viele neue Industriezweige, und alles glich sich wieder aus, und Chicago wuchs von Jahr zu Jahr, und thut es noch bis auf den heutigen Tag.

Dass das Sprichwort „America ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ nicht aus der Luft gegriffen ist, dafür wurde in der, dem Brand folgenden Zeit auch ein Beweiss geliefert. Zwar wurden manche Familien scher betroffen, verloren alles und kamen nie wieder auf einen grünen Zweig, aber andererseits wurden aus vielen gewöhnlichen Arbeitern reiche Leute. Viele nahmen Arbeit als Maurer, Zimmerleute und anderen Bauhandwerken, wovon sie eigentlich nichts verstanden.

Doch da wie man sagt „Gelegenheit macht Diebe“ so machte hier die Gelegenheit Handwerker, die sich mit der Zeit oft als gute Contractoren und Geschäftsleute entpuppten und es zu Ehren und Reichthum brachten. Viele solche Leute leben noch jetzt in Chicago als Rentiers, und manche haben es sogar zum Millionär, ja zum Multi-Millionär gebracht. Ich könnte verschiedene Namen solcher aufführen, die vor dem Feuer nichts hatten, jetzt aber eine grosse Rolle spielen.

Allerdings gibt es auch viele darunter, die es nicht in ehrlicher Weise zusammen gebracht haben. Es gab ja so viele Schufte wie der, von dem ich nun zum Schluss noch berichten möchte.

„Taffy“, wie ihn alle nannten, war ein Expressmann, und hatte einen grossen zweistöckigen Stall gleich hinter dem unsrigen. Während des Feuers war er sehr emsig daran, Werthsachen für in Gefahr stehenden Stores in Sicherheit zu bringen. Er hatte wohl die Idee dass sie am sichersten in seinem grossen Stall aufgehoben wären. Ich und noch ein Clerk Mr. Davies beobachteten ihn mehrmals wie er Ladung nach Ladung von Kleidungsstücken und Seidenzeug ablud, und auf den Heuboden brachte. Als nun etwa eine Woche nach dem Brande der Bür-

germeister eine Proclamation an alle Bürger Chicago's ergehen liess, dass alle, welche fremdes Eigenthum, aus dem Feuer gerettet und noch im Besitz hatten, diese Thatsache auf dem Polizei-Hauptquartier anzuzeigen hätten, widrigen Falls sie gerichtlich belangt werden möchten, da kam eines Abends „Taffy“, als der andere Clerk und ich gerade aus dem Stall gehen wollten, an uns heran, und lud uns ein nach seinem Stall hinüber zu kommen, indem er einschmeichelnd sagte: „I know that you boys seen me put away a lot of things during the fire, and I want you each to pull out a suit of clothes and an Overcoat – if you will keep your mouths shut.“

Wir gingen keinen Schritt weiter mit ihm, sondern erklärten ihm, dass wir nicht im Sinn hätten, Angeber zu spielen, aber ebenso wenig von ihm gestohlene Kleider anzunehmen. Damit war für uns die Sache abgethan, aber nicht für „Taffy“. Einige Abende später war ein grosser Lärm in der Alley. Die Polizei hatte „Taffy“ arretirt und nahm die gestohlene Waare sammt seinem Fuhrwerk in Besitz. Der Stall wurde bewacht, bis alles heraus war, und ich glaube Taffy musste 5 Jahre Zuchthaus absitzen. Es musste wohl noch mehr Zeugen seiner unehrlichen Handelsweise gegeben haben, die ihn dann angezeigt hatten.

#### Capitel XI

Im Frühjahr 1872 nahm ich Abschied von Mr. Davies, der als Partner in ein Wholesale-Geschäft eintreten und den Tea-Store aufgeben wollte.

Ich fand eine Stellung in einem jüdischen Grocery-Store an Cottage Grove Ave. Die Firma hiess „Rosenthal & Weinberg“. Leider war meines Bleibens dort nicht sehr lange, da mir die Verhältnisse nicht zusagten. Mr. Nathan Rosenthal war ein ziemlich beschränkter, und dabei launenhafter Mensch. Sein Partner und Schwager, Aaron Weinberg, dagegen besass eine gute Schulbildung, war aber sehr exzentrisch veranlagt.

Tagtäglich gab es zwischen den Beiden Reibereien, und ich sowie die beiden anderen Clerks wurden nolens-volens mit hinein gezogen. Es war oft lächerlich. So wurde z.B. eines Tages beschlossen, einen neuen Wagen anzuschaffen. Rosenthal wollte einen billigen „secondhanded“ kaufen. Aber das wollte Mr. Weinberg, der immer nobel gesinnt war,

Seite 99

durchaus nicht. Nein, es sollte ein guter neuer Wagen sein. Auch solle Geschäftsanzeige und Namen der Firma in grossen schattirten Buchstaben darauf prangen. Nach langem Hin und her streiten, und da wir Clerks ihm beistimmten, setzte er seinen Willen durch. Der neue Wagen wurde bestellt, und als er zum Anstreichen fertig war, liess der Stellmacher anfragen, was für eine Inschrift er anbringen sollte. – Wir beriethen. Ich schlug vor „Staple & Fancy Groceries“ an den Seiten des Verdecks und darunter an der Box Namen und Adresse der Firma. Dies wurde angenommen. Ich machte eine Skizze davon und gab sie Herrn Rosenthal.

Nach einigen Tagen wurde der Wagen abgeliefert, aber O Weh! Herr Rosenthal hatte aus Sparsamkeits-Rücksichten die Inschrift ein wenig abgekürzt, und nun stand zu lesen: „Staple Fancy Goods“. Wir lachten, aber Herr Aaron Weinberg war zuerst sprachlos. Dann aber gings mit einem Donnerwetter los über seinen geizigen, dummen Schwager. Fast schien der Streit in Tätlichkeiten ausarten zu wollen, als Frau Rosenthal, die den Spektakel oben gehört hatte, herunter kam und für ihren Gemahl Partei ergriff. – Nachdem dieser sich unsichtbar gemacht hatte, gelang es ihr auch ihren grimmigen Bruder zu beruhigen. Aber das Wort „Staple Fancy Goods“ blieb fortan das Stichwort zu allerlei Spötteleien gegen seinen Partner.

So gerne ich auch geblieben wäre, da ich guten Lohn, und dank der grossen Kochkunst der Frau Rosenthal auch gute Beköstigung hatte, nahm ich doch nach einigen Monaten, da Weinberg mit seiner Freundschaft für mich zu zudringlich wurde, und ich dadurch, den Anderen gegenüber immer im falschen Lichte kam, meinen Abschied.

Mit meiner, jetzt schon vielseitigen Erfahrung im Grocery-Geschäft, wurde es mir nicht schwer, Stellung zu finden. So fing ich noch in derselben Woche an bei einer deutschen Firma an West Washington & Desplaines Str. – Freilich, besser wäre es gewesen, wenn ich gar nicht dort hingekommen wäre, da die Kundschaft dieser Firma derart war, dass man sich der Bekanntschaft der Meisten derselben zu schämen wohl Ursache hatte. Ich sah dies sehr bald ein, und blieb nicht lange, sondern nahm wieder Beschäftigung für den Winter im Packinghause an.

Seite 100

Bis zum Frühjahr arbeitete ich dort, und trat dann bei meinem Busenfreunde John Toebelmann, der sich mittlerweile an Chicago Ave & Paulina Str. etablirt hatte als Partner ein. Als Capital legte ich mein ganzes erspartes Vermögen, etwa \$600<sup>00</sup> ein.

Nun hiess es vorwärts, um das Geschäft in Schwung zu bringen. Und es ging. – Die Firma Toebelmann & Tebbens blühte von Tag zu Tag mehr auf. Mein Partner, der mich lange Zeit gedrängt hatte an seinem Geschäfte theilzunehmen, wurde nun meinerseits gedrängt, sich noch einen Partner oder Partnerin, u. z. auf Lebenszeit zu nehmen. Dazu entschloss er sich denn auch nach langem Zaudern, und führte seine liebe Anna heim. Er bezog die Wohnung über unserem Store und ich „boardete“ bei ihm. Somit hatten wir der Junggesellen-Wirthschaft ein Ende gemacht, hatten alle eine gute Heimat, und waren der Lauferei in den Restaurants endlich enthoben.

Da die Familie und Freunde der Frau Toebelmann sämmtlich auf der Nordseite wohnten, und uns fortwährend riethen, doch dort in der Nähe einen Store aufzumachen, entschlossen wir uns es zu probiren. Wir renteten einen passenden Platz an der Larrabee St. und ich übersiedelte nach dort. Ich war noch nicht lange da, als eines schönen Tages mein guter Freund und ehemaliger „Boss“, Aaron Weinberg herein spazirte. Wie der nun ganz hierher kam, und was er wohl wollte?

Doch das sollte ich bald genug erfahren. Redselig wie er immer war, erzählte er mir, dass er sich mit seinem Schwager Rosenthal gänzlich entzweit hätte, und aus dem Geschäft ausgetreten sei. Nun, meinte er, da ich hier doch allein sei, würde er einige Tage bei mir bleiben, um im Geschäft und mit der Buchführung (was schon immer sein „Hobby“ war) zu helfen. Ich brauchte keine Hülfe, und hätte ich geahnt, wie es wirklich mit ihm stand würde ich nicht darauf eingegangen sein, doch so mochte ich ihm die Bitte nicht abschlagen, und er blieb. Nach Schluss des Geschäfts tranken wir noch ein Glass Bier zusammen und begaben uns zur Ruhe.

Ich hatte mich just ins Bett gemacht, als auf einmal mein jüdischer Gast auf die Kniee fiel und anfang ein Vaterunser nach dem andern laut, und wie es schien inbrünstig, zu beten.

Es sollte kein Grund zum Erschrecken sein, wenn man einen Mitmenschen beten hört, doch dies kam mir denn doch ein wenig unheimlich vor.

Als er endlich fertig war, verkündete er mir mit wichtiger Miene

er sei zum Christenthum uebergetreten. Daher auch der endgültige Streit mit seinen Verwandten, und so weiter. Kurz – er schwadronierte so viel Unsinn, dass ich zu der Ueberzeugung kam, er sei uebergeschnappt und mit dieser Ueberzeugung war es auch für mich mit schlafen vorbei. – Was konnte dieser verrückte Mensch nicht alles anstellen, wenn ich schlief? Soviel stand fest – dies sollte die erste und letzte Nacht sein, die ich mit ihm in einem Zimmer zubrachte.

Am nächsten Morgen schien er wieder ganz normal zu sein. Doch ich traute ihm nicht, und fand eine Familie die Boarders hielt, und ihn gerne in Kost und Logis nehmen wollte.

Ich machte ihm dies denn auch plausibel, doch sagte er, er habe kein Geld bei sich, und so zahlte ich eine Woche Board für ihn, und er ging am nächsten Abend hin.

Am andern Morgen kam er wieder zu mir; schimpfte und klagte ueber das schlechte Essen und die vielen Wanzen, und was noch mehr. – Als später mein Partner mit Waaren für mich aus der Stadt zurückkam, ersuchte ich ihn, einige Stunden da zu bleiben, da ich nach Rosenthals hinausfahren wolle, um der Sache mit Weinberg auf den Grund zu kommen.

Letzterer wollte mich durchaus begleiten, da er nicht wusste, wo ich hin wollte. Allein ich redete ihm dies aus, und er blieb bei John im Store.

Als ich nach Rosenthals kam, und ihnen sagte dass Weinberg bei mir sei, waren sie ebenso erstaunt wie erfreut, dass er weiter kein Unheil angerichtet habe. – Er wäre nämlich einer Irren-Anstalt, deren Insasse er, als Tobsüchtiger schon wochenlang gewesen, vor einigen Tagen auf unerklärliche Weise entsprungen. Sie wären mir sehr dankbar, und würden der Behörde sofort Anzeige erstatten.

Als ich wieder nach Hause kam, war Freund Weinberg nicht mehr da, und das war das letzte was ich von ihm gehört. Ob er wieder eingefangen, und ob er wieder gesund geworden, ist mir nie zu Ohren gekommen.

Unser „Branchstore“ an der Nordseite stellte sich bald als ein Fehlgriff heraus, und so gaben wir ihn wieder auf, um uns andererseits in der alten Gegend zu verbessern, indem wir den uns gegenüber liegenden Eckstore mieteten. Dieser war viel grösser, und kamen wir ueberein, in Verbindung mit der Grocery, ein Saloon-Geschäft einzurichten.

Capitel XII

Der Eigenthümer des Hauses und seine Frau, recht wohlhabende Leute, hatten es sich in den Kopf gesetzt, ich solle ihre Tochter heirathen, und gingen uns in allem sehr an die Hand, sodass die Rente und Einrichtung uns nicht allzuviel kostete. – Die Heirathspläne aber waren, was mich anbetraf, von vornherein ausgeschlossen, da die junge Dame, die sonst übrigens ein recht nettes und ansehnliches Fräulein war, mich an Körperlänge wohl eine halbe Kopfeslänge übertraf.

Ich hatte, und habe noch, meine eigenen Ansichten in solchen Dingen. So würde ich nie ein Mädchen, welches grösser oder älter wäre als ich, geheirathet haben. Trotzdem blieben wir immer gute Freunde und waren allzeit im besten Einverständniss.

Als alles fertig war, hielten wir eine grosse Eröffnungsfeier, wozu alle unsere Freunde, von Weit und Breit erschienen, und mit ihrem Gelde nicht kargten, sodass sich unsere Einnahmen für den Abend auf ueber \$400<sup>00</sup> beliefen. Wir konnten zufrieden sein, und gaben uns der Hoffnung hin, bald ein recht rentables Geschäft unser nennen zu können. – So schien es auch eine Zeitlang. Doch in dem Maasse das wir in der Nachbarschaft bekannt und beliebt wurden, häuften sich auch unsere Credit- und Buchkunden an.

Wie es dann geht, weiss jeder Grocerymann nur zu gut. Wir hatten nach Verlauf eines Jahres schon eine Masse schlechter Contos in unseren Büchern. Und dann kam der grosse Krach von Anno 1873. Wir hätten vielleicht fortbestehen können, doch mir gefiel die Aussicht nicht mehr. Da mein Partner Gelegenheit hatte auszuverkaufen, was auch später geschah, setzte ich mich mit ihm auseinander, indem ich vorläufig eine geringe Summe nahm, mit dem Vorsatz einmal meine Verwandten in St. Louis zu besuchen, und nach einigen Wochen wenn die Pockingseason wieder anging, meine Stellung in Kent's wieder aufzunehmen.

Doch „Der Mensch denkt – und Gott lenkt“. Als ich von meinen Eltern Geschwistern und Freunden Abschied nahm, dachte ich nicht dass ich sie jahrelang nicht wiedersehen sollte. Doch so sollte es kommen.

Bei meiner Ankunft in St. Louis fand ich meinen Onkel Gerhard und Tante Margarete bei guter Gesundheit, und in guter Stellung vor. Ebenfalls Gesine, Christine und Anna Pooker, drei Töchter unseres Onkels Wilke Pooker, der nebst Frau und einer anderen Tochter Lina – kurz vorher auf eine Farm, die ihrem Sohn Wilko, der auch in St. Louis in Stellung war, gehörte, gezogen war.

Seite 103

Ich wurde allerseits herzlich begrüsst und willkommen geheissen. Es war auch mir eine grosse Freude, nur dass die, die mich sofort am meisten interessierte, auch die zurückhaltendste war. – Das war Christine Pooker, jetzt ungefähr achtzehn Jahre alt.

Ich hatte sie zuletzt bei Gelegenheit der Hochzeit Onkel Gerhards und ihrer Schwester in Rhaude gesehen. Damals war sie etwa zehn Jahre alt. Sie zeigte mich u. Br. Johann in der Mühle ihrer Eltern herum, und blieb mir seitdem immer in der Erinnerung. Sogar die Farbe ihres Kleides bei dieser Gelegenheit, ein grosskarrirtes, steht mir immer noch vor Augen.

Es ist merkwürdig, wie man gewisse Eindrücke für das ganze Leben festhalten kann, während man doch viel grössere und wichtigere Ereignisse gänzlich vergisst, oder sich doch nur unklar vorzustellen vermag.

Nun, wie gesagt, Christine, oder Tini, wie man sie in America umgetauft hatte, gefiel mir von Anfang an. Doch, ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen, und was später geschah, wird auch erst später berichtet. Soviel nur sei gesagt, dass dieser „Besuch“ nach St. Louis zu einem entscheidenden Wendepunkt in meinem Leben wurde.

Wir verbrachten den Abend in gemüthlichem Plaudern aus längst vergangener und jüngerer Zeit. Die Umgebung heimelte mich an, denn wie lange schon hatte ich es entbehrt, im grünen Rasen, unter schattigen Bäumen, von milder Herbstluft umsäuselt zu sitzen. Die Aussicht auf die welligen Hügel Compton Hills, so hiess die Gegend wo Onkel und die Cousinen wohnten, war prachtvoll und mir etwas neues, da um Chicago herum alles nur ebene Prairie ist. – Spät erst begaben wir uns zur Ruhe. Am nächsten Tage machte ich mich auf über den Mississippi nach East St. Louis, Ill. zu fahren, um mir einmal das neue Packinghouse, welches die Firma, bei der ich in Chicago beschäftigt gewesen war, dort errichtet hatten, anzusehen.

Ich fand mich auch ganz gut zurecht, natürlich nicht ohne verschiedentliches Anfragen um den richtigen Weg. – Es war ein ziemlich grosses, vierstöckiges Backstein-Gebäude, nahe der neu angelegten „National Stock Yards“.

Ich trat ein, und war nicht wenig erstaunt, als eine Stimme



hinter meinem Rücken mir zurief: „What brings you around here?“ Ich drehte mich um, und sah mich vis a vis mit meinem alten Vorgesetzten aus Chicago, Herrn John Thomas.

Nach gegenseitiger freundlicher Begrüssung, erzählte ich ihm, dass ich bei Verwandten in St. Louis auf Besuch sei, und in einigen Wochen wieder nach Chicago gehen, und meine alte Beschäftigung im Packerhouse wieder aufzunehmen gedächte.

„Oh“ meinte er „if that’s the case, you might as well stay here. We need good Chicago men here!“ – Ich gab ihm nicht sofort Antwort, und sagte ich wolle mir die Sache ueberlegen. So uebel erschien mir dies Anerbieten zwar nicht, aber sollte ich mich lossagen von Chicago, wenn auch nur zeitweilig? War da nicht so manches, was ich hier vermissen würde?

Mit diesen sich wiederstreitenden Gedanken noch beschäftigt, kam ich wieder bei Onkel an. Ich erzählte mein Erlebniss, und meinten alle, er wäre schön, wenn ich in der Nähe bleiben könnte. Am nächsten Tage besuchten wir Vetter Wilko, der Stellung hatte in Carondelet, einer südlichen Vorstadt von St. Louis. – Er war krank und sass am Ofen als wir ankamen. Ich kannte ihn noch von Deutschland her, als er schon Müllersbursche war, und ich noch auf die lateinische Schule ging. – Nun hatte er schon den Deutsch-Französischen Krieg mitgemacht. Er war dick und fett geworden, und sah nicht sehr krank aus. Er ging mit uns heim, und wir hatten einen recht vergnügten Abend.

Ich weiss nicht wie es kam, doch wandelte mich immer mehr die Lust an, es einen Winter hindurch in East St. Louis zu versuchen. Schämte ich mich vielleicht, in Chicago im Packerhaus zu arbeiten, nachdem ich Mitinhaber eines Grocerystore’s gewesen war? Kurz, ich trottete am nächsten Tag noch einmal nach E. St. Louis. Es traf sich, dass der alte Col. Richardson von Chicago, Partner im Geschäft, und jetzt hier ansässig, im Packerhouse anwesend war. John Thomas hatte nichts eiligeres zu thun als mich ihm zuzuführen. „Here is our brander from Chicago“, sagte er, „he wants to stay with us.“ – „Glad to hear it“, sagte der Körnel, „but we are not paying Chicago Wages here.“ – Hierauf wollte ich antworten, dass ich in dem Falle Chicago wiederaufsuchenwerde, doch raunte mir Thomas zu: „That will be allright.“ – Als der Alte weg war, sagte er: „You come to work next Monday, and I will see that you get the right wages!“ – Ich nahm an, und versprach, am Montagmorgen

Seite 105

am Platz zu sein. Dann fuhr ich wieder nach St. Louis, und verkündete den Verwandten, dass ich den Winter über in East St. Louis arbeiten, und sie öfter besuchen würde, worüber alle sehr erfreut zu sein schienen. – Dann schrieb ich einen Brief an meine lieben Eltern, um sie von meinem Vorhaben in Kenntniss zu setzen.

### Capitel XIII

Wie bedeutungsvoll dieser Entschluss für mich werden sollte, wusste ich damals noch nicht. In Wirklichkeit besiegelte er mein ganzes, ferneres Schicksal. Denn es sollte lange dauern, und erst nachdem sich die wichtigsten Ereignisse meines Lebens vollzogen hatten, ehe ich die Meinen in Chicago wieder begrüßen konnte.

Schon am Samstag Abend begab ich mich nach meinem „Boardinghouse“ in E. St. Louis, um am Montagmorgen zeitig am Platz zu sein. – Ich war noch glücklich bei deutschen Leuten, der Mann hiess Surwald, und war ein, den Leisten untreu gewordener Schuster, Unterkunft gefunden zu haben, denn die Zustände die dort herrschten spotteten aller Beschreibung.

Es war ungefähr dasselbe wie bei einer Auffindung neuer Goldfelder oder reicher Oelquellen. – Alles war ueberfüllt, jeder wollte der Erste sein, um eine gute Stelle in dem morgen zu eröffnenden neuen Packinghouse zu erhaschen. – Nicht halb genug Betten waren da, und viele mussten am Boden lagern.

Dies dauerte jedoch nur einige Wochen. Es entstanden Logirhäuser und Saloons wie Pilze aus dem Boden. Auch zogen Hunderte von Männern die keine Arbeit erhalten hatten, bald wieder ab. So klärte sich denn die Situation nach kurzer Zeit.

Ich erhielt einen guten Platz, und etwa 50<sup>¢</sup> mehr Lohn als ich in Chicago hätte erwarten können. – Aber die Gesellschaft und auch die Gegend sagten mir nicht zu, und war ich immer froh, Sonntags nach den lieben Verwandten gehen zu können. Das freundschaftliche Verhältniss zwischen uns gestaltete sich recht angenehm.

Doch sollte auch darin bald eine Veränderung entstehen. Onkel Gerhard und Tante Margarethe hatten schon vor meiner Ankunft sich entschlossen, ebenfalls auf ihre Farm, die der Pooker'schen angrenzte überzusiedeln, und gingen schon im Februar fort. So blieben nur noch Gesine, Christine und Wilko Pooker

in St. Louis wohnhaft, die ich indessen, nach wie vor jeden Sonntag mit meinem Besuch „beehrte“, wenn ich so sagen darf.

So verbrachte ich denn den uebrigen Theil des sehr milden Winters leidlich gut. – Von Chicago hörte ich nur ab und zu durch die Briefe meiner Mutter, die mich wohl am meisten vermisste, und es nicht gern gesehen hatte, dass ich ueberhaupt in St. Louis bleiben wollte.

Die gute Mutter, die immer so gern alle ihre Kinder um sich hatte – und bisher auch gehabt hatte – wie manche schlaflose Stunden hat sie wohl damit hingebracht, über mein Fernbleiben nachzusinnen. –

Hatte ich einen Grund Chicago, und das Elternhaus, dem ich wohl von allen meinen Brüdern am meisten anhing, zu verlassen? Wie oft hatte ich es beklagt, dass ich nicht, wie die Geschwister bei den Eltern wohnen konnte, wenn ich Clerk in einem Grocery Store war. Hauptsächlich um dies möglich zu machen, nahm ich ja in den Wintermonaten gern Arbeit in einem Packinghause. – Ja, auch ich dachte in der ersten Zeit oft, recht oft, an das liebe Elternhaus und die Lieben dort. – Und dann musste ich mich selbst wundern, warum ich in East St. Louis war, und Verwandte und Freunde, deren letztere ich in Chicago viele hatte, verlassen hatte – ganz freiwillig verlassen. –

Was war der Grund? – Damals, mein lieber Leser wusste ich es noch nicht – doch später erkannte ich denselben wohl als eine Fügung des Himmels, denn es heisst ja in der Bibel: „Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen, und“ – doch „Halt!“ ich wollte ja den Ereignissen nicht vorgreifen. –

Nun war es zu der Zeit noch nicht Mode, dass die Packinghäuser auch im Sommer in Betrieb waren, denn man hatte noch keine Eismaschinen, und musste daher bei Eintritt des warmen Wetters das Schlachten einstellen. – So kam eine Zeit wo nicht viel zu thun war, und ich entschloss mich, den Einladungen Onkel Gerhards, ihn eine Zeitlang auf der Farm zu besuchen, nachzukommen, und reisste hin. Es waren pl.-m. 70 Meilen per Eisenbahn von St. Louis aus, und dann 6 Meilen zu Pferd oder mit dem Wagen von der Station Sullivan aus.

In Sullivan warteten Onkel und ein Nachbar, Mr. Baker, schon auf mich. Die Fahrt durch den grünenden Wald, hügelab und hügelan, war mir recht interessant und angenehm. Als Grosstadtkind hatte ich bis jetzt sehr wenig wirklichen Wald– Urwald – gesehen, obschon

der Onkel Garrels in Leer mir immer haarsträubende Geschichten aus dem Urwald erzählt hatte, als ich noch ein kleines Kind war. Freilich, steinig und unbrauchbares Land gab es da auch in Masse, doch der Winterweizen sah so schön grün aus, und die Obstbäume blühten so prächtig, dass einem die Gegend sehr einladend erschien.

Bei der Farm angelangt, stand Onkel Pooker schon erwartungsvoll an der Fenz. So wie ich ihn mir im geistigen Auge vorstellte und in der Erinnerung hatte, sah er allerdings nicht mehr aus. Er schien mir viel magerer und viel grauer geworden zu sein, und machte auf mich den Eindruck eines richtigen deutschen Försters.

Recht herzlich war der Empfang, und Tante Pooker hatte ein vortreffliches Mittagsmahl fertig, woran denn auch alle herzlich theilnahmen.

Zum ersten Mal befand ich mich jetzt in einem Blockhause, von denen ich schon so viel gelesen hatte. Das Haus, und namentlich das Innere desselben, machten auf mich einen günstigen Eindruck. Es waren grosse und reinliche Zimmer. Der Schornstein war an der Aussenseite angebracht, und der grosse Feuerherd drinnen verbreitete angenehme Wärme, zumal wenn Onkel Gerhard einen recht dicken Baumstamm, sog. „Backlog“ hineinlegte.

Da liess es sich denn gemüthlich, bei einer Pfeife Taback, erzählen. Onkel Gerh. und Tante Marg. wohnten vorläufig noch bei Onkel Pooker's. Das Haus war zwar schon errichtet, aber noch mussten Thüren, Fenster und Dach fertig gestellt werden, wobei ich Onkel in den nächsten Wochen mithalf, und so verlängerte sich mein Besuch unvorhergesehen auf über zwei Monate. – Es gefiel mir dort und ich wollte die Lebensweise in den „Backwoods“ kennen lernen, wozu ich auch allerlei Gelegenheit bekam, denn die Hinterwäldler-Farmer sind neugierige Leute, und wenn sie wissen, dass ein Fremder, der sogar „Store Clothes“ traegt, sich in der Gegend aufhält, so suchen sie baldmöglichst seine Bekanntschaft zu machen, um sich von ihm ueber das Stadtleben u.s.w. erzählen zu lassen.

So wurde denn auch ich bald mit vielen bekannt, und wurde zu allen möglichen Begebenheiten eingeladen – zur Jagd, zum Fischfang, und am oeftesten zu „House oder Barn-raising Bees“.

Dies war nämlich eine schöne Einrichtung dort mit dem House Raising dort. Der Gebrauch stammte wohl noch aus der Zeit der ersten Pioniere. – Wer sich ein Haus, d.h. ein Loghouse bauen wollte, der hackte sich im Winter die Baumstämme

dazu zurecht. Fuhr dann im Frühjahr alle an den Bauplatz heran, und lud die Nachbarn zur „Houseraising“ ein. Ein bestimmter Tag wurde festgesetzt, und dann kamen alle, die nicht unbedingt verhindert waren, denn es war Ehrensache; schon frühmorgens hin, und vor Sonnenuntergang war das Haus errichtet, und bis auf Türen, Fenster und Bedachung fertig. – Dabei ging es dann recht lustig zu.

Kaffe, und auch stärkere Getränke wurden genügend verabreicht, und am Mittag gab es eine grosse Mahlzeit, wobei meist Brathühner die Hauptrolle spielten. – Ehe die Arbeit losging, wurden vier der Anwesenden zu „Cornermen“ ernannt. Diese, gewöhnlich in der Sache schon erfahrene Männer, mussten die Enden der Baumstämme kunstgerecht ineinander fügen, wobei aber nur die Axt als Handwerkszeug benutzt wurde. – Die Axt war hier zu Lande alles, und die Leute konnten auch fast alles herstellen mit derselben. – Kurz, ohne Axt konnte man hier nicht leben, und wie in der Stadt die Leute ausgingen mit Spazierstock oder Regenschirm, traf man hier fast niemand, der nicht eine Axt unterm Arm trug. Oft hatte das auch seinen guten Grund, nämlich wenn sie durch unbekanntem, dichten Wald dringen mussten, so hieben sie hie und da ein Stück Rinde von den vorbeigekommenen Bäumen ab, um auf diese Weise den Rückweg leichter zu finden. Man hiess das „blazing the road“. Wenn sich die vier „Cornermen“ aufgestellt hatten, trugen die übrigen die Balken „Logs“ heran. Das geschah indem die Balken auf zwei starken Hickory-Stöcken, von vier Mann, vorne und hinten zwei, getragen wurden. Wieder andere Männer hoben sie dann mittelst Gabelförmigen starken Aesten oder junger Bäume, an den, sich bald erhebenden Bau empor.

Es gab gewöhnlich einen oder mehrere Spassvögel in der Gesellschaft, die die Andern durch ihren, oft urwüchsigen Humor unterhielten.

#### Capitel XIV

Bei einer solchen Houseraising-Partie, der ich beiwohnte, kamen wir aus dem Lachen den ganzen Tag nicht heraus.

Es war nämlich einer unter uns, der das Bauchreden ziemlich gut verstand. Ebenfalls war ein ältlicher, etwas scheu und ängstlicher Mann da. Sein Vorname war „Ike“. Diesen wählte sich nun unser Bauchredner zur Zielscheibe seiner Kunst.

Wollte Ike eben das Ende eines schweren Balkens erfassen, so kam unter seinen Füßen das Gequieke eines Ferkels hervor, und schnell drehte sich Ike rund herum, in der Meinung auf ein solches getreten

Seite 109

zu haben. Dann lachten ihn natürlich alle aus. Kein Ferkel in Sicht und Ike fing wieder, gutmüthig wie er war, an zu arbeiten. – Doch was war das? In seiner nächsten Nähe ertönte das gefürchtete Geräusch einer rasselnden Klapperschlange, deren es dort nicht wenige gab.

Ike sagte nichts, schnüffelte aber mit den Nüstern, da der Geruch einer Klapperschlange etwa dem eines Ziegenbocks gleichkommt, und schaute im Gestrüpp umher. Man lachte wieder, aber Ike behauptete: „I sure heard a Rattler“.

Die Hauptnummer des Programms kam aber erst zu Mittag als unser Bauchredner die Frau des Farmers, bei dem wir waren, durch den Wald kommen sah, um uns zu sagen, dass das Essen fertig sei.

Eben wollte Ike wieder das Ende eines Baumes heben, als er sich plötzlich aufrichtete, mit beiden Händen sich überall betastete, und dann eine Strecke in den Wald hinein sprang, gerade der ankommenden Frau entgegen, die er gar nicht bemerkte. – Im Nu hatte er sich aller Kleidung entledigt, die er nun heftig gegen einen Baum schlug und dann schüttelte. Die Farmersfrau lief mit einem Schrei wieder zurück. Wir wollten uns fast todtlachen.

Und was war geschehen? – Der Bauchredner hatte das wüthende Brummen eines Horniss (Bumble Bee), die überall herumflogen, so geschickt als aus den Hosen des armen Ike kommend nachgemacht, dass dieser dachte, es sei ihm wirklich ein solches Biest in die Kleider gekrochen, und könne ihm jeden Augenblick seinen giftigen Stachel in die Haut senken.

Bei einer anderen Gelegenheit, einem „Barnraising“, war auch ein junger, langbeiniger Farmer zugegen, dessen Häuschen man von dort in der Ferne auf einem Hügel erblicken konnte.

Gegen Abend erscholl auf einmal das wohlbekannte Läuten einer „Dinnerbell“. Wir blickten nach der Richtung hin, und sehen „Levi's“, so hiess der vorerwähnte Farmer, Häuschen in Flammen. – Alles rannte hin, und er allen weit voraus. Als wir hinkamen hatte Levi schon die Oberhand ueber das Feuer gewonnen, indem er mit dem Fuss den ganzen, aus Aesten erbauten Schornstein, vom Hause weggestossen hatte. – Da erkannte ich den Werth der hierzulande gebräuchlichen Art, Schornsteine an der Aussenseite der Häuser zu errichten.

Ueberhaupt gab mir dieser Aufenthalt in den Missourier Backwoods manches zu denken, und ich gewann viele neue Lebensanschauungen, die sich später bewährten.

Die Prophezeiungen Onkel Garrels, der, als ich noch ein Kind

Seite 110

war, oft zu mir sagte: „Junge, du kommst noch einmal in den Americanischen Urwald“, waren jetzt in Erfüllung gegangen, denn soweit das Land nicht in Kultur war, war es Urwald, und auch „urwild“.

Hier muss ich an eine Fischpartie denken, zu der mich eines Tages Nachbar Schatz einlud. – Er war deutscher Abstammung, aber ein echter altansässiger Missouri-Farmer.

Es sollte an den, etwa sechs Meilen entfernten „Bourbus River“ gehen. Ich nahm gegen Abend Onkel Gerhard's kleines Pferd „Jimmi“ und ritt hinüber nach Mr. Schatz's Haus. – Er war eben daran, „Bait“ zu suchen. Sein aeltester Sohn „Eddie“ hatte schon die Pferde gesattelt, und nachdem etwas Lunch eingepackt war, da wir nicht vor dem nächsten Vormittag zurückzukehren gedachten, zogen wir drei los.

Es war ein schwüler Tag gewesen, und ich war etwas müde, da wir den ganzen Tag Thür- und Fensterlöcher gesägt und Keller gegraben hatten an Onkel G.s neuem Hause. Doch es erhob sich ein kühlender Wind, und das Reiten erfrischte mich bald.

Wir kamen an den „Boone's Creek“, der aber fast ganz ausgetrocknet war, da es lange Zeit nicht geregnet hatte. Nach etwas einstündigem Ritt erreichten wir den „Bourbus River“, wo Mr. Schatz einen ausgezeichneten Platz zum Fischen wusste. Auf einem Einschnitt in den, sich zu beiden Seiten des Flusses erhebenden Felsen, Bluff's genannt, und zwischen 100 und 150 Fuss steil aufsteigend, machten wir Halt.

Der Platz war mit schönem Rasen und jungen Hickory-Bäumchen bestanden. – Wir nahmen unsere Decken und Fischgeräthe von den Pferden, und banden letztere an den Bäumen fest, wo sie über Nacht verbleiben sollten. – Nun war die Bucht, welche wie Mr. Schatz behauptete, ein grosserTummelplatz der Fische sein sollte, etwas 350 bis 400 Schritt weiter den Fluss hinauf. Um dorthin zu gelangen mussten wir in gebückter Stellung, unter ueberhängenden Felsen, den Fluss entlang gehen. – Dort hingekommen, sah ich vor mir eine der romantischsten Scenerien, die man sich denken kann.

Der rauschende Fluss, eine spiegelglatte, stille Bucht, umrahmt von steil aufsteigenden Felsblöcken, die an den Seiten mit allerhand Gestrüpp, und oben mit altersgrauen Bäumen bewachsen waren. Der erhabene Anblick, die im Westen eben verschwindende Sonne, und die tiefe Stille die darüber herrschte, loeste in mir unwillkuerlich den Gedanken aus: „Herr wie sind deine Werke so gross und viel u.s.w.“ Ich hatte mich so in den Anblick vertieft, dass ich gar nicht beobachtet hatte, wie Mr. Schatz und Eddie schon Reisig zusammengesucht,

Seite 111

und ein kleines Feuer angefacht hatte, und sich nun zum Fischfang vorbereiteten. Sie köderten ihre Angeln und warfen sie weitaus ins Wasser. Ich folgte ihrem Beispiel.

Wir sassen lange Zeit still und warteten, aber es wollte nichts anbeissen. Unterdessen war es fast dunkel geworden. Im Westen thürmten sich schwarze Wolken auf, und fernes Blitzen und Donnerrollen liess sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Es begann auch leise zu regnen.

Mr. Schatz meinte ein kleiner Regenschauer würde die Fische leichter beißen lassen, und wir liessen uns geduldig ein wenig nassregnen. Es war ja nicht kalt, und konnte es uns nicht viel schaden. Doch stärker und stärker wurde der Regen, so dass wir uns unter den vorspringenden Felsen zurückziehen mussten. – Mr. Schatz, ein curagirter Fischer, meinte es müsse bald aufhören, und dann würden wir schnell unsere Säcke mit Fisch auffüllen können.

Leider kam es anders! Der Regen artete fast in einen Wolkenbruch aus, und es donnerte und blitzte in einem fort. Merkwürdig schnell schwoll der Fluss an. Die Stelle wo unser Feuer gebrannt hatte, war längst unter Wasser, und der Pfad unter den Felsen, woher wir gekommen, war auch ueberfluthet.

Was sollten wir thun? Wir hätten noch mit genauer Noth zu den Pferden waten können, doch wir blieben, immer noch in der Hoffnung, es würde aufhören. Aber nein – es hörte nicht auf – und wir alle drei mussten auf einer kleinen Anhöhe, gegen den Felsen gedrückt, Schutz suchen, um unsere Füsse trocken zu halten.

„Well boys, I allow we'll have to climb the Bluffs, There will be no fishing to-night“ liess sich Mr. Schatz vernehmen.

“Climb the Bluffs? In the dark?“ sagte ich, “not I“. – „Well“ antwortete er, “it is kind of dangerous – and we can stay till daylight, if the water dont rise too high.“ – “Let us risk that“, sagte ich, und so standen wir dort noch stundenlang. Langsam kam uns das Wasser immer näher. Unsere Stellung war nahezu unhaltbar geworden, als endlich im Osten ein heller Streifen sichtbar wurde. Das Gewitter hatte nun etwas nachgelassen, aber es regnete noch immer. Von der Bucht, wo wir fischen wollten war längst nicht mehr erkennbar. Es war alles ein einziger wüthender Strom geworden, in dem sich viele entwurzelte oder vom Blitz zertrümmerte Baumstämme und Aeste in den schaumbedeckten Wogen rollten.

Ich hätte nie geglaubt, dass eine einzige Regennacht in gebirgiger Gegend, ein friedliches Bächlein zum reissenden Strom machen könnte.



Kein Wunder, dass solche Regengüsse hier sehr gefürchtet waren, da sie viel Schaden anrichteten, nicht nur an Gebäuden und Fenzen, sondern durch wegspülen guten „Bottom“-Landes. Es kommt vor, dass ein Farmer nach einer solchen Nacht mehrere Acres guten Cornlandes am Morgen nicht mehr findet. – Es wurde weggespült, um sich weiter unten am Missouri oder Mississippi River wieder fest zu setzen, doch für ihn war es auf immer verloren. So erging es einem meiner Verwandten, der auch im „Bottom“ wohnte, und auf diese Weise fast ein Drittel seiner schönen Farm verlor.

Nun, es half nichts. Es war höchste Zeit geworden, dass wir versuchten die Felsen zu erklettern, wenn wir nicht dort unten elendiglich ertrinken wollten. Eddie machte den Anfang, ich in der Mitte, und Mr. Schatz hinter mir. Ich packte bei jedem Schritt ein Büschel Zweige oder Wurzeln mit den Händen, und suchte dann einen neuen Halt für meine Füße. Manchmal schlüpfte dabei eine Schlange an mir vorbei, aber es hiess festhalten, denn ein Absturz bedeutete sicheren Tod in den brausenden Wellen des „Bourbus“.

Und endlich! Gottlob waren wir oben. Nun gingen wir über die Berge zu der Niederung, wo unsere Pferde angebunden waren. – Nur zwei waren sichtbar, d.h. nur Kopf und Hals, ihre Körper waren fast ganz unter Wasser. Die ganze Wiese war jetzt ein See geworden. – Das Pferd Eddie's hatte sich losgerissen, und war nirgends zu sehen.

Schnell entschlossen, warf Eddie die Kleider ab, und schwamm zu den Pferden, die, als sie uns erblickten, uns ängstlich entgegen wieherten. Eddie erlöste sie schnell aus ihrer Lage, und führte sie auf's Trockene. Er musste nun hinter seinem Vater aufsitzen, und ich bestieg meinen Pony. So ging es heimwärts.

Doch sollten wir noch einmal, ehe wir dorthin kamen, dem Tode ins Auge schauen. – Als wir nämlich den unbedeutenden, von uns beim Hinweg theilweise als Reitpfad benutzten „Boone's Creek“ erreichten, war auch dieser zum tobenden Strom geworden, und suchte es in Wildheit noch dem Bourbus River zuvor zu thun.

„We'll have to swim it“ sagte Mr. Schatz. – O Himmel! Zwar konnte ich selbst ein wenig schwimmen, doch ein schwimmendes Pferd durch solchen Strom zu reiten, fand ich nicht den Muth. – „I never rode a swimming horse in my life“, rief ich Mr. S. zu. – „Oh, that's nothing, just follow me!“ entgegnete er, und war auch schon im Wasser.

Mein kleiner Rothschimmel schien das Wasser ebenso zu scheuen als ich. Er dachte wohl, da er die ganze Nacht im Wasser gestanden hatte, wäre es wohl genug. – Aber „muss ist kein wollen“, und ich

trieb ihn hinein. So lange er noch Boden unter sich fühlte ging es, aber als es zu tief wurde, schwamm er nicht sofort, sondern ging auf den Hinterbeinen, aufrecht, so lange er konnte. Ich griff fest in seine Mähne, und gab mich schon verloren, als er auf einmal das Hintertheil hob, und anfang zu schwimmen, wie es ein anständiges Pferd sollte. – Ich nahm wahr, dass der Sattel ihm unter den Bauch geschlippt war, und so lag ich flach auf seinem Rücken, krampfhaft die Mähne festhaltend. Er behielt aber immer Schatz' Pferd im Auge, und folgte ihm nach.

Etwa eine halbe Meile riss uns der Strom den Fluss hinunter ehe wir landen konnten. – Mr. Schatz und sein Sohn standen schon am Ufer, und mussten – ich verzeihe es ihnen, trotz ausgestandener Angst – ueber den Anblick, der sich ihnen darbot, lachen.

Triefend nass, den Sattel des Pferdes ihm unten baumelnd, und ganz erschöpft, kam ich zum Vorschein. – „Und athmete lang, und athmete tief“, sagt Schiller. – Nachdem ich das gethan, lachte ich selber ueber mein Misgeschick. Nach kurzem Ritt kamen dann der uebrigen Schatz'schen Familie in Sicht, die schon alle sorgenvoll an der Gate standen, da sie fürchteten, wir wären im Bourbus, der alljährlich so manches Opfer fordert, umgekommen, zumal das eine Pferd mitten in der Nacht reiterlos heimgekommen sei. – Es stand jetzt noch aufgezümt an der Fenz – und mir schien – es lachte uns aus. –

Wir gingen nun schnell ins Haus, tranken erst einen guten „Applejack“, den Mr. Schatz stets vorräthig hatte, und selber braute. Dann gab man uns trockene Kleidung, und als wir darauf ein gutes Frühstück eingenommen hatten, fühlten wir uns wieder ganz erfrischt.

Fortan aber, wenn Mr. Schatz und ich uns begegneten, frug einer den andern: „Shall we go fishing again?“ und dann lachten wir herzlich ueber den verunglückten Fischzug.

Als ich zu Hause ankam, in Mr. Schatz' Kleidern, frug Tante Eti gleich: „Wie viele Fische hast du mitgebracht?“ Ich sagte Mr. Schatz hätte sie alle behalten. Da schimpfte sie ueber die reichen Geizhälse und meine Gutmüthigkeit. Gleich nachher klärte ich ihr die Geschichte auf, und da waren alle froh, dass ich noch so davongekommen war.

#### Capitel XV

Von Fischpartien hielt ich mich von nun an fern. Wohl aber ging ich oftmals auf die Jagd, auf Hasen und Eichhörnchen, wobei ich mehr Glück hatte. Mein Genosse war gewöhnlich George

M<sup>c</sup> Manus, ein Farmers-Sohn, den ich schon in St. Louis kennen gelernt hatte. Er wurde mir als Verlobter einer Freundin der Pooker'schen Familie vorgestellt. Er wohnte hier in der Nähe, und war ein guter Kamerad, und kannte die Gegend genau. Ohne ihn hätte ich mich wohl oft im Walde verirrt. Als wir eines Tages so im „Bottom“ auf der Jagd herumbummelten, bemerkte ich ganz oben in einem mächtigen „Sycamore“-Baum ein Eichhörnchen-Nest, worin schon erwachsene Junge waren. Schon lange hatte ich den Wunsch ein solches zu besitzen, da Onkel Pooker früher eins gehabt hatte, und der Radkäfig jetzt leer dastand.

Zum Erklimmen war der Baum zu dick und zu hoch, und meinte George, wir wollten ihn fällen und dann die Jungen erwischen. Er hatte wie gewöhnlich seine doppelschneidige Axt bei sich, und nun hackten wir, abwechselnd, an den Stamm. Es war ein grosses Stück Arbeit, eines kleinen Eichhörnchen's wegen. Doch endlich fiel der Riese hin, und nun hiess es schnell sein, denn die kleinen Kerle waren schon ziemlich behende und wollten gleich wieder auf einen anderen Baum springen. Es waren ihrer vier, doch wurde nur eins von George gefangen, die anderen entwischten uns. – Ich band es in ein Tuch, und brachte es zur Freude aller heim. Es wurde auch bald zahm. Doch eines Tages war es aus dem Käfig ausgebrochen und sass oben in einem Eichbaum nahe dem Hause.

Herab locken liess es sich nicht, und so erkletterte ich den Baum, während die Andern unten standen, mit Säcken in den Händen, um es zu fangen, wenn es hinunter käme. Ich schüttelte die Aeste so lange bis es hinunter purzelte, und gerade vor Onkel Gerhard hinfiel, der schnell seinen Sack darauf warf und es fing.

Aber, o weh! Das Thierchen biss sich, durch den Sack, in seine Hand fest und verursachte eine böse Wunde. Ich ergriff es im Nacken, und brachte es glücklich wieder in den Käfig, wo es gleich anfang das Rad zu drehen.

Es gab auch fliegende Eichhörnchen dort, von denen ich aber nie eines schiessen konnte. Unser Hund „Ami“, der, ungeachtet seiner Rasse, er war ein kleiner „Black and Tan“, ein guter Jagdhund war, was nebenbei gesagt, fast alle Hunde in dortiger Gegend sind, hatte mehrere Male solche gestellt, und stand dann bellend unter dem Baum bis ich herankam. Sobald ich aber in Schussnähe war, flogen die Thiere wohl 50 Fuss weit auf einen anderen Baum, und dann in einem fort weiter, bis sie in Sicherheit waren. Das erste Mal wusste ich gar nicht, was das für Thiere waren

Seite 115

bis später George mich darüber aufklärte, und sagte dass er nur ein einziges Mal, und er war ein ausgezeichneter Schütze, eines erlegt hätte.

Viele Erlebnisse hatte ich mit Schlangen, die dort noch sehr häufig vorkamen, und unter ihnen auch von gefährlichen Sorten wie Klapperschlangen, Vipern, und die sog. Copperheads. Die ungefährlichen Arten, wie Garter- oder Blacksnakes wurden meist nur durch ihre Gefrässigkeit und Zudringlichkeit unangenehm.

Blacksnakes holten Eier aus den Hühnernestern, und junge Vögel aus den ganz hoch aufgestellten Nistkästchen. – Eines Abends waren Mr. Baker und Frau zu Besuch gekommen. Wir sassen auf der Porch, als auf einmal Mrs. Baker, nach dem auf einem hohen Pfosten im Garten stehenden Nistkasten weisend, ausrief „A Snake!“

Wirklich hing aus dem Einflugsloch der Schwanz einer grossen Blacksnake heraus. – Mr. Baker hatte Onkel Pooker's Flinte und schoss es todt. Das Ungethüm mass über sechs Fuss, und hatte etwa fünf, noch lebende junge Vögel im Leibe.

Ein anderes Mal war Gesine Pooker am Tisch decken, und als sie Teller aus einem Schrank holen wollte, hatte sich eine grosse „Gartersnake“ um einen Haufen derselben herum gerollt.

Gesine schrie, und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Onkel Gerhard nahm die, noch aus Deutschland stammende Feuerzange und erfasste die Schlange damit am Kopfe und tötete sie. Doch auch den gefährlichen Arten begegnete man oft, und die liessen sich nicht so leicht mit sich abfinden.

So fuhr ich eines Morgens mit offenem Wagengestell nach Sullivan um für Onkel G. eine Ladung Bauholz zu holen. – Plötzlich stutzten die Pferde und sprangen seitwärts auseinander. Da sah ich denn wie eine grosse Blacksnake, wofür ich sie hielt, in der mittleren Wagenspur entlang trollte. „Halt“ dachte ich, „du sollst mir nicht entgehen“, denn vorsätzlich machte ich alle Schlangen todt, deren ich habhaft werden konnte, was uebrigens dort landesüblich ist.

Also ich hielt die Pferde an, suchte einige Steine, und begann das Thier zu bombardieren. – Es beschleunigte aber nicht seine Flucht, wie ich dies bei anderen Blacksnakes beobachtet hatte, sondern rollte sich plötzlich auf, und machte Front. Ich warf noch einige Male nach ihm, und es begann zu zischen wie ein

wüthender Gänserich. Der Kopf breitete sich aus wie ein kleiner Teller, und die kleinen schwarzen Augen schienen Feuer zu sprühen. In diesem Augenblick kam Nachbar Baker herangeritten, und rief mir zu einzuhalten und mich zurück zu ziehen, was ich auch bereitwilligst that, denn die Sache fing an mir verdächtig zu werden.

Mr. Baker ritt durch den Wald, um die Schlange herum, und kam zu mir. „It is lucky I came“ sagte er, „that snake would have killed you if it had jumped on you.“ – „Why“ sprach ich, „isn't it a big Blacksnake?“ – „Oh no“ erwiderte er, „it is a ‚Spreadhead Viper‘ and the most dangerous snake of them all. They will fight like Wildcats, and one bite will kill an Ox.“

Da lief es mir kalt über den Rücken. – „But it is our duty to kill it,“ meinte Mr. Baker und holte einen dünnen Riegel von einer nahen Fenz. Wir warteten bis die Schlange, die uns noch immer beobachtete, sich langsam entrollte und dem Waldezuschleichen wollte. – Da sprang Mr. Baker schnell hinzu, und brachte ihr so geschickt einen Hieb hinter den Kopf bei, dass sie gelähmt war. Dann machte er ihr vollends den Garaus.

Als ich aber am Abend, sechs Stunden später, wieder an die Stelle vorbei kam, und den Körper untersuchte, bewegte sie noch den Schwanz bei der geringsten Berührung. – So muss wohl etwas Wahres in der Ansicht sein, dass eine Schlange nie ganz stirbt, bis nach Sonnen-Untergang.

Noch bei einer anderen Gelegenheit war Mr. Baker mein Retter aus der Noth. – Ich war wieder unterwegs mit dem Wagen und sah wie etwa fünfzig Schritt vom Wege ein niedliches Hündchen, schwarz und weiss gezeichnet, im Walde umher lief. Ich pfiiff, und es blieb stehen und schaute mich an. Da stieg ich ab, um es einzufangen. Ich war schon ganz nahe, als Mr. Baker auf der Bildfläche erschien. „Halt“ rief er, „nicht weiter, – sonst lässt dich deine Tante nicht ins Haus, wenn du heimkommst.“

Ich stutzte, aber gehorchte ihm. – Das schöne Hündchen war nämlich ein „Skunk“, auch Stinktief oder Stinkkatze genannt, von deren kräftigen Aroma sich die Leute dort viel zu erzählen wissen. Unter solchen und ähnlichen Erlebnissen, die für mich den Reiz des Neuen in sich trugen, verging die Zeit in den Backwoods schnell. – Onkel Gerhards Haus war jetzt, soweit ich dabei von Nutzen sein konnte, fertig, und ich beschloss, wieder nach St. Louis zu reisen.

Seite 117

Ueber zwei Monate waren verstrichen, und ich musste ernstlich daran denken, wieder Geld zu verdienen. Onkel Pooker wollte mich gerne noch da behalten, doch ich machte mich reisefertig, und nahm Abschied.

Es trieb mich auch meine lieben Cousinen wieder zu sehen, namentlich Christine. Leider bekam ich die zu Gesicht ehe es mir lieb war, denn mittags fuhr sie mich im Zug vorbei, und winkte mir schelmisch zu. Sie fuhr nach ihren Eltern zu einem zweiwöchigen Besuche— und ich auf Gerathewohl nach St. Louis. Das war mir sehr fatal.

Hätte ich dass gewusst, so wäre ich noch nicht abgereist.

#### Capitel XVI

Doch „Vorwärts musst du, – denn rückwärts kannst du jetzt nicht mehr!“ – hiess es auch bei mir, schon aus dem Grunde, dass das Geld bei mir sehr knapp geworden war, und meine Kasse höchst nothwendig der Aufbesserung bedurfte.

Ich kam in St. Louis an, und machte mich sofort nach East St. Louis. – Doch da sah es böse aus. – Es war durchaus keine Arbeitsgelegenheit. – So machte ich mich wieder nach St. Louis, um dort mein Glück zu versuchen.

Wilko Pooker hatte in dem befreundeten Wholesale-Grocery-Geschäft von „Bargen und Boekhoff“, Landsleute aus Ostfriesland, die auch ich später näher kennenlernte, Anstellung gefunden. Er logirte bei einer Familie an N. Market St. und erbot sich, mir dort Logis zu verschaffen, bis ich Arbeit gefunden hätte.

Nach einigen Tagen, in denen ich früh und spät nach Arbeit suchte, gelang es mir auch, in einem Grocery als Clerk engagirt zu werden, und sollte am nächsten Montag eintreten. – Doch die feindselige Gesinnung der St. Louiser Geschäftsleute gegen Chicago, machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Als nämlich der „Boss“ erfuhr dass ich meine Erfahrungen im Geschäft in Chicago, und nicht in St. Louis gesammelt hatte, und kein St. Louiser war, wonach er bei meiner Application gar nicht gefragt hatte, meinte er, er könne mich nicht gebrauchen, und zog sein Wort zurück.

Ich setzte ihm auseinander, dass wenn die Chicagoer Fremde, oder St. Louiser, so behandelt hätten wie er, – dann hätte Chicago das alte, engherzige St. Louis nie ueberflügeln können – und damit ging ich.

Seite 118

In diesen paar Wochen lernte ich den Werth des Dollars kennen. Er scheint uns am werthvollsten, wenn wir ihn nicht besitzen. Was half's dass ich mir noch länger in St. Louis die Schuhsohlen ablief nach einer Stellung?

Hätte ich Geld gehabt, so wäre ich jetzt vielleicht nach Chicago zurück gekehrt, – vielleicht auch nicht – denn es hielt mich hier ein noch ungewisses Band fest. – –

Unter den Umständen ging ich noch einmal nach East St. Louis. Im Packinghouse war man angefangen, einen grossen, neuen Anbau auszuführen. Ich sah dass einige der, im letzten Winter angestellten Fleischer unter den Arbeitern waren, die Backsteine u.s.w. hantirten. – Auch der Superintendent, Mr. John Thomas war noch da, und rieth mir, den Sommer über doch Arbeit am Gebäude zu nehmen. Im October gäbe er mir dann wieder eine gute Stellung.

Solche gewöhnliche und schwere Arbeit hatte ich zwar noch nie verrichtet, doch ich bot mich an, und erhielt sie. Ich schämte mich derselben mehr, als dass sie mir schwer fiel, da ich kräftig und gesund war. – Allein, ich konnte eben nicht vergessen, dass ich eigentlich zu etwas besserem erkoren gewesen sei – und auch wirklich Besseres leisten konnte.

Das Sprichwort „Arbeit schändet nicht“ wollte mir durchaus nicht einleuchten. Doch mit der Zeit, und nachdem wir einige gute Zahltage gehabt hatten, gewöhnte ich mich daran, und arbeitete so ohne Unterbrechung, und bei der grössten Hitze, wenn manche es aufgeben mussten, bis zum Herbst. Mein einziges Vergnügen war, dass ich Sonntags Nachmittags meine Cousinen auf Compton Hill und Vetter Wilko besuchen konnte.

Im October ging die Packinghouse-Arbeit wieder an. Mr. Thomas hielt sein Wort, und uebergab mir die Verwaltung des Retail-Markets. Es war ein leichter und lucrativer Posten. – Auch war ich nicht mehr so einsam, da Wilko, der seiner Stelle ueberdrüssig geworden, durch meine Fürsprache auch bei uns Arbeit bekommen hatte. – Wir wohnten zusammen in einem Privat-Boardinghaus, so gut wie es deren eben gab. – Nun spazierten wir jeden Sonntag gemeinsam nach St. Louis. Er war durch seine Schwester mit einer jungen Farmerstochter bekannt geworden, die er regelmässig besuchte. Sie wohnte in der Nähe, und ich wartete bei den Cousinen, oder vielmehr – – nun, heraus damit, – die lieben Leser sollen doch endlich erfahren, was mich in St. Louis hielt – bei Christine auf ihn.

Dan gingen wir zusammen wieder über die Grenze von Missouri nach Illinois hinein, nach East St. Louis. Manchmal kamen wir zu spät für das letzte Ferryboat, denn damals gab es in St. Louis noch keine Brücke ueber den Mississippi ausser eine Eisenbahn-Brücke. Die erste Brücke für Wagen und Fussgänger, die „Eads Bridge“, war noch nicht fertig, und es gab nur zwei Ferryboat-Linien. Nach elf Uhr abends ging keines mehr ab, bis fünf Uhr Morgens, und dann mussten wir, wohl oder uebel im Wartezimmer uebernachten. Doch wir machten uns nichts daraus – hatten wir doch einige schöne Schäferstunden erlebt. – „O dass sie ewig grünen bliebe – die schöne Zeit der jungen Liebe!“ – Wir waren jung und fröhlichen Sinnes, und oft sind die Bewohner East St. Louis wohl in ihrem Morgenschlummer gestört worden durch das Erklingen unserer Deutschen Volkslieder, auf den „Trestleworks“ der Eisenbahnen, oder im Walde zwischen dem Fluss und den Stockyards. Damals – ja damals waren wir beide verliebte Jünglinge. So blieben auch die Verhältnisse lange Zeit unverändert, bis im nächsten Frühjahr die schreckliche Krankheit „Scharlachfieber“ in St. Louis wüthete, und auch im Hause wo Christine und Gesine wohnten, ausbrach. – Keine Menschenseele der Bewohner, ausser Christine, blieb verschont.

Als Gesine, die die meiste Zeit von Christine gepflegt worden war, wieder hergestellt war, meinte der Doctor sie müsse zur Erholung einige Zeit zu ihren Eltern auf die Farm gehen.

Dies geschah, doch sollte leider der Besuch folgenschwer werden. Denn, noch keine acht Tage war sie dort, als die jüngere Tochter Anna, 16 Jahre alt, am Scharlach erkrankte. – Es waren alle Vorsichtsmassregeln gegen Ansteckung getroffen worden, auch war Gesine schon wochenlang wieder gesund gewesen. Aber die arme, liebe Anna, die ich von der Zeit, als sie in St. Louis den Confirmanden-Unterricht besuchte, kannte, und ein gesundes bluehendes Mädchen war, starb schon in den ersten Tagen ihrer Erkrankung.

Das war ein harter Schlag für die Familie Pooker, die erst vor einigen Jahren ihren aeltesten Sohn Gerhard durch plötzlichen Tod verloren hatten. – Wilko, Christine und ich reissten, als wir die Nachricht erhalten hatten, sofort hin. – Es war glatteis, und sehr kalt, und war die Reise zu Wagen, von Sullivan nach der Farm



Seite 120

äusserst beschwerlich, und kamen wir erst gegen Abend dort an.

Es war ein Trauerhaus, im vollsten Sinne des Worts. Die gute alte Tante Pooker war am meisten betroffen. Hatte sie doch ihr Lieblingskind verloren, die so an ihr gehangen hatte, und, wie sie einer Freundin anvertraut hatte, immer gebetet hatte, der liebe Gott möge ihr den Tod ihrer lieben Mutter nicht erleben lassen. – Ja, der Allmächtige hatte ihr Gebet erhört und sie zu sich gerufen. – Sein Wille, uns unfassbar, war geschehen. – Am nächsten Tage beerdigten wir sie auf dem Friedhof im stillen, einsamen Walde, etwa fünf Meilen entfernt.

Wir blieben noch einige Tage auf der Farm beisammen. In dieser Zeit fällt nun ein Ereigniss, welches mir zwar sehr erwünscht, aber doch bei dieser Gelegenheit von mir nicht erwartet worden war.

Nämlich es war zwischen Christine und mir seit einiger Zeit schon ausgemachte Sache, dass wir einmal ein Paar abgeben wollten. Wir hatten uns verstehen gelernt.

Nun kam Onkel Gerhard eines Abends, nahm mich beiseite und erbot sich für mich, wie es in Ostfriesland die gute Sitte erforderte, bei ihren Eltern um die Hand Christinen's anzuhalten, das heisst der „Vorfreier“ zu sein. – „Recht gern“ meinte ich, hatte aber meine Bedenken, ob es sich wohl schickte, in Anbetracht der Veranlassung meines Hierseins. – Er sagte, Alle wären darauf vorbereitet, und so bekam ich denn noch vor unserer Abreise, die Zusage und den Segen Onkel und Tante Pooker's zu unserer demnächstigen Verbindung.

Es ging alles sehr still zu. Keine lustige Verlobungsfeier oder dergleichen. Doch ich für meine Person reisste ebenso glücklich fühlend heim, als ich mit Trauer im Herzen hingereist war.

#### Capitel XVII

Nun hiess es aber erst recht, arbeiten und sparen, damit die Hochzeit nicht in allzuweiter Ferne entrückt werden möge. Meine Sparsamkeit grenzte in dieser Periode fast an Geiz. Kein Nickel wurde leichtsinnig vergeudet, und alle Ausgaben auf das Minimum beschränkt. So hatte ich bald eine kleine Summe erspart.

Aber im darauffolgenden Sommer, es war am 4<sup>ten</sup> Juli, und die neue „Eads Bridge“ sollte feierlichst der Oeffentlichkeit uebergeben werden, wozu Wilko und ich mit den Mädchen hin wollten, bekam ich zum ersten Mal den so gefürchteten „Schüttelfrost“ von dem fast kein Einwohner in East St. Louis verschont

blieb. Dabei kam ich nun sehr bald so herunter, dass ich nicht mehr arbeiten konnte. Doctor und Medicin halfen nichts. Ich war fast bis zu einem Scelett abgemagert. Ich war damals angestellt als Nacht-Watchman. Eines Morgens war ich so schwach, dass ich nicht vom Stuhl aufzustehen vermochte. Ich hatte einen „Congestive Chill“. Der Doctor wollte mir wieder Chinin (Quinine) verschreiben. Doch ich hatte schon soviel davon verschluckt, dass es mir immer in den Ohren summte, und ich mich weigerte, den Stoff noch weiter fort einzunehmen.

Ich lag zu Bett, und simulirte darauf, wie ich nach Chicago käme, da ich nur dort, wie ich dachte, das Fieber loswerden könne. Da kam eines Tages meine liebe Christine, in Begleitung einer Freundin, mich zu besuchen. – Die wollte nun von meiner Reise nach Chicago durchaus nichts wissen, weil, wie sie meinte ich sie dann bald vergessen würde. – Also, ich beruhigte sie, und blieb noch einige Tage zu Bett. – Dann ging ich eines Tages hinüber zum Packinghouse, und traf dort einen meiner Freunde, ein Carpenter. Dieser meinte, ein jeder habe ein Mittel das Fieber zu curiren, nur sei es nicht bei jedem dasselbe. – Er habe auch eins, was ihm geholfen hätte, und er wolle mir das Recept aufschreiben. Hälfte es nicht, so könne es auch nicht schaden.

Ich nahm dies dankbar an, obwohl ich mir nicht viel Erfolg davon versprach. Immerhin holte ich mir von der Apotheke die Ingredienzien, und nahm nach Vorschrift ein, obwohl es einen ungeheuer bitteren Geschmack hatte. – Schon am zweiten Tage spürte ich Besserung, und in zwei Wochen war ich vom Fieber frei, und fing an, wieder an Gewicht zuzunehmen, kurz, wurde gründlich curirt, und habe auch seitdem kein Fieber oder Malaria mehr gehabt.

Ich habe mir dieses Recept im Kopfe eingepägt, und es schon manchem mitgetheilt, und es hat auch schon Manchem geholfen. Ich war jetzt in East St. Louis acclimatisirt, und ging wieder frisch an die Arbeit.

So kam der Frühling des Jahres 1876 heran. Tini und ich hatten beschlossen, nun bald unsere Wünsche zu verwirklichen und den 28<sup>ten</sup> Mai dieses Jahres als Hochzeitstag festgesetzt. Es bot sich zu Anfang des Monats Gelegenheit eine kleine Cottage von 4 Zimmern zu renten, die ich wahrnahm, und schon gleich damit anfang, einen kleinen Gemüsegarten anzulegen.

Mein Freund, Jos. Cromer, der, ein aufgeweckter Junge, aber seiner Tante in Rochester, N. Y. entlaufen war, half mir jeden Abend dabei, aus Dankbarkeit dafür, dass ich ihm Arbeit im Packinghause verschafft hatte. Später reisste er heim, besuchte wieder das College, von dem er fortgelaufen war. Er studirte Juris Prudentia, und brachte es auch wirklich fertig, an der „Bar“ als Advocat zugelassen zu werden. Wir standen noch lange im Briefverkehr. Immer wieder dankte er mir, für den Rath den ich ihm ertheilt hatte, nämlich, sich mit seiner Tante, von deren Unterstützung er abhing, zu versöhnen, und sein Studium zu vollenden.

Inzwischen war es Mai geworden – Wonnemonat – in diesem Jahr gewiss für Christine und mich. Sie war schon vor einigen Wochen heimgereist um, wie man heutzutage sagt ihre „Trousseau“ in Ordnung zu bringen. – Ich fuhr einige Tage vor der festgesetzten Zeit nach Sullivan, wo mich Mr. Baker und Onkel Gerhard, die mit Mr. Bakers Mule Team gekommen waren, in Empfang nahmen. Als wir zu Hause ankamen, war die Pforte (Gate) am Ende des Fahrweges (Lane) der nach Onkel Pooker's Haus führte, verschlossen. Ich sprang vom Wagen, um sie zu oeffnen, und erschreckte dadurch einen der Maulesel dermassen, dass er mit beiden Füssen ausschlug, und mich an der Brust traf, wodurch ich in eine Fenzecke geschleudert, und für einige Minuten bewusstlos liegen blieb. Man schrie um Hilfe, und alle Anwesenden stürzten aus dem Hause. Unter ihnen auch meine liebe Christine. Alle bekamen einen grossen Schreck; doch die Sache hatte weiter keine bösen Folgen. Ich erholte mich bald, und war unbeschädigt geblieben.

Wäre ich aber einen Fuss weiter von dem Esel entfernt geblieben, so hätte er mir wahrscheinlich den Schädel eingeschlagen, was der liebe Gott gnädig verhütet hatte, und wofür wir Ihm alle dankbar waren. Wäre doch sonst aus einer geplanten Hochzeit, wieder ein Begräbniss aus dem Pooker'schen Haus daraus entstanden.

Hierbei erinnere ich mich, dass ich schon früher einmal, durch ein, dem Mr. Baker gehörendes Thier, in schlimme Lage gebracht worden war. Das kam so: Ich wollte bei meinem vormaligen Aufenthalt einmal ausreiten. Onkel Gerhard hatte wohl Pferde, aber noch keinen Sattel angeschafft. So ging ich zu Mr. Baker, um einen zu borgen. „Allright“ sagte er, „come in. We'll go tothe barn and get one.“ Aber sein bösertiger, grosser Bulldog schien mir nichts Gutes im Schilde zu führen, und ich machte ihn darauf aufmerksam.

Oh, meinte er, er würde mir nichts thun, solange er dabei wäre.

Ich trat ein, die Augen immer auf dem Hund, und dieser die seinen auf mich geheftet. Nun kamen wir an einer kleinen Zwischengate und die klappte zu, ehe ich Mr. Baker nachfolgen konnte.

„Wupps“ hatte mich der Hund an der Ferse gepackt, und riss mich zu Boden. – Mr. Baker wollte ihn zwingen, loszulassen, doch er hielt fest, bis Mrs. Baker, die den Tumult im Hause gehört hatte, mit einer Axt herbeieilte, und damit auf die Bestie losschlug. Da liess er endlich los, und verkroch sich unter dem Hause.

Ich war schrecklich gebissen worden. Er hatte mir die Gelenksehnen herausgerissen, und ich verlor so viel Blut, dass mir ganz schwach wurde. – Als sie mir ein Nothverband angelegt hatten, humpelte ich heim, und habe wohl vier Wochen noch gehumpelt, ehe es wieder ganz heil wurde.

Am nächsten Tag kam Mr. Baker und frug, ob ich den Hund getödtet haben wollte. Sein kleiner Junge, der einzige der ihn anbinden konnte, habe ihn an die Kette gelegt. Er würde aber lieber seine beste Kuh verlieren als den Hund. – Nun, ich war nicht von dem Vorurtheil eingenommen, dass Tollwuth entstehen könne, da das Thier ja nicht toll war, und so sagte ich, meinerwegen möge er den Hund behalten, aber er solle ihn an der Kette lassen, da ihm nicht zu trauen sei.

Und hier machte ich einen Fehler, den ich später oft bereut habe, denn einige Jahre nachher zerriss dasselbe Unthier ein zehnjähriges Mädchen, welches Morgens von Mr. Baker Milch holen wollte. Sie starb nach einigen Tagen. – Dann, endlich erschoss Mr. Baker das Thier.

#### Capitel XVIII

Am Tage vor der Hochzeit holten wir den Herrn Pastor vom Depot ab. Die Wege waren so schlecht, dass vier Pferde kaum den Wagen ziehen konnten. – Auch Herr Kaiser, ein alter Freund und Ortsgenosse Onkel Pooker's, und früher in brillanten Verhältnissen, war mitgekommen. Er war zur Zeit Gastwirth in St. Louis. Ihn hatte ich ersucht, die nöthigen Getränke für die Hochzeitsgäste zu besorgen, ich würde dann nach der Hochzeit die Rechnung bezahlen. Er hatte auch eine genügende Menge Bier und andere Flüssigkeiten gebracht, nur waren in einem Koffer mehrere Flaschen des besten Weines entzwei gebrochen. Bei dem holprigen Weg war es noch ein Glück, dass nicht alles zerbrochen war. – Herr Kaiser wollte später von mir durchaus keine Zahlung annehmen, indem er darauf bestand, dass dies sein Hochzeits-Geschenk gewesen sei.

Der Samstag ging damit hin, alle Vorbereitungen zum Feste in Ordnung zu bringen. Der ganze Hof vor dem Hause war zu einer grossen Laube von grünen Eichenzweigen umgewandelt. In der Mitte stand ein langer Tisch. Die Frauensleute hatten gekocht und gebraten, als ob ein ganzes Regiment abgefüttert werden sollte.

Ich sah dem Allen mit Erstaunen zu, denn es waren unserer doch nicht so viele. Nur einige Freundinnen Christinen's aus St. Louis waren hinausgekommen. Von meinen Verwandten, ausser den dort ansässigen, war Niemand erschienen, obwohl ich Briefe und Glückwünsche von den Eltern und Geschwistern aus Chicago erhalten hatte.

Nun brach denn endlich der grosse Tag an, der uns auf ewig vereinen sollte. Ein herrlicher Frühlings-Sonntagmorgen. Für mich wohl der herrlichste und denkwürdigste meines ganzen Lebens.

Der Herr Pastor Kitterer (uebrigens ein recht passender Name, denn der Kitt, mit dem er uns zusammen fügte, hat bis heute noch gut gehalten), sowie Herr Kaiser und ich waren bei Onkel Gerhard einquartirt. Nachdem wir Frühstück gegessen, gingen wir gegen neun Uhr hinüber zum Elternhause meiner lieben Braut. – Gegen zehn Uhr eröffnete der Herr Pastor eine kurze Andacht, und unternahm dann die heilige Handlung der Trauung, die recht ergreifend verlief.

Eine Freundin Christine's, Namens Barbara, wurde durch den Gedanken, dass sie jetzt ihre Busenfreundin verliere, ohnmächtig, was einige Unruhe verursachte. Sie kam jedoch gleich wieder zu sich. Und nun war der Ernst der Sache bald verflogen.

Man setzte sich zum fröhlichen Hochzeitsmahl nieder. Doch, wo kamen sie alle her. Der ganze Hof war voll von Leuten, von denen ich die meisten noch nie gesehen, die uns alle beglückwünschten. Fast alle waren zu Pferde gekommen, denn soweit man sehen konnte, stand Pferd an Pferd an der Fenz angebunden.

Christine musste ja nun mitmachen, doch ich sah es ihr an, sie hätte sich lieber in eine stille Ecke verzogen, - und ich wohl auch! Ich machte Onkel Pooker, oder von nun an Vater auf die Anwesenheit so vieler Fremden aufmerksam.

„Ja“ meinte er, „das Volk wartet hier nicht auf eine Einladung. Wo es Gelegenheit giebt, sich eine gute Zeit zu verschaffen,

da kommt es angelaufen, aus allen Ecken und Enden. Als ihr gestern den Pastor und Herrn Kaiser aus Sullivan abholtet, war das schon so gut für das ganze Township, als eine Einladung zur morgigen Hochzeit. – „Ländlich, sittlich!“

Und eine „Gute Zeit“ hatten denn auch nicht nur wir, sondern die Farmer und Farmerjungen erst recht. – Am Nachmittag erhöhte sich von Stunde zu Stunde die Fröhlichkeit, wozu das Hochzeitsgeschenk von Herrn Kaiser viel beitrug. – Es wurde gesungen, und später am Abend sogar getanzt. Einige der jungen Leute hatten Violinen, und andere Ziehharmonika's mitgebracht, und musicirten nach Herzenslust.

Zuletzt war der ganze, grosse Vorrath von Getränken verbraucht. Da machten einige sich auf den Weg nach Mr. Bakers Hause, und holten mehrere Gallonen „Hard Cider“. – So wurde es fast Mitternacht ehe wir uns zurückzogen.

Ich ging, wegen Mangel's an Raum im Pooker'schen Hause wieder mit Onkel Gerhard, der jetzt auch mein Schwager geworden war. Wie lange sich dann die Farmerjungen noch amüsirt haben, kann ich nicht sagen. Jedenfalls bis zum lichten Morgen.

Am Montag blieben wir noch, und traten dann am Dienstag morgen unsere Hochzeits-Reise an, deren Ziel aber unser kleines Heim in East St. Louis war.

Die Freundinnen Christinen's – Barbara und Clara Block, letztere eine Schulkameradin von mir aus Leer, war ein sehr lustiges und begabtes Mädchen. – Leider sollte sie später, nach einem langen, erfolgreichen und ehrbaren Lebenswandel, durch eine späte Heirath, ein unverdientes, trauriges Ende finden. – Es sei ihrer hier in aufrichtiger Freundschaft gedacht!

In St. Louis angekommen, machten wir unsere Einkäufe für die Ausstattung unserer Wohnung. Einige Möbel hatte ich schon vorher angeschafft, sodass wir, zu Hause angekommen, sofort eine leichte Mahlzeit herrichten konnten.

Am nächsten Morgen ging ich nach dem Packinghause, doch dort war alles wie ausgestorben. – ich versuchte dann, in St. Louis Arbeit zu bekommen, leider wieder ohne Erfolg.

Da nahm ich denn die mir angebotene Stelle für den Nachtdienst wieder an. Zwar nur ungern, da sich die Verhältnisse jetzt verändert hatten, und meine Frau Nachts nicht gern allein zu

Seite 126

Hause sein mochte. Immer, wenn während meiner Arbeitszeit ein Gewitter aufkam, fand ich sie des Morgens im Nachbarhause, wohin sie sich aus Angst geflüchtet hatte. So verlebten wir unsere „Flitterwochen“ gerade nicht auf die angenehmste Weise.

Doch wir waren trotzdem sehr glücklich, denn man kann viel, wenn man muss. So verging denn der Sommer auch leidlich gut, und zum Herbst hatten wir, trotz dem damals geringen Verdienst, und schon ein kleines Sümmchen erspart.

Dann kam wieder die Zeit des Schlachten's im Packinghause, wo ich dann wieder meinen Posten im Meatmarket übernahm, was sich besser rentirte.

Dritter Theil

Capitel I [Seite 126]

Elternfreuden! Sie wurden uns zu Theil, als der Winter sich seinem Ende nahte. Am 12<sup>ten</sup> März des Jahres 1877 wurde unser erster Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Christoph Johann erhielt, und somit nach seinem Vater, Grossvater, Urgrossvater und Ur-Urgrossvater benannt wurde.

Nun war unser Glück noch grösser geworden. Von Vater aus Chicago erhielt er ein Geschenk von 20 Dollars, des Namens wegen! Du weisst ja, lieber Leser, alle Eltern sind stolz, und prahlen gern ein wenig über ihre Kinder, und wir machen darin keine Ausnahme. Doch wir hatten in der That, guten Grund dazu.

In kurzer Zeit war er, dank der guten Pflege seiner Mutter, so stark und dick geworden, dass jedermann ihn bewunderte. Wir hatten unsere helle Freude an dem prächtigen Jungen, und da, in Folge der guten Eigenschaften meiner lieben Frau, wir trotz meines geringen Einkommens, immer noch etwas für die Zukunft auf die Seite legen konnten, hatten wir alle Ursache, dankbar und zufrieden zu sein.

Das war denn auch der Fall. Wir lebten einfach, aber gut. Dann und wann gingen wir zu den Verwandten, hinüber nach St. Louis, und sie kamen zu uns. Am oefftesten Barbara und Clara.

Wilko, jetzt mein Schwager, hatte inzwischen auch seine liebe Caroline heimgeführt und wohnte in St. Louis. Auch war Henry Brenstein aus Chicago, einer der Stammgäste bei meinen Eltern, und Vetter meiner Frau, in St. L. ansässig geworden. Mit seiner Bäckerei in Chicago war es schief gegangen.

Seite 127

In diesen Jahren sah es mit der Arbeit in East St. Louis schon besser aus. Es waren mehrere grosse Firmen in's Leben getreten.

So auch die American Canning Co., wo auch ich eine zeitlang beschäftigt war. – Kurz, wer arbeiten wollte, brauchte nicht lange zu warten, d.h. wenn er nicht zu wählerisch war.

So vergingen wieder ein Paar Jahre. Wir hatten mittlerweile unser eigenes Heim bezogen. Nämlich auf Veranlassung meines alten Freundes Anderson, ein Carpenter im Packinghouse, der sich bei einem Fall ein Bein gebrochen, und mit der Entschädigungs-Summe, die er von der Firma erhalten, auch dort angekauft, hatte ich 75 Fuss Front an der Tenth Street erstanden, und dann 35 Fuss davon an Wilh.Lossau, auch ein Landsmann und Freund aus Chicago, der sich gleichfalls hier angesiedelt, uebertragen.

Dann bauten wir uns eine schöne kleine Cottage, die wir uns gemüthlich einrichteten. Wir legten einen Gemüsegarten an und hielten auch einige Hühner. Unser Leben war damals wirklich ein Idyll.

Am 15<sup>ten</sup> Juli des Jahres 1879 brachte uns der Storch wieder ein „Baby“. Es war ein kleines, allerliebstes Mädchen, die wir Margarethe taufen liessen, und war Tante Margarethe, die mit Onkel Gerhard, seit längerer Zeit auf einem etwa 4 Meilen entfernten, grossen Gut als Verwalter wohnten, – ihre Farm hatten sie verrentet, ganz vernarrt in diesem Kinde. – Doch sie war nicht die einzige!

Im nächsten Jahre gingen wir, da Christine etwas leidend war, nach Chicago, um einmal die Eltern zu besuchen. Ich konnte leider nicht länger als eine Woche abkommen, doch meine Frau blieb über einen Monat.

Etwa eine Woche vor ihrer Rückkehr war mein Bruder Henry ganz unerwartet zu mir gekommen. Er hatte Lust in E. St. L. Arbeit anzunehmen. Ich versprach, ihm eine Stelle zu verschaffen, und könne er bis dahin es sich zu Hause angenehm machen, und auch für uns beide das Essen kochen.

Und das ging gut, wenn auch sein Verfahren dabei, mit dem meiner, jetzt so vermissten lieben Frau, keinen Vergleich aushalten konnte.

Da sassen wir eines Abends hinten auf der Porch, und sahen die Hühner, lauter schöne „Buff Cochins“ an. Henry meinte man könne auch einmal Hühnersuppe kochen. Ich war's zufrieden. Als ich am nächsten Abend heim kam, schmunzelte Br. Henry



Seite 128

mit dem ganzen Gesicht. „Es gibt Huhnersuppe“, sagte er. „Ach, das ist schön“, erwiderte ich. – Er brachte nun die Suppe auf den Tisch, und wir füllten unsere Teller.

Hätte er gesagt, es sei Schildkröten-, oder irgendeine andere, mir unbekanntere Suppe, so hätte ich ihm geglaubt und weiter gegessen. Sie sah ganz dunkel aus, und schmeckte bitter. „Wie hast du denn die Suppe gekocht?“ frug ich. „Gerade wie Mutter es immer machte“, antwortete er.

Ich ging in die Küche, und sah dann gleich, wo der Fehler lag – er hatte nur vergessen, das Huhn auszunehmen, und alles war durch die Suppe gekocht. – Tableau!

Als ich sah, dass sich mein guter Br. Henry, der mir eine Freude hatte machen wollen, noch mehr ärgerte als ich, musste ich lachen, und sagte: „Nun, so kriegen unsere Hühner morgen Huhnersuppe mit Kleie, das wird ihnen schmecken.“

Wir freuten uns sehr, als Christine schrieb, sie werde nächsten Montag wieder heim kommen. – Wir räumten auf, so gut es ging, damit sie nicht zu viel an unserer Junggesellenwirthschaft zu tadeln fände.

Sie kamen dann auch glücklich zu Hause an, und nun traten wieder geordnete Zustände ein.

Henry wurde mein Gehülfe im Market, sowie etwas später auch Carl Jung, unser Landsmann, und entfernter Verwandter der Familie Pooker, ein ehemaliger wohlhabender Gastwirth, und erst kürzlich eingewandert, und bis dahin bei Pooker's auf der Farm gewesen. Beide, Henry und er, blieben bei uns in Kost. – Auch Weert Brenstein war von Chicago hergekommen, und boardete bei seinem Bruder in St. Louis, später bei uns. Ich konnte ihn gleichfalls als Gehülfe anstellen.

Wie es doch kommen kann in der Welt. – Da war ich nun auf einige Wochen zum Besuch nach St. Louis gereist, und war jetzt schon fast sechs Jahre dort und hatte alle diese Personen, die sonst nie an East St. Louis gedacht hätten, ohne mein Dazuthun, auch dahin gezogen.

Denn Onkel Gerhard und Tante Margarethe, Bruder Henry, Mr. Jung, W. Brenstein, sowie Wilhelm Lossau und Familie, und auch Wilko Pooker wären wohl schwerlich nach dort verschlagen worden ohne mich, und das Pockinghouse, worin alle Arbeit fanden.

Seite 129

Doch es sollte noch jemand ihr Heim dort finden. Nämlich meine einzige Schwester Marie. Sie kam mit einer Freundin zu uns zu Besuch, und wurde mit Weert Brenstein bekannt.

Nach nicht langer Zeit waren die Beiden verlobt, und heirateten dann in Chicago. Bei dieser Gelegenheit sahen wir dann Chicago zum zweiten Mal wieder. – Nun waren alle meine Geschwister, ausser Br. Henry, verheirathet.

Weert Brenstein kaufte sich gleichfalls eine Lot in unserer unmittelbaren Nähe, und baute eine Cottage. Nun wohnten wir alle in einer Reihe, nämlich Lossau's, wir, Anderson's und Brenstein's. Wir waren die einzigen im ganzen Block. Machten Gärten, hielten Kühe, Hühner, Milchziegen, ja sogar Schweine, – Hunde und Katzen nicht zu vergessen.

Es war eine Colonie im Kleinen, und manche frohe Stunden und glückliche Tage haben wir in diesen Jahren in Geselligkeit und Freundschaft verlebt.

## Capitel II

Doch, „Des Lebens ungemischte Freude, wird keinem Sterblichen zu Theil.“ – Nur zu wahr ist dieser Ausspruch des grossen Dichters.

Wir hatten eben die letzte Abzahlung auf unserem Anwesen gemacht, und freuten uns nun, wieder einmal alle Schulden bezahlt zu haben. Da kam ich eines Abends heim, und hatte Blutvergiftung an der Hand, hervorgebracht durch einen kleinen Riss im Finger. Beim hantiren von Fleisch hatte ich mich an einem Knochen verwundet. – Ich wollte weiter nicht viel daraus machen, doch zum Glück drängte Tini mich zum Doctor oder doch wenigstens zum Apotheker Moots zu gehen.

Letzteres that ich, und theilte er mir mit, dass ich einen sehr schlimmen Fall hätte. Es sei mein Glück gewesen, an den Abend noch hergekommen zu sein. Ich stünde in Gefahr, meinen Arm, oder wohl gar mein Leben zu verlieren.

Er kurirte mich, aber es dauerte ueber vier Wochen, bevor ich wieder arbeiten konnte.

Und gleich nachher war es, als unsere liebe kleine Margarethe uns durch den Tod entrissen wurde. Sie starb an Spinal-Meningitis, und musste schwer leiden. Sogar in dem Maasse, dass Christine und ich erleichtert aufatmeten, als sie endlich erlöst war.

Seite 130

Wir empfanden unseren Verlust erst recht, als sie nachher in ihrem Sarge lag, und aussah wie ein kleiner Engel. – Sie war ein so liebes Kind gewesen, und hatten wir viel Freude an ihr gehabt in der kurzen Zeit ihres Daseins.

Doch – Elternfreude – Elternschmerz. – Es wird schwer, sich mit dem Bibelwort zu trösten: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen – Der Name des Herrn sei gepreist.“ Aber man soll nicht murren über den Willen des Allmächtigen. – Hatten wir doch noch unseren Aeltesten, den kleinen Christoph, der sich auch erst kürzlich vom Keuchhusten erholt hatte.

Freilich, auch Schulden hatten wir wieder machen müssen, und nahm es uns den ganzen Sommer, bis alles wieder im rechten Geleise war. – Das heisst natürlich nur in wirtschaftlicher Hinsicht, denn der Verlust unserer lieben kleinen Eti, die schon so klug war, und so schön zu sprechen anfang, war nicht so bald verschmerzt.

Darum auch war es uns ein grosser Trost, und dankten wir dem Herrn als am 6<sup>ten</sup> Mai 1881 wir durch die Geburt unseres zweiten Töchterchen's erfreut wurden. Es war etwa einen Monat nach dem Tode der kleinen Margarethe. – Wir liessen sie Anna Laurelia taufen, nach dem Namen der verstorbenen jüngsten Schwester meiner Frau. So hatten wir nun doch wieder ein kleines Mädchen, und freuten uns sehr darüber.

Von nun an verstrichen wieder einige Jahre stillen, häuslichen Glücks und zufriedenen Lebens.

Ich war in verschiedenen Geschäften thätig, d.h., nur im Sommer, denn im Herbst nahm ich immer wieder meine alte Stellung im Pckg-Haus Meat Mkt. ein.

Eine Zeit lang war ich Verkäufer für ein kleineres Geschäft, dessen Eigenthümer John M<sup>c</sup> Carthy hiess. Mit diesem Posten war das Unangenehme verbunden, dass ich und noch ein anderer Angestellter, jeden Morgen um drei Uhr mit einer Ladung Beef nach St. Louis fahren mussten.

Im Sommer kamen in dieser Gegend oft schwere Gewitter auf, die nächtelang anhielten, und oft grossen Schaden anrichteten. – Eines dieser Gewitterstürme nun steht mir sehr lebhaft in der Erinnerung. Mein Partner war etwas vor mir fortgefahren. Es war ein scheussliches Wetter und, wenn es nicht

gerade blitzte, stockfinster. Als ich an der Brücke ueber den Cahokia Creek, den wir passiren mussten kam, schoss ein schwerer Blitzstrahl hernieder und spaltete einen ungeheuren Sycamore-Baum, so dass die eine Hälfte desselben über den Creek stürzte, und so eine Brücke für Fussgänger schuf, die wohl heute noch dort zu finden sein mag.

Dies erschreckte meine Maulesel, ein grosses, junges Gespann dermassen, dass sie bei jedem nachfolgenden Donnerschlage kaum zu bändigen waren.

Es führte eine sogenannte „Plankroad“ bis an die „Levee“, das heisst bis an die Landeplätze der Fährboote über den Mississippi, die leider so schlecht in Reparatur gehalten wurde, dass man schon am hellen Tage aufpassen musste, nicht in ein Loch zu gerathen. – Um so grösser war die Gefahr bei Nacht. Mit Noth und Mühe war ich bis in die Nähe der Levee gekommen, als plötzlich der Wagen stockte.

Ich trieb die Esel an, doch sie konnten nicht weiter. Als ich nun abstieg, um nachzuschauen, fand ich, dass das eine Vorderrad in ein schweres Vorderviertel Beef sich festgerannt hatte. Nun war guter Rath theuer. – Mein Partner hatte es jedenfalls vom Wagen verloren, und ich konnte es nicht liegen lassen, schon Gewissenshalber nicht.

Doch das war ein Stück Arbeit, mitten im grössten Gewittersturm. Als ich endlich das Rad wieder los, und das Beef auf den Wagen hatte, war ich in Schweiss gebadet, und meine Kleider durch und durch nass, und mit Schmutz bedeckt. Einen solchen Trip hätte ich um kein Geld noch einmal machen mögen.

In diesem Jahre war auch eine grosse Ueberschwemmung, was zwar in East St. Louis, da es im sog. American Bottom, auch wohl „Egypt“ genannt, liegt. – Alle Paar Jahre kommt dies vor.

Dann stocken alle Geschäfte, und man kann mit Ruderbooten durch die Strassen der Stadt und oestlich sieben Meilen weit, bis an den Bluffs, die natürliche Grenze des Bottoms, fahren.

Unser Häuschen aber lag auf einer Anhöhe, und hatten wir, Gottlob, keinen directen Schaden zu verzeichnen.

Einige Wochen nachher entstand eine Fischkrankheit, und im Cahokia Creek und den benachbarten kleinen Seen, in denen wir so gern angelten, konnte man die noch lebenden Fische mit der Hand aus dem Wasser heben.

Seite 132

Darunter befanden sich alle Sorten von Fisch, doch meistens „Catfish“ wovon viele von 8 bis 12 Pfund Gewicht hatten. Freilich, wir wollten keine davon, aber es kamen St. Louiser Fischpeddlers, und holten ganze Wagenladungen, bis ihnen nach einigen Tagen die Gesundheits-Behörde das Handwerk legte, doch da hatten sie schon tausende von Pfunden verkauft.

Diese Ueberschwemmungen liessen immer den Uebelstand nach, dass viele sumpfige Plätze den ganzen Sommer durch nicht wieder trocken wurden, und durch ihre Ausdünstungen die Luft verpesteten, sodaß Fieber, Malaria und andere Krankheiten wieder Ueberhand nahmen.

### Capitel III

Ich persönlich war nun zwar gefeit gegen Fieberanfalle und dergleichen, durch meine Allerwelts-Medicin, die ich beständig im Hause hatte. Nicht aber Christine, die anfang darunter zu leiden. Als nun gar noch unsere kleine Anna den Schüttelfrost (Ague) bekam, da war uns East St. Louis verleidet, und trotz des guten Einkommens, das ich hatte, machten wir Pläne von dort fortzuziehen. Vor etlichen Jahren schon hatten wir die Farm, 80 Acres, in Missouri, die theilweise meinem Schwiegervater und theilweise Wilko Pooker gehörte, käuflich erworben. – Vater wohnte darauf mit Gesine, die der Hauswirthschaft vorstand.

Die liebe Mutter war, kurz nachdem Christine sie noch mit unserem kleinen Christ besucht hatte, nach langem Leiden gestorben. Wir waren seitdem oeffter dagewesen. Sogar unseren Jungen hatten wir auf einige Monate dort gelassen, bis Vater, der uns besuchte, ihn wieder mitbrachte.

Vater, oder Opa Pooker, wie wir ihn gewöhnlich nannten, wurde alt, und konnte nicht mehr viel an der Farmarbeit thun. Auch meinte er immer, es wäre besser, wenn wir den Platz selbst uebernähmen. So sprachen wir denn oft davon, und kamen endlich zu dem Entschluss, dies zu thun. Unser Haus war leicht verrentet, und Christine zog mit den Kindern auf die Farm. Unsere Möbel schickte ich nach, sowie auch unsere Hühner und den Hund, während ich selbst noch bis Schluss der Packing-Season arbeitete, und bei Brenstein's in Kost war.

Anfang Februar kaufte ich, durch Vermittelung Br. Wilko's

dort ein Gespann Pferde, die Schwager Weert und ich, den ganzen Weg, es waren über 40 Meilen, heimritten. Am nächsten Tage wurde Wagen und Geschirr angeschafft, und dann am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, reissten Weert und ich ab. – Es war Glatteis, und konnten wir nur langsam fahren.

Am Nachmittag kamen wir durch ein kleines Dorf. Vor einem Wirthshause sah ich einen Brunnen, auf dem unsere Pferde auch sofort zusteuerten. Sie waren durstig, und nicht weniger wir selbst. – Ich sprang ab, und wollte die Thiere tränken. Es fand sich aber kein Eimer vor. Da die Wirthschaft geschlossen war, ging ich an die hintere Thür und klopfte an. Es wurde nicht aufgemacht, aber bald erschien ein Mann von der anderen Seite des Hauses her und frug, was ich wollte.

Ich sagte es ihm, und erhielt den gewünschten Eimer. Als wir damit fertig waren, wollte ich ihn wieder abgeben, und ging damit an die bewusste Hinterthür. Ich versuchte zu oeffnen, und es gelang. Ich trat ein, doch der Eigenthümer protestirte, trotzdem, oder vielleicht weil, ich sah dass das ganze Local voller Leute war, die es sich beim Kartenspiel und Biertrinken gut sein liessen. Alle Thüren und Fenster waren zugemacht bzw. verhüllt, und die Lichter brannten. – Als ich ein Glass Bier verlangte, sagte er dürfe keins verkaufen, da hier Sonntags die Saloons geschlossen seien. Ich frug ihn wie denn all die Leute hineingekommen wären, die da herum sassen, worauf er nicht antwortete, sondern mich frug, ob ich noch sonstwo im Dorfe einkehren, oder direct durchfahren würde.

Als ich ihm versicherte, dass mein Partner und ich nur die Pferde hätten tränken wollen, dass wir selbst aber ebenso durstig als die letzteren wären, meinte er: „Na, dann rufe ihn herein, und trinkt was ihr wollt.“ Wir tranken dann ein Paar Gläser Bier, und fuhren wieder los.

Als es dunkel wurde, kamen wir in ein anderes Dörfchen, wo wir ausspannten und uebernachteten. Bei Tagesgrauen ging es wieder vorwärts. – So kamen wir denn gegen Abend an den berüchtigten „Borbus River“. Wir suchten und fanden auch, den Weg nach „Giebler’s Mill“, wo, wie ich wusste, eine Bruecke über den Fluss sich befand. – Die Auffahrt zu dieser war ungeheuer steil. Hier war seit dem Glatteis noch keiner hinaufgefahren.

Man sah keine Wagenspuren. Nur einen spiegelglatten Hügel, und so nahe dem reissenden Wasser, dass der geringste Fehltritt genügt hätte, einen Absturz unvermeidlich zu machen.

Weert und ich kratzten uns hinter den Ohren. – Wie sollte das gehen? – Wenn eines der Pferde stolpern sollte, oder wenn sie den Wagen nicht ganz hinauf zu ziehen vermöchten, und denselben wieder rückwärts gehen liessen, dann wären wir unrettbar verloren gewesen.

Endlich kam mir ein Gedanke. „Weert“, sagte ich, „steige du ab und hole einen starken Riegel von der Fenz da drüben. Dann will ich versuchen hinauf zu fahren, während du mit dem Riegel dicht hinterher gehst, und sobald du siehst, dass die Pferde es nicht machen können, und der Wagen rückwärts geht, so werfe schnell den Riegel hinter die Räder.“ – Gesagt, gethan. – Als Weert den Riegel in Bereitschaft hatte, trieb ich an.

Doch ich brauchte nicht viel anzutreiben. Die treuen Thiere wussten, worum es sich handelte, und liessen trotz ihrer Ermüdung im Ziehen nicht nach, bis der Wagen oben auf der Brücke stand. Da warf Weert, der erst halbwegs den Hügel herauf gekommen war, den Riegel von sich, und meinte, ein besseres Team habe er noch nie gesehen. Er hätte nie gedacht, dass sie da hinauf kommen würden. Wir hielten oben eine Zeitlang an, um die Pferde sich verschlaufen zu lassen, und auch um den richtigen Weg zu erspähen.

Nach einigen Irrfahrten kamen wir dann gegen vier Uhr auf unserer Farm an, wo uns alle erwarteten. – Schnell waren Grüsse und Küsse ausgetauscht, und nun feierten wir Onkel Gerhard's Geburtstag, denn es war gerade der 6<sup>te</sup> Februar.

Nun war ich denn wieder mit meiner Familie vereinigt. Jetzt wollten wir es als Farmer versuchen. Arbeit gab es genug, und ich war fähig und willig genug, sie auszurichten.

Etwa fünfzehn Acres Weizen hatte ich im Herbst einsäen lassen, und er stand auch ziemlich gut. – ich machte mich daran, noch mehr Land zu klären, was mir, da ich Onkel Gerhard schon früher dabei geholfen hatte, nicht schwer fiel.

Ich wurde noch mit etwa vier Acres fertig, als es Zeit wurde, die Fenz zu legen, und Corn zu pflanzen. Mein Schwager, Gustav Busch, der Mann Lina's, einer Schwester meiner Frau, hatte sich auch in der Nähe eine Farm gekauft.

Er war Farmer von Beruf, und ausserdem auch Zimmermann. Er kam manchmal einen Tag um mir zu helfen, wofür ich ihm dann wieder half.

Abends waren wir gewöhnlich alle beisammen, und am Sonntag erst recht, nachdem wir Vormittags zur Kirche gefahren oder geritten waren. – So gestaltete sich das Leben recht gesellschaftlich in den Wäldern Missouri's.

Gewiss herrscht ein anderer Geist unter der Landbevölkerung als in den Städten. Wohl meistens, weil alle dieselbe Beschäftigung und dieselben Interessen haben. Meilenweit in der Runde kennt sich jedermann, während in der Stadt häufig die nächsten Nachbarn sich nicht kennen, auch wenn sie jahrelang nebeneinander gewohnt haben.

Wir hatten eine Kuh von Vater geschenkt bekommen. Ein Schwein mit Ferkeln hatte ich von einem Nachbarn gekauft, und Hühner hatten wir von E. St. L. mitgebracht. Ausser meinem eigenen Hunde, einem jungen Collie, erhielten wir von Freunden auch noch eine Bulldogge. Er war ausgezeichnete Rasse. Onkel Gerhard besass einen Bruder desselben. – Jedoch, ein Bulldog bleibt eben ein Bulldog. Trotz seiner vielen guten Eigenschaften, musste ich ihn später abschaffen, denn er war ein grimmiger Kämpfer.

Eines Abends sass ich im Zimmer und las die Zeitung, als eine Maus auf der Diele zum Vorschein kam. „Jack“ der Hund lag neben mir, und der kleine Collie hatte es sich unter dem Bett bequem gemacht. – Nun wollte ich den Hund auf die Maus aufmerksam machen, und sagte leise „Jack, Rats!“ Er sprang auf, und sah sich um – da wedelte Scottie mit dem Schwanz. – Jack dachte wahrscheinlich dies sei die Maus. Ein Satz, und er war unter dem Bett, und hatte den armen Collie an der Schulter gefasst, und schüttelte ihn, dass er mörderlich zu heulen anfang.

Ich zog Jack an den Schwanz unter das Bett hervor – der Collie kam mit – denn Jack liess nicht los. – Ich schimpfte und schlug ihn, und meine Frau schüttete kaltes Wasser auf ihn. Es half nichts – er hielt fest. – Da zerrte ich beide Hunde hinaus an die Fenz, und mit einem gewaltigen Schwung hing einer auf jeder Seite der Fenz. – Da endlich liess der Bulldog los. – Der Andere



lief spornstreichs nach Onkel Gerhards Haus, und war auch nie zu bewegen, wieder heim zu kommen. Jack aber hatte bei diesem Strauss ein Auge eingebüsst, indem der Collie in seiner Angst immer um sich gebissen hatte.

Ein anderes Mal kam Tante Margaret zu uns, in Begleitung ihres „Nero“. Dieser war nun zwar Jacks Bruder, doch war ihm diese Thatsache leider unbekannt. Als letzterer ihn nun noch obendrein grimmig anknurrte, richtete er die Borsten auf. – Ich wusste, was das Nächste sein würde, und wollte meinen Hund anbinden.

Doch Margarethe, wohl in dem Glauben, dass ihr „Nero“ unüberwindlich sei, liess es nicht zu. Sie meinte, weil wir so oft zusammen kämen, müsste doch einer der beiden Hunde „Boss“ bleiben, sie sollten es nur unter sich auskämpfen.

Nun gings denn auch gleich los. – Ich wollte dennoch Jack ergreifen, und auf die Seite thun, doch sie litt es nicht.

Nach einigen Minuten aber dachte sie anders. – Nero humpelte mit zerrissenem Fell und Ohren heim. Nun war die liebe Tante recht böse, aber Jack blieb „Boss“.

#### Capitel IV

Der liebe Frühling war ins Land gerückt, und das frische Grün des Waldes war prächtig anzusehen. Auch die Felder sahen vielversprechend aus. – Wir arbeiteten tüchtig darauf los. Christine im Garten und ich im Feld.

Der kleine Christ war fast immer bei mir. Er wollte immer helfen, und dasselbe thun, was ich that. Machte ich eine Fenz, so machte er sich auch eine, in Miniatur. Hackte ich Bäume ab, so holte er sich schnell ein „Hatchet“ und hieb im Gebüsch herum, dass die Zweige nur so flogen.

Eines Tages war ich am Corn pflügen, wozu ich die Pferde abwechselnd benutzte. Ich hatte den jungen Schwarzen im Pflug. Auf dem, vom Hause entferntesten Ende des Feldes angelangt, stoppte ich, um das Pferd sich ein wenig verschnaufen zu lassen, und mir eine Pfeife anzubrennen.

Das braune Pferd lief zu Hause in der Lot herum. Auf einmal wieherte es, und der Schwarze machte einen Satz, dass der Pflug aus dem Boden riss, und rannte im Galopp auf das Haus zu, während der scharfe Pflug hinter ihm drein flog. Mein Rufen half nichts. Er sprang über die sechs Fuss hohe Fenz, und kam so vom

Seite 137

Pflug los. Mir standen die Haare zu Berge. Das Pferd, mein bestes, musste sich mit dem Pflug ungeheuer beschädigt haben.

Ich rannte, so schnell ich konnte, ihm nach. Als ich ankam, und ihn untersuchte, war nicht die geringste Blessur an ihm zu finden. Wie durch ein Wunder war er unverletzt geblieben.

Eines Tages war jenseits des Borbus ein „Sale“ oder Auction, wo Onkel Gerh. ein Paar Kühe gekauft hatte. Auch mein Schwager G. Busch hatte einige Stück erstanden. – Am nächsten Tag gingen die Beiden und ich um das Vieh zu holen.

Sie liessen sich auch, mit Ausnahme eines jungen Rindes gut treiben. Doch dieses brach immer aus, und musste dann einer von uns hinterher.

Im schnellsten Galopp zwischen den Waldbäumen, und dem verworrenen Unter-Gestrüpp durch zu reiten, ist nun nicht Jedermann's Sache. Ich hatte es ein paarmal probirt, doch konnte ich die Kuh nicht einholen. Das letzte Mal hatte ich sogar den Weg verloren, und machte mich nun durch lautes Juchzen bemerkbar.

Dies wurde auch bald beantwortet, und ich ritt der Richtung zu, und fand die Anderen gemüthlich des Weges ziehen.

„Wo ist die Kuh?“ frugen sie. „Irgendwo in Franklin County“ erwiderte ich. „Nun“ sagte Gustav, „dann will ich sie suchen, aber erst die Andern heimbringen. Die eine könnt ihr nachtreiben“, und fort war er. Diese eine konnte aber kaum gehen, und wollte sich immer hinlegen, so dass wir nur langsam vorwärts kamen.

Und Gustav bewiess bei dieser Gelegenheit seine „Cowboy“-Kunst. Nach einer Stunde oder so, kam er uns wieder entgegen geritten. Er hatte einen famosen Schimmel. „Sie sind alle in der ‚Pen‘“ sagte er, „aber hinter der Verlorenen habe ich lange her rennen müssen. Die wollte immer wieder heim, und wäre durch den Borbus geschwommen, wenn ich sie nicht abgefangen hätte.“

Allmählig war es Sommer geworden. Leider blieb der so erwünschte Regen aus. Die Hitze war so gross, dass auf den Feldern alles zu ersterben schien, und die Aussichten auf eine gute Erndte sich von Tag zu Tag verschlechterten.

„Zahltag“ gab es jetzt bei uns nicht mehr. Wir mussten von dem leben, was wir aus dem Garten holen konnten. Doch wir hungerten nicht, denn vieles was wir nicht hatten, brachte

uns Lina – Mrs. Busch – die ja besser versehen waren mit Fleisch, Eingemachtem und dergleichen. Es stellten sich jedoch bald Verhältnisse ein, die uns zu ernsten Erwägungen trieb, ob es für uns nicht besser sei, die Farmerei wieder aufzugeben. Und so kamen wir nach reiflicher Ueberlegung, wenn auch mit Widerwillen, zu diesem Entschluss.

Wir machten bekannt, dass wir alles ausverkaufen, und wieder in die Stadt ziehen würden. Nun aber nicht wieder nach E. St. Louis, sondern direct nach Chicago, meiner eigentlichen Heimat.

Der Tag zum „Auction Sale“, dort nichts Ungewöhnliches, wurde angesetzt, und in der Umgegend, durch Zettel anschlagen an Bäumen, längs der Fahrwege bekannt gemacht.

Das auf dem Felde stehende Corn, Weizen etc. verkauften wir unter der Hand.

Schon früh am Morgen des Verkaufstages erschienen viele Leute. Fast jeder hatte es auf einen bestimmten Artikel oder Thier abgesehen. – Der Auctionator erschien mit seinem Clerk, und die Sache ging flott von statten, so dass wir für viele Sachen mehr erhielten, als sie gekostet hatten.

Die Verkaufsbedingungen waren wie landesüblich, alles unter \$5<sup>00</sup> Cash, und grössere Posten mit Zahlungsfrist von drei Monaten, gegen gut gesicherte, 10% tragende Noten zu bezahlen. Die meisten dieser Noten konnten wir gleich, da sie Zinsen trugen, für den Nennwerth eincassiren.

Dadurch bekamen wir bei Abschluss eine erkleckliche Summe in Händen, die uns ermöglichte, die Reisekosten und Neueinrichtung in Chicago zu bewältigen.

Mit wehmütigem Gefühl nahmen wir dann am nächsten Tage Abschied von den Verwandten. Sehr ungerne gingen wir, denn noch bis zum heutigen Tage halte ich das Farmleben, das heisst auf einer guten, rentablen Farm, für das angenehmste, dass ein Mensch sich als Beruf erwählen kann.

Doch, lieber Leser, wir können im Grossen und Ganzen nicht viel an unserem Geschick ändern. – Der Allmächtige oben leitet unsere Wege. Und mit dem Vertrauen auf Ihn traten wir dann unsere Reise nach Chicago an, ins Ungewisse hinein: Aber:

„Der Wolken, Luft und Winden, giebt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden, da dein Fuss gehen kann!“

Capitel V

Mit diesem Gedanken zum Trost, und im Bewusstsein dass ich in Chicago kein Fremdling sei, und schon Verdienst finden würde, kamen wir dann am nächsten Morgen dort an.

Wir gingen zuerst zu meinen Eltern, die wir beide gesund antrafen, und war die Freude des Wiedersehens von beiden Seiten gross.

Sie wohnten damals an der Canalport Ave., und boten uns an, vorläufig bei ihnen zu bleiben, bis wir uns selbst eine Wohnung einrichten könnten. – Dies war im Jahre 1883, also über zehn Jahre nach meinem ersten Besuch nach St. Louis.

Vieles hatte sich in dem langen Zeitraum auch dort verändert. Bruder John, der in der Nähe wohnte, hatte Frau und zwei kleine Mädchen. – Bruder George war Wittwer, und mit seiner kleinen Tochter, Alma bei den Eltern in Kost. – Er und Bruder Henry waren beschäftigt in Underwood's Packing-House, während Br. Johann auf sein Handwerk als Steinhauer arbeitete. – Vater war noch immer „Lumber Inspector“.

Die Hauptsache für mich war nun, lohnende Beschäftigung zu finden. – Ich war, wie überhaupt nie, sehr wählerisch in der Art derselben. – Auch wollten wir Niemandem länger, als durchaus nothwendig, zur Last liegen. So ging ich denn, da im Packerhause vor der Hand keine Stelle offen war, eines Morgens mit Br. John nach der Steinhauerei, und fand Arbeit. – Doch nur eine Woche sollte ich dort bleiben, dann bekam ich Anstellung im Armour'schen Geschäfte. Auch hier blieb ich nur einige Wochen, obschon ich \$3<sup>00</sup> per Tag verdiente. – Ich fand einen Freund aus alter Zeit, der in einem anderen Geschäft als Vormann angestellt war, und arbeitete für diesen als Fleischtrimmer, indessen auch nicht lange.

Wir hatten uns inzwischen in der Nähe der Eltern eine Wohnung gemiethet und eingerichtet, so gut es unsere Mittel erlaubten, und als eines Tages Br. Henry kam und sagte, ich könne bei Underwood's Beschäftigung erhalten, nahm ich dies Anerbieten gern an, da dieser Platz ganz in der Nähe war. Der Vormann, Harry Reyels, ein alter Seemann, war ein durchaus guter Mensch, auch versuchte jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. – Ich verstand meine Arbeit, und so wurde er bald mein Freund. – Immerhin hatte ich in der ersten

Seite 140

Zeit viel auszustehen durch den Neid und den Deutschenhass eines irländischen sog. „Strawboss“ Namens Jim Durkin. Doch ich war ihm über, und verstand mehr vom Fleisch pöckeln und räuchern als er. – Später hin wurde ich als Inspector ernannt, und, um es hier gleich zu sagen, erhielt ich so nach und nach die unumschränkte Verwaltung des ganzen Packing- und Smoking-Departments. Als solcher hatte ich auch den Verkauf des Fleisches zu leiten, und alle ein- und ausgehenden Waaren zu inspizieren.

Ich erhielt ein angemessenes Salair, und so hatten wir endlich wieder unser gutes Auskommen, und lebten uns in die Chicagoer Verhältnisse allgemach gänzlich ein. Meiner lieben Christine gefiel es hier sogar viel besser als in St. Louis. – Auch blieben wir lange Zeit von Krankheit verschont. „Ague“ und „Malaria“ waren vergessen.

Fast jeden Sonntag versammelten wir uns im Hause der lieben Eltern, und sprachen von „alten Zeiten“. Es waren wieder glückliche Tage eingetreten.

Im März, es war am 23<sup>ten</sup> des Jahres 1884, wurde unsere Tochter, Henriette Gerhardine genannt (nach meiner Mutter) geboren. – Nach dieser Zeit war meine liebe Frau recht leidend, und magerte zusehends ab. – Lange waren wir sehr besorgt um sie. Vom Doctor wollte sie aber nichts wissen, und es gelang ihr auch, mit Gottes Hilfe, sich selbst zu curiren, und wurde bald stark. Wir alle freuten uns sehr, am allermeisten ich selbst, denn im geheimen fürchteten wir oft, es könne in Schwindsucht ausarten, und meine gute Mutter hatte mich schon, anderen gegenüber, bedauert.

Nun war für uns der Himmel wieder heiter. Kein Wölkchen trübte den Horizont. – Die drei lieben Kinder waren unsere Freude und unser Stolz. Unser Junge „Christie“ ging schon in die Luth.

Gemeinde-Schule, Annie und Hattie wuchsen schön heran.

„Doch mit den Geschickes Mächten,  
Ist kein ewiger Bund zu flechten,  
– Und das Unglück schreitet schnell.“

Wie doch so leicht, so schnell – sich Elternfreude in Elternschmerz verwandeln kann – das sollten wir bald zum zweiten Male in unserem Eheleben inne werden.

Unser Aeltester, dazu einziger Sohn und Stammhalter, der kleine Christoph, wurde uns ganz unerwartet durch den Tod entrissen.

Er kam eines Nachmittags von der Schule, und war so unwohl, dass er sich gleich hinlegte. Ob er sich nun dort beim Spielen ueberhitzt, oder auf einem Picnic, welchem wir zusammen beigewohnt hatten, oder durch das Verschlucken einer Kupfernen Patronen-Kapsel, welches ihm beim spielen mit derselben einige Tage vorher geschah, die Krankheit zugezogen, darüber haben wir nie Klarheit erlangt.

Er klagte hauptsächlich über Leibweh. Seine Mutter legte ihm warme Binden um, und behandelte ihn mit anderen oft erprobten Hausmitteln, doch leider ohne Erfolg. – Er wurde in der Nacht schlimmer und hatte am Morgen etwas Fieber. Ich holte den Doctor. Dieser verschrieb ihm Medicin, konnte aber nicht feststellen, was eigentlich seine Krankheit sei. Er meinte, es könne sich eine Unterleibsentzündung ausbilden. Seine Arznei half auch nichts, es wurde nicht besser mit ihm.

Dieser Doctor war uns als guter Kinderarzt empfohlen, und so dachten wir nicht daran, einen anderen zu holen. Dies hat mich seitdem schon oft gereut, da ich schon gleich wenig Zutrauen zu ihm hatte. – So durften wir dem armen Kinde kein Wasser verabreichen, obwohl er bei dem hohen Fieber fast beständig danach verlangte. – Einmal sagte er zu seiner Mutter „Wenn ich doch nur wieder zur Schule gehen könnte. Da würde ich an den Hydrant gehen, und so viel Wasser trinken, als ich wollte.“

Es war um den 4<sup>ten</sup> Juli herum, und wir hatten ihm ein kleines Toypistol und Firecrackers gekauft, womit er dann, wenn er nicht ganz zu schlecht fühlte, spielte. – Doch er sollte nicht mehr aus dem Bett aufstehen, denn am 7ten Juli wurde es so schlimm, dass wir schnell zum Doctor schickten.

Dieser war selber ganz aufgeregt, und schickte mich nach allen möglichen Sachen herum, die er von Amtswegen hätte bei sich haben sollen.

Der arme Junge litt noch einige Stunden grosse Schmerzen, und dann gegen 3 Uhr Nachm. wurde er durch den Tod erlöst. – Ja, – er war erlöst von seinen Leiden – unser lieber kleiner Christoph – aber wir hatten keinen Sohn mehr. –

Wie war meiner lieben Christine und mir doch so weh – so unaussprechlich weh ums Herz, für lange, lange Zeit. –

Seite 142

Der liebe Junge – mein Stolz – wuchs schon so schön heran, und zeigte so gute Eigenschaften. Er war immer fleissig, und um keinen Preis hätte er, so jung er war, eine Unwahrheit gesagt.

Nicht lange vor seiner Krankheit hatte sich eine Nachbarsfrau bei uns beklagt, dass unser kleiner Junge schlechte Gewohnheiten annähme, und wir auf ihn passen müssten, denn er wäre verschiedentlich in ihrem Candy Store gekommen, und hätte Candy auf Borg geholt, indem er sagte seine Mutter hätte ihn geschickt, und sie würde es bezahlen.

Das konnten wir kaum Glauben, doch ich nahm ihn in ein scharfes Verhör. Er blieb dabei, dass er unschuldig sei. Es kam dazu dass ich ihm sogar eine Tracht Schläge verabreichte. Auch dann blieb er bei seiner Unschuldsbetheuerung, und sagte: „Pa, ich hab’s nicht gethan.“

Armer Junge, er hatte seine Strafe unschuldig erhalten, denn kurze Zeit darauf entschuldigte sich die Candy-Frau, und sagte sie hätte sich geirrt, es wäre ein ihm ähnlich sehender Junge gewesen. – Diese leichtfertige Weiberzunge hatte mich dazu gebracht, meinen einzigen Jungen, der so standhaft die Wahrheit gesprochen hatte, zu züchtigen.

Ich habe seitdem nie wieder eine Hand an meinen Kindern legen können, und sie sind auch ohne körperliche Züchtigungen gut geworden.

Und nun war unser kleiner Liebling gestorben. Still und kalt lag er in seinem kleinen Sarge. – Am Tage des Begräbnisses kamen sein Lehrer mit seinen kleinen Kameraden und nahmen Abschied von ihm. Es waren viele Leidtragende anwesend. Pastor Wagner hielt die Leichenrede, und dann folgte ein ergreifender Gesang – No 430 im Mo. Luth. Gesangbuche.

Darauf ging’s hinaus nach dem Friedhof Waldheim, wo er vorläufig auf dem Begräbniss-Platz Bruder Johann’s beerdigt wurde. – Im nächsten Frühjahr kauften wir uns selbst eine Lot, und liessen ihn aufnehmen und dort begraben.

Nun war es recht still und traurig in unserem kleinen Kreise geworden. Keiner mochte gern viel sprechen, wohl weil jeder an seinem Schmerz genug zu tragen hatte. Wir vermissten den aufgeweckten Jungen noch allzu sehr.

Ich ging am nächsten Morgen, wenn auch ganz muthlos, wieder ins Geschäft, doch all diese Condolationen, die ich von meinen

Vorgesetzten und Mitarbeitern erhielt, stimmten mich nur noch trauriger, obschon sie zumeist auch herzlich gemeint waren.

Froh war ich wenn der Tag vorbei war, und ich zu den Meinen eilen konnte – und auch wieder nicht, da ich ja dort nur im höheren Grade an meinen Verlust erinnert wurde.

Unwillkürlich musste ich oft an das Lied denken:

„Eingehüllt in feierliches Dunkel, Sind die Wege Gott die du uns führst,  
Kein Verstand erforscht den Rath nach welchem  
Du die Deinen wunderbar regierst. –  
Denn den Bösen sieht man oft so glücklich,  
Und das Auge treuer Menschen nass. –  
O, das schmerzt, das dringt aus vollem Herzen  
Oft die Frage: – ‚Warum thust Du das?‘“ – – –

Capitel VI

Wenn auch langsam, so kam doch die Zeit, wo auch unsere Wunden, wenn auch nicht geheilt, so doch vernarbteten. Im nächsten Jahre hatten wir Gelegenheit unser Haus in East St. Louis, das bis dahin verrentet war, zu verkaufen, was wir leider auch thaten. Denn hätten wir es noch einige Jahre behalten, so hätten wir mehr als das Doppelte und Dreifache dafür bekommen.

Auch Weert Brenstein, mein Schwager, und ebenso W<sup>dn</sup> Lossau verkauften ihr Anwesen, und kamen nach Chicago. Sie folgten mir zum zweiten Male nach, und es war für mich ein Leichtes, ihnen Anstellung in unserem Geschäft zu verschaffen.

Hierdurch wurde nun der Kreis der Verwandten wieder vergrößert, und die Geselligkeit reger. Meine liebe Frau und meine Schwester Mary, die schon in E. St. L. unzertrennliche Busenfreundinnen gewesen, waren nun wieder beisammen.

Ich war zu der Zeit, auf Veranlassung unseres Superintendenten Harry Reyels, der ein eifriger Vertreter verschiedener Lebens-Versicherungs-Gesellschaften war, einem solchen Orden beigetreten. – Es war der „Order of Mutual Aid of Illinois“.

Damals trat ich diesem sogenannten „Geheimen Orden“ bei, meist auf das Drängen von Freunden, und auch um im Falle meines plötzlichen Ablebens, meiner Familie eine Summe von \$2000<sup>00</sup> Dlls. hinterlassen zu können. Die Beträge der „Assessments“ waren nur gering, und konnten von mir leicht bestritten werden.



Ich möchte hier auf das „Logen“-Wesen etwas näher eingehen. Die „Geheimen Orden“, wie sie die lutherische und viele andere Kirchen, einfach mit einem Gesamtnamen betitelt, und ihren Mitgliedern nicht erlaubt ihnen anzugehören, haben in der Welt auch schon viel Gutes gethan, und mancher armen Wittwe und Waisenkinder davor bewahrt oeffentlichen Armenanstalten zur Last fallen zu müssen, wollten sie nicht verhungern.

Heute, mein werther Leser, indem ich dies schreibe, würde ich, meiner fünf und zwanzigjährigen Erfahrung gemäss, es keinem anrathen, sich einer solchen „Loge“ anzuschliessen.

Aber nicht aus dem Grunde, welchen die Kirche gegen sie anführt. Denn wer wahrlich im Herzen christlich gesinnt ist, und nicht nur seine Frömmigkeit heuchelt, die ihm nicht im Blute und in der Seele steckt, der bleibt ein Christ, trotz aller Logen und sog. Geheimen Gesellschaften, d.h. solcher, die nur Lebensversicherung zum Zweck haben, denen er sich, aus weisen Vorsichts-Maßregeln, zum Schutze derer, die auf ihn angewiesen sind, angeschlossen haben mag.

Der scheinbare Umschwung meiner Gesinnung hat einen anderen Grund, der durch die kurze Erzählung der Geschichte unseres, jetzt längst eingegangenen Ordens der „I.O.M.A.“ am besten erklärt wird, da sie wohl ein Beispiel der Meisten ihrer Art ist.

Der I.O.M.A. (Independent Order of Mutual Aid.) wurde Anfang der 80er Jahre, nachdem der ursprünglich sich ueber alle Staaten erstreckende gleichnamige Orden durch schwere Verluste in den Südstaaten, zur Zeit des gelben Fieber-Ausbruchs, zahlungsunfähig geworden, und folglich eingegangen war, von etwa 500 Mitgliedern dieses alten Ordens, im Staat Illinois gegründet und neu organisirt. Das Hauptquartier war in Peoria. Es hiess neue Mitglieder zu gewinnen. Reisende Agenten zogen durch den ganzen Staat und installirten wo es ging neue Logen des Ordens. – Gesunde Männer, bis zu 45 Jahren, wurden alle unter gleichen Bedingungen aufgenommen. – Die Assessments betruhen nur für jeden \$1<sup>25</sup> pro Monat, und diese „accrued“ Assessments sollten sogar nach dem Tode eines Mitgliedes an seine Familie, mit der Versicherungs-Summe von \$2000<sup>00</sup> zurückbezahlt werden.

Dies verlockende Anerbieten wurde auch thatsächlich 20 Jahre lang gewissenhaft eingehalten. Und dabei blühte der

Orden obendrein auf. Allen in diesem Zeitraum verstorbenen Brüdern, und es waren an 500, hatte ihre Lebens-Versicherung nur die geringe Summe ihrer Eintrittsgebühr und des ersten Assessments von \$1<sup>25</sup>, welches als Advance Assessment den Statuten gemäss in der Kasse verblieb, gekostet.

Wie dies auf die Dauer möglich sei, wurde uns folgender Maassen plausibel gemacht. So wurde auf eine Mitgliederzahl von 2000 Personen gerechnet. Bei jedem Sterbefall, welche auf monatlich einen, oder seltener zwei, veranschlagt wurden, zahlte jedes Mitglied \$1<sup>25</sup>, wovon \$1<sup>00</sup> als Sterbegeld, 10<sup>c</sup> für einen Reserve-Fond, und 15<sup>c</sup> für die Betriebskosten, Gehälter u.s.w. gebucht wurden.

Als ich beirat, sollte eine neue Loge in unserer Nachbarschaft incorporirt werden. Wir waren unserer etwa zwanzig Mann, alle Angestellte und Arbeiter bei Underwood & Co. Mr. Henry Reyels, der Vormann, leitete das Unternehmen, und wer bei ihm gut angeschrieben sein wollte, der musste auch einem der von ihm vertretenen Vereine sich anschliessen.

Nachdem alle ärztlich untersucht, und für annehmbar befunden waren, hielten wir eine Versammlung ab, in welcher die Loge auf Wunsch der Mehrheit „Schiller-Loge“ genannt wurde. Dann kam die Beamten-Wahl, und ich wurde zum Secrätär erwählt. Ein „Grand Deputy“ gab uns die nöthigen Instructionen wie die Geschäfte der Loge geführt werden müssten und dergleichen mehr. Der „Ritual“ enthielt alle Anleitungen, Gebete und Hymnen, die in dem Orden gebraucht wurden. Diese Geheimthuerei nun, und vor allem die Regel, dass bei Eröffnung und Schluss der Versammlungen ein Kaplan ein Gebet verlesen musste, sind von jeher ein Stein des Anstosses für die Kirchen gewesen.

Meiner Ansicht nach könnten und sollten sie ganz unterlassen werden. Es wäre sogar eine gute Sache für die Gesellschaften, da es viele Klassen der Bevölkerung giebt, die sehr gern sich die billigen Versicherungs-Raten der „Fraternal Orders“ sich zu Nutzen machen würden, wenn nicht gerade die Gebräuche sie abhielten. – Aber weil eben auch Juden und Nichtchristen Zutritt haben sollen, so erwähnen weder die Gebete noch die Hymnen den Namen Christi. – Deshalb, sagt die Kirche, soll ein Christ keine Gemeinschaft mit ihnen haben.

Ich erwiedere darauf, dass ich nicht in der Logenhalle meine Religionsübungen und Gottesdienste suche, sondern lediglich zum Zweck des Schutzes für meine Hinterbliebenen, oder auch wirtschaftlicher Verhältnisse halber, mich angeschlossen habe.

Ausserdem kann auch ein jeder sich, beim Anhören des Gebets, in seine eigenen Religions-Ansichten versenken, wenn ihm danach zu Muthe ist. Es können einem auch in andersgläubigen Kirchen, oder auch in Synagogen, gute Gedanken kommen.

Es kommt ja auch vor, dass der jeweilige Kaplan der Loge gar keine Religion besitzt, und auch unter den Mitgliedern sich Ungläubige befinden. – Nun ja, – aber leider giebt es auch Pastoren, die nicht glauben, was sie predigen, und unter den Zuhörern giebt es ebenso welche, die es gleichfalls nicht glauben.

Soviel ueber diesen Punkt. Doch, wie gesagt – dieser Gebrauch der Logen könnte, ohne denselben Abbruch zu thun, unterlassen werden, wenn auch andererseits bei Begräbnissen vieler Mitglieder, die Amtirung seiner Loge die einzige feierliche religiöse Weihe war, die die Seinen trösten konnte. Ich selber habe schon manche ergreifende Grabrede ueber einen dieser, aus der Kirche Verbannten, gehört. Auch weiss ich aus eigener Erfahrung, dass die Loge schon viel Segen gebracht hat.

Da war, um ein Beispiel anzuführen, ein Mann unserer Loge beigetreten, der erst kürzlich mit Frau und fünf Kindern aus Deutschland eingewandert war.

Nach einigen Monaten, als er mir, da ich Secretär war, sein Assessment bezahlte, sagte er, dies sei wohl sein letztes Assessment, denn er müsste der Loge entsagen. Seine Frau wolle es, auch hätte er so viele Zahlungen an die Schreiner-Union – er war Schreiner – zu entrichten, dass es zu viel würde. Ich stellte ihm vor, dass er doch seine Versicherung nicht im Stich lassen solle, schon seiner grossen Familie wegen. Doch er ging unentschlossen fort.

In der nächsten Woche schon wurde ich benachrichtigt dass Bruder P. plötzlich gestorben sei. Ich machte mich sofort auf den Weg zu seiner Wohnung. – Da lag er dann, noch mit seiner Arbeitsschürze und einer Tasche voll Nägel darin, angethan auf der Bahre. – Er hatte am Bau einer Kirche gearbeitet, und als er gerade hineingehen wollte, einen Blutsturz bekommen. Sie hatten ihn todt heimgebracht. Die Kinder standen nun

Seite 147

weinend umher, und die arme Frau war untröstlich. „Ach“, jammerte sie „keinen Cent Geld im Haus, nichts zu essen, viel weniger noch für die Beerdigungskosten. Wie wird das werden?“ –

Da trat ich vor, und sagte, dass das die Loge besorgen werde. Sie war erstaunt, und sagte, er sei doch ausgetreten.

„Nein“ sagte ich „er hat es wohl gewollt, aber noch ist er gutstehend, und wir werden Ihnen helfen.“ Ein stummer Dankesblick, wie aus einer erlösten Seele traf meine Augen. Ich ging und ordnete eine Versammlung an, in welcher beschlossen wurde, die Beerdigung des Bruders P. zu uebernehmen, und seiner Frau ausserdem eine Summe von \$50<sup>00</sup> Dlls. – unser ganzer „General Fond“ zu leihen, bis die Versicherungs-Summe von \$2007<sup>50</sup> - \$7<sup>50</sup> waren seine eingezahlten Assessments, in ihren Händen wäre.

Und so geschah es. Nach etwa drei Wochen erhielt ich von der Grossloge einen Check für Mrs. P. für \$2007<sup>50</sup>, für welchen Br. P. im Ganzen \$10<sup>00</sup> eingezahlt hatte.

Solche Fälle kamen noch mehrere vor, während meiner Thätigkeit als Secretär. – Mrs. P. konnte sich ein Häuschen kaufen, und ernährte sich durch Einnehmen von Wäsche, wobei sie auch ihrer Kinder warten, und die Grossen zur Schule schicken konnte. Wie wäre es ihr wohl ergangen, wenn ihr Mann wirklich ausgetreten wäre? –

Darum verdamme man die „Logen“ nicht so ohne Weiteres, ihrer Eigenthümlichkeiten wegen.

Doch nun komme ich auf den entgegengesetzten Punkt, zu der eigentlichen Kehrseite des Logen-Systems.

Zwanzig Jahre lang blühte unser Orden auf. Wir veranstalteten ein grossartiges zwanzigjähriges Jubiläumsfest, wobei alle Logen des Staates vertreten, und alle Grossbeamten zugegen waren.

Enthusiastische Reden wurden gehalten, und das Band der Brüderlichkeit und Treue noch fester geknüpft.

Doch dieselben Männer, die dort die hochtrabenden Reden hielten, waren später diejenigen, die den Fall des Ordens zu Stande brachten.

Wir hatten, laut Bericht des Grossecretärs damals einen Reserve-Fond von \$50000<sup>00</sup> Dlls. und an 3000 Mitglieder. Jetzt meinte man wäre man über den Berg. Doch die Crisis war

Seite 148

noch nicht ueberstanden. Sie kam aber bald. – Die alten Mitglieder, die bei ihrer Aufnahme schon 40 bis 45 Jahre gewesen, waren jetzt alte Männer, und jeden Monat starben vier bis sechs derselben, was die Assessments vermehrte und den Reserve-Fond sehr in Anspruch nahm.

In der Grosslogen-Sitzung im nächsten Jahre wurden allerlei Bestimmungen getroffen, die mit den ursprünglichen Statuten nicht im Einklang standen. Ein Beschluss wurde angenommen dass von nun an alle Mitglieder eine Rate, die von der National Fraternal Congress als die einzig ausgleichende erklärt worden war, zahlen sollten.

Diese war nach der Altersstufe berechnet. Ausserdem sollten alle jetzigen Glieder die an dieser Rate fehlenden Beiträge, seit ihrer Aufnahme, nachbezahlen, oder aber – die Summe sollte von ihrer Versicherungs-Summe abgezogen werden. – Hierdurch nun verloren viele nichts, hatten sogar noch etwas zu Gute. Doch bei den Meisten war es ein Abzug von \$100<sup>00</sup> bis zu \$700<sup>00</sup> Dlls.

In meinem Fall, ich war 33 Jahre alt bei meinem Eintritt, betrug es \$180<sup>00</sup> Dlls. Als nun diese Vorlage in den Logen bekannt gemacht wurde, sank vielen der Muth, und sie traten aus.

So sank die Mitgliedschaft auf etwas über die Hälfte herab. Nun wurde hart gearbeitet, dies wieder auszuweiten durch Anwerbung neuer Mitglieder. – Ich selbst war eine Zeitlang als „District Deputy“ thätig, und gründete unter anderem eine Loge in East St. Louis, und eine in „Grand Crossing“.

Doch es wollte nicht mehr recht ziehen. Die Grossbeamten machten einen Vertrag mit einem Anderen, auch auf schwachen Füßen stehenden Orden, und verleibten uns demselben ein, und kurz darauf noch einmal einem Anderen, noch altersschwächerem Verein.

Als dann in einer Gross-Logen-Sitzung beschlossen wurde, dass Alle, die dem Orden an der Versicherungs-Summe den Betrag für die jährlichen Beiträge schuldeten, für diese Summe jährlich 6% Zinsen zahlen sollten, – da wurde es auch mir zu toll, und ich trat aus, – aber nicht ohne vorher meine Meinung kundgegeben zu haben.

Die allerzähesten hielten noch einige Monate die Schiller-Loge aufrecht. Als aber die Auszahlung der Sterbe-Gelder immer mehr auf sich warten liess, traten selbst die, welche weil sie

Seite 149

zu alt waren, um bei anderen Gesellschaften noch Lebensversicherung, oder doch nur unter sehr scheren Bedingungen erhalten zu können, und daher noch immer auf Besserung der Verhältnisse gehofft hatten, auch aus, und die Loge ging ein.

So hatten wir denn etwa 20 Jahre lang treulich gezahlt und erhielten nichts. – Und weil dies der Verlauf der meisten Gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaften ist, bin ich zu der Ansicht gekommen, dass man ihnen besser fernbleibt. „Sic transit Gloria Mundi“.

Freilich, Lebens-Versicherung ist eine gute Einrichtung, und jeder, der nicht Ueberfluss an irdischen Gütern hat, sollte sich daran betheiligen. Doch die alten, grossen Gesellschaften sind meines Erachtens die sichersten, und fällt dann auch der Zwiespalt über den religiösen Standpunkt weg. – So nahm denn auch ich, als ich mit der Loge fertig war, eine Policy in einer derselben.

Das viele Geld, das ich in den zwanzig Jahren als Logen-Mitglied einbezahlt hatte, reute mich nicht so sehr, denn es hatte meist guten Zwecken gedient, als die Zeit die darüber verstrichen war. Bei dem erlangten Alter kam mir die neue Versicherung ziemlich theuer zu stehen.

#### Capitel VII

Nachdem wir nun unser Haus in East St. Louis verkauft hatten, erwachte in uns bald das Verlangen nach einem eigenen Heim in Chicago. – Wir waren schon dreimal umgezogen und wohnten jetzt an der 26<sup>ten</sup> Straße, mit Weert Brenstein, die auch schon zwei Jungens hatten, zusammen in einem Hause – sie oben und wir unten.

Das Haus stand aber direct an der Strasse, und nebenan war ein Saloon. – Als nun auch noch eines Abends eine betrunkene Frau die Treppe hinauf geschlichen, und sich dort versteckt hatte, wodurch meine Schwester Mary auf den Tod erschreckt wurde, fingen wir im Ernst an uns nach etwas besserem umzusehen.

Ehe wir indessen von dort wegzogen, erlebten wir in dem alten Hause noch ein grosses Glück. An einem schönen Sonntag-Morgen, es war der 18<sup>te</sup> Juli 1884, wurden wir durch die Geburt eines kräftigen Söhnchens erfreut. – Wie freuten wir uns, Christine und ich, dass wir nun wieder einen Jungen hatten.

Seite 150

Wir dankten Gott für seine Gnade, dass wir nun wieder einen Stammhalter hatten. Das Kind erhielt den Namen Wilke Gerhard, nach seinem Grossvater, mütterlicherseits, der auch damals gerade bei uns auf Besuch war.

Nun hatten wir wieder drei liebe Kinder, und der Himmel unserer Ehe erheiterte sich wieder. Bald auch zeigte sich eine Gelegenheit, ein Häuschen in der Nähe, es war an der Union Ave., die damals Dashed Str. hiess, zu kaufen.

Dorthin zogen wir nun, wieder zum eigenen Heerd, und haben lange – ja, bis alle unsere Kinder erwachsen waren, in stiller Zufriedenheit dort gewohnt, und manches frohe Familienfest dort gefeiert, so z.B. unsere silberne Hochzeit, und die Hochzeit unserer Tochter Hattie.

Meine Anstellung bei Underwood & Co. Hatte ich noch immer inne. In diesen Jahren war es auch, als wir unsere Farm in Missouri verkauften. – Auch diese, wenn wir sie länger behalten hätten, würde einen höheren Preis gebracht haben. Indessen, wir waren des ewigen Verrentens müde, und waren froh dass wir sie los waren.

Auch Weert Brenstein hatte sich um dieselbe Zeit eine Cottage, uns schräg gegenüber, gekauft. So blieben wir denn immer einander in der Nähe.

Nachdem die Mutter meiner Frau, die gute „Oma“ Pooker, nach langem Leiden in die ewige Ruhe eingegangen war, und Schw. Gesine sich mit Daniel Erni, einem verwittweten angesehenen Farmer aus Bergen, Mo., verheirathet hatte, war „Opa“ Pooker oft bei uns.

Er blieb dann einige Monate oder länger, und zog dann nach einem anderen seiner Kinder. Ein Jeder wollte ihn gern, doch keiner konnte ihn sehr lange behalten, weil er wohl die Ansicht hatte, er wolle keinem gänzlich zur Last fallen, obschon er, das sei hier gesagt, niemandem jemals zur Last wurde. – So machte er die Runde bis an sein Lebensende, welches ihn, im 87<sup>ten</sup> Jahre stehend, bei uns erreichte.

Er war nicht lange krank, musste aber zuletzt noch sehr leiden. – Am Sonntag vor seinem Tode fühlte er sich besser, und hatte schon den Rock angezogen, um mit uns, im Buggy, eine Spazierfahrt nach Lincoln Park mitzumachen. Er besann sich aber, und meinte es sei zu kalt, und wir sollten

Seite 151

nur allein fahren. – Von da an wurde er schlimmer, und mussten wir wieder den Doctor holen – leider half es nichts, denn er starb schon am Samstag derselben Woche. – Er starb wie ein guter Christ, in treuem Glauben an seinen Heiland.

Wir hatten ihn alle sehr lieb gehabt, denn er war immer gut gut und freundlich gewesen. Niemals verdriesslich oder launisch wie Leute in seinem hohen Alter, es ja oft zu sein pflegen.

Die Kinder hingen förmlich an ihm und er an sie. – Wir liessen ihn in Missouri, neben der Grossmutter beerdigen. Meine Frau und meine Schwester Mary, beide, begleiteten die Leiche.

So war nun wieder einer der Alten aus unserer Mitte geschieden. – Mein lieber Vater war ihm einige Zeit vorher vorangegangen, und war auf unserer Lot im Friedhof Waldheim beerdigt. Er war nur 67 Jahre alt geworden, und hätte, seiner starken Constitution nach, noch lange leben können. Allein, ein Leberleiden raffte ihn nach kurzer Krankheit dahin.

Mutter war seitdem bei Brensteins eingezogen. Sie hatte ein Paar Zimmer von ihm gemiethet, und Bruder Henry, noch immer ledig, war bei ihr in „Board“.

Um diese Zeit war es, als ich zum ersten Mal meinen Platz bei Underwood's aufgab, um wieder mein Glück im Grocery-Geschäft zu suchen. – Nicht als Clerk, sondern auf eigene Hand.

Trotz der guten Stellung, die ich bei Underwood's bekleidete, hatte es schon einige Zeit in mir gegährt, etwas Anderes zu versuchen. Es war dies die Folge einer Begebenheit, die sich folgendermaßen zutrug: Meine liebe Frau war zur Erholung mit den Kindern nach Missouri gereist, um einige Wochen bei den dortigen Verwandten die Landluft zu geniessen.

Ich war allein zu Hause, und sass so eines Abends Zeitung lesend vor der Thür, als ein „Messenger Boy“ mir ein Telegramm ueberreichte. – „Willie very sick – come“ – Das war alles, was Christine schrieb.

Es war gegen 7 Uhr. Um 9 Uhr fuhr der nächste Zug nach St. Louis. Ich lief schnell hinüber nach Brenstein's, um Weert zu bitten, mich morgen bei Mr. Robbins, der damals bei Underwood's das Ruder führte, zu entschuldigen, denn ich würde sofort nach St. Louis reisen. Und so war ich denn thatsächlich schon eine halbe



Seite 152

Stunde vor Abgang des Zuges am Depot und löste mein Ticket.

Nicht schnell genug für mich konnte das Dampfross dahinjagen. Meine Gedanken waren bei dem kranken Kinde, meinem einzigen Sohn, – sollten wir auch ihn wieder verlieren, nachdem der Schmerz ueber den Tod des Erstgeborenen kaum ueberstanden war? – Das wolle der Allmächtige verhüten. – Als ich dann am nächsten Morgen in Sullivan ausstieg war Gustav Busch, mein Schwager mit seinen zwei Mauleseln unter Sattel da, und fort gings, nach seiner Farm, wo meine Familie zur Zeit verweilte.

Da fand ich den armen kleinen Kerl, – wohl noch im Fieber – doch – Gott hatte unser Gebet erhört – die Crisis war vorüber. Vorläufig durften wir aber nicht mit ihm heimreisen. Er war zu sehr angegriffen. – Wir blieben daher noch einige Tage dort und reisten dann per Wagen nach Schwager Erni. Dieser wohnte in Bergen, etwa 25 Meilen entfernt, doch wollte Tini auf dem Heimwegedoch gern das Heim ihrer Schwester sehen.

Nach einer heissen Tagesreise kamen wir spät Abends dort an. Das war eine grosse Ueberraschung für Erni's. – Leider konnten wir nicht lange dort verweilen, da ich wieder an die Arbeit musste.

Ich hatte mittlerweile zwar an Mr. Robbins geschrieben, und ihm den Grund meiner so plötzlichen Abreise erklärt, doch wusste ich auch, dass ich dort, gerade jetzt in der geschäftigsten Zeit, sehr vermisst wurde. – Schon am nächsten Tage reissten wir ab.

Nach der Ankunft in Chicago, ging ich direct zum Packinghause, und meldete mich an bei Mr. Robbins.

Doch keine Sympathie, und kein Glückwunsch zu der schnellen Genesung meines Knaben, wie ich es wohl erwartet hätte, brachte er mir entgegen. – Ein Neidhammel, der mir meine Stellung nicht gönnte, hatte sein Werk bei ihm gethan, und dass er ihm Glauben schenkte, bewiess mir, dass er denn doch nicht der Mann war, für den ich ihn gehalten hatte.

„Well“ sagte er mit spöttischem Lächeln, „that was a good scheme of yours, to get a Vacation.“ – Ich war erstaunt, und frug wie er dies meinte. „Oh“ sprach er, „I heard that your boy, was not sick at all, but that you merely wanted to join your family, for a good time, out in the country.“

Da lief mir den doch die Galle über, und ich erwiderte scharf: „Mr. Robbins, that is a lie, and the man who told you

Seite 153

that, is a confounded liar. Go to my house, and look at the boy – he is not well even now.” – “Oh, never mind”, sagte er, “go ahead to your work.” – “I would not work for a man, who doubts my word, and believes what a jealous liar tells him.” –

Nun zog er andere Saiten auf, und versuchte die Sache zu beschönigen. Daraufhin ging ich, einigermaßen berechtigt, an die Arbeit, jedoch mit der Bemerkung, dass ich lieber aufhören wolle, wenn man mir kein Zutrauen entgegen bringe, und auf solche Art meine Ehre antasten wolle.

Es war in mir der Deutsche erwacht, der in seinem Amt und Beruf seine volle Leistungsfähigkeit einsetzt, und nicht, wie der eingeborene Amerikaner, zuerst danach fragt: „How much Money can I make?“

Wohl ging ich wieder an die Arbeit, doch nicht mit derselben Freudigkeit wie früher, wo ich immer der Erste und der Letzte gewesen war, und oft bis spät in die Nacht dageblieben, nur um gewissenhaft meine Pflicht zu erfüllen.

Nun war mir die Geschichte auf einmal verleidet, und als sich Gelegenheit bot, ein Grocery-Geschäft von einem Landsmann Namens Geo. Sanen, der Krankheit halber verkaufen musste, zu erstehen, bedachten wir uns nicht lange, und uebernahmen das Geschäft.

Es war an der 12<sup>ten</sup> Str Boulevard, nahe Robey St. gelegen, und mussten wir mit der Wohnung dorthin ziehen. Als ich der Firma Underwood erklärte, dass ich Ende des Monats austreten würde, war Mr. Robbins sehr ueberrascht, und wollte mir die Idee ausreden. Er liess mich nur ungerne fort, und bot mir zu guterletzt eine Gehaltszulage an. – Allein, es half ihm nichts – es stand bei mir fest, einmal wieder unabhängig zu werden. – Ich war fertig mit dem Packinghouse für immer, – wie ich damals dachte – was sich jedoch in der Zukunft nicht bestätigte.

So trafen wir nun Anstalten, uns in die neuen Verhältnisse einzurichten. – Das „Moven“ war bald geschehen, nur das Arrangiren der Möbel war schwierig, da wir hinter dem Store nur drei Zimmer hatten. Meine liebe Frau wusste es aber so einzurichten, dass es bald ganz gemütlich war. Schwager Busch, der zufällig auf Besuch bei uns war, griff wacker mit zu, und so ging alles schnell vor sich. Nun

nahm ich Abschied von allen meinen Freunden und Mitarbeitern im Packinghouse. Auch von Mr. Underwood selbst, den ich immer hochgeachtet, denn von allen grossen Geschäftsmännern, die ich je kennen gelernt habe, war er wohl der redlichste – und christlichste. – Er wünschte zu meinem Vorhaben Glück – aber, so sagte er, sollte es fehlschlagen, so ist dein Platz hier immer offen. Ich dankte ihm, und ging.

#### Capitel VIII

Am nächsten Tage uebernahm ich selbstständig das Geschäft. Als Aushilfe blieb vorläufig die Nichte Mr. Sanen's, deren Eltern im oberen Stock desselben Hauses wohnten, bei uns.

Anna Boss, so hiess sie, war ein gutes Mädchen, und gut im Geschäft, nur stand sie zu sehr unter dem Druck ihrer Mutter, deren Character ich hier nicht näher beschreiben möchte. Nur soviel sei gesagt, dass der Waaren-Vorrath zwischen der Zeit unseres Ankaufs und Uebernahme sich auffällig vermindert hatte.

Ich fuhr nun jeden Morgen in die Stadt um einzukaufen, und das nothwendige Gemüse etc. herbei zu schaffen. Einige Male in der Woche ging ich auf die Südseite, um mir dort bei den alten Nachbarn und Bekannten Kundschaft zu verschaffen. Es gelang mir auch im Verlauf einiger Monate eine gute „Order Route“ aufzumachen. Ich konnte zweimal wöchentlich eine ganze Wagen-Ladung Groceries abliefern.

Auch im Store, der von Mr. Sanen in letzter Zeit ziemlich verwahrlost gehandhabt worden war, mehrte sich die Kundschaft.

Meine Frau lernte sehr bald den Store zu tendern, und so kamen wir denn allmählich ein wenig vorwärts, und waren zufrieden. – Die Kinder gingen nunmehr alle drei in die Luth. Gemeinde-Schule des Pastor Hoelter.

Mr. Sanen war einige Wochen, nachdem wir ihm den Store abgekauft hatten, gestorben. Was er noch an Vermögen hatte, musste er seiner Schwester, Mrs. Boss, testamentarisch hinterlassen.

Um diese Zeit war es auch, dass der langjährige Bürgermeister Chicago's – Carter H. Harrison – der Leiter der dazumal tagenden Welt-Ausstellung – Columbian World Exposition, 1893 – vor seiner Thür von einem halb verrückten Aemterjäger meuchlings erschossen wurde. – Am Tage des Begräbnisses fuhr ich mor-

gens nach der S. Water St. – Bei der Heimfahrt hatte ich ueber drei Stunden Aufenthalt, da alle Strassen mit Fuhrwerken die zum Begräbnis wollten, blockiert waren.

Es vergingen so etwa drei Jahre, dass es uns, trotz der langen Stunden und vielen Arbeit ganz gut gefiel. – Wir hatten uns, nachdem uns das Buggy von Sanen gestohlen worden war, ein grösseres und besseres angeschafft, und fuhren fast jeden Sonntag Nachmittag spazieren nach Lincoln, oder sonst einen Park oder zu den Verwandten, und oft auch nach Waldheim. Dies war für meine Frau und den Kindern ein grosses Vergnügen.

Ich hatte schon das dritte Pferd. Das erste hatte ich abschaffen müssen, wegen eines eklichen Geschwürs, was ich beim Ankauf von Mr. Sanen uebersehen haben musste. – Ein zweites kaufte ich in den Stockyards für \$75<sup>00</sup>. Es war eine kaum dreijährige graue Stute, und noch nicht recht eingebrochen. Sie scheute leicht, und hatte ich in der ersten Zeit meine liebe Last mit ihr.

Als sie nach etwa sechs Wochen ziemlich zuverlässig geworden war, hatte sie eines Morgens eine etwa kopfgrosse Anschwellung an der Bauchgegend. – Ich dachte es rühre von einem Druck des Geschirrs her. Diese Ansicht hatte auch ein recht Pferde kundiger Nachbar, der mir empfahl, die Stelle mit Salz und Essig einzureiben. Ich that dies, und nach zwei Tagen hatte sich die Geschwulst bis auf die Grösse einer Walnuss verringert.

Ich spannte das Pferd wieder ein, doch nach einigen Stunden sah ich schon, dass das Thier Schmerz hatte, und brachte es wieder in den Stall. – Am nächsten Morgen stand es da mit vorgestrecktem Hals, und war ganz steif. – Obgleich ich noch nie ein Pferd, das von Kinnbackenkrampf, oder „Lockjaw“ befallen war, gesehen hatte, dachte ich doch sofort, dass dies mit „Dolly“ der Fall sein müsse.

Ich liess den Thierarzt kommen, und dieser bestätigte meine Befürchtung. Er wandte alle Mittel an, die damals bekannt waren, aber es half nichts. – Sie stand da, und musste hungern, denn fressen konnte sie nicht mehr – kaum noch etwas saufen. Jedesmal wenn ich den Stall betrat, fing sie so jämmerlich zu wiehern an, dass ich es am dritten Tag nicht länger aushielt.

Der alte Doctor wusste wie sehr wir, und namentlich die Kinder an dem Thiere hingen, und mochte nicht sagen, dass keine Hoffnung sei, es wieder zu curiren. – Ich frug ihn, was er

thun würde, wenn es sein Pferd wäre. Er sagte „I would have her shot.“ – Das genügte. Ich ging zur Polizeistation und ersuchte den Sergeant mir einen Mann zu schicken, um das Thier zu erschiessen. Gleich nachher erschienen ein Paar Polizisten. Ich führte sie in den Stall. Einer wollte sofort das Pferd töten, da er meinte, es wäre nicht im Stande aus dem Stall hinaus zu kommen. – Ich sagte ich wolle es versuchen. Dabei legte ich das Geschirr lose auf, band es los und sagte „Come on, Dolly“, und das arme Thier ging rückwaerts, Schritt für Schritt, so schwer es ihm auch wurde, aus dem Stall. – Ich führte es denn eine Strecke fort durch die Alley, auf einer leeren Baustelle, und die Blauröcke thaten den Rest.

Als die Kinder aus der Schule kamen, waren sie fast so untröstlich, als wenn ein liebes menschliches Leben dahin gegangen wäre. – Ich untersuchte noch einmal die wunde Stelle, und fand darin einen Glassplitter. – Nun wusste ich auch, wie das Unglück geschehen war. – Ich hatte nämlich in voriger Woche verschiedene Kisten, in Heu verpackter Lampen gläser ausgepackt, und das Heu, worin sich wohl noch Stücke zerbrochener Gläser befunden haben mögen, als Streu im Stalle benutzt. – Da hatte sich beim Niederlegen des Pferdes ein Splitter in die Haut eingebohrt. Hätte man gleich die Ursache entdeckt, so hätte ich wahrscheinlich das Thier nicht verloren.

Nun kaufte ich einen, schon etwas in die Jahre gehenden Schimmel, für \$30<sup>00</sup>. – „Charlie“, wenn auch nicht so schön wie Dolly, war ein gutes Thier, treu und vor nichts bange.

Wir gewannen ihn recht bald lieb, zumal er auch ein recht guter Traber war, und wenn im Buggy gespannt, nicht leicht einen vorbei liess. Wir hatten ihn mehrere Jahre, auch noch zur Zeit, als wir das Geschäft ausverkauften.

Dies kam sehr unerwartet. Obleich die Geschäfte seit der Zeit als die Eisenbahner an den Streik gingen im Jahr 1897 viel zu wünschen uebrig liessen, und unsere Bücher sich mit vielen Rechnungen, die später nicht ein zu kassiren waren, anfüllten, denn unter den Eisenbahnern hatten wir viele Kunden, die monatlich zahlten, und uns nachher schändlich durchgingen, hatten wir doch eigentlich im Sinn das Geschäft zu verkaufen.

Seite 157

Doch da kamen eines Tages zwei junge Männer, die bei einem benachbarten Grocer als Clerks im Dienst standen, und frugen ob wir den Store nicht verkaufen wollten. – Sie hätten im Sinn, selbstständig zu werden, und weil sie in der Nachbarschaft gut bekannt wären, hätten sie gerne unser Geschäft.

Ich hielt es zuerst für einen Scherz, und wollte nicht darauf eingehen. – Doch als sie mir \$1200<sup>00</sup> in Cash boten, sagte ich, wenn sie mir \$1500<sup>00</sup> bezahlen wollten, würde ich mir die Sache ueberlegen. Zuerst war es ihnen zu viel, aber nach einigen Tagen wurden wir handelseinig. – Wir erhielten die ganze Summe in Baar, und ich uebergab ihnen den Store, sammt Zubehör.

Die neue Firma führte den Namen „Wütherich & Hauschild“. Ein mehr abschreckender, als einladender Name, meinst du nicht, lieber Leser?

Ich beglich nun alle meine Rechnungen, doch von unserem ausstehendem Guthaben konnte ich nur wenig einkassiren.

Wir verlegten unsere Wohnung nach dem 2<sup>ten</sup> Stock des Hauses, doch nur vorläufig, da wir wieder in unsere Cottage zu ziehen gedachten.

#### Capitel IX

Und was nun? – Wieder einmal war ich ohne Beschäftigung. Jedoch nicht mittellos. – Vorerst hatte ich noch zu thun mit Rechnungen einzutreiben. Dies war nun um so schwieriger, da die schlecht zahlenden Kunden wussten, dass, da wir den Store verkauft hatten, nichts mehr von uns zu borgen sei. Schließlich uebergab ich die ganze Sache einem professionellen Collector, gegen Abgabe von 25% des eingegangenen Geldes. – Er konnte aber auch nicht viel ausrichten.

Nach reiflicher Ueberlegung entschloss ich mich, ein Fleischgeschäft zu etabliren, und zwar, nur Wholesale zu verkaufen.

Ich rentete einen Theil des Stores eines Commissions-Geschäfts am West Randolph St. (Haymarket), und liess es für meinen Bedarf einrichten. – Sodann kaufte ich ein gutes Pferd und einen guten Topwagen. – Nun legte ich meinen Vorrath ein, von geräucherten Hams, Bacon, allerlei Wurst, und namentlich gekochten Schinken und Lard.

Einen Stall hatte ich in der Nähe unserer Wohnung gemiethet, und fuhr nun jeden Morgen zum Store, versäumte aber nicht,

schon unterwegs an Grocery und Butchers zu verkaufen. Um Mittag war das Hauptgeschäft am Markt vorbei, und hatte ich dann Zeit, wieder neue Kunden aufzusuchen.

Es stellte sich indessen bald heraus, dass im Store nicht viel zu thun war, und ich meine Zeit ausserhalb desselben nutzbringender anwenden konnte. – So engagierte ich denn einen jungen Mann für den Store, und fing an, mir eine gute „Meat Route“ aufzumachen. So blieb es etwa sechs Monate lang.

Die Route wurde besser, aber im Store ging es nicht nach Wunsch. Da nun die Inhaber des anderen Theils desselben, mir auch noch die Rente erhöhen wollten, gab ich ihn auf.

Mittlerweile hatten wir an unserer Cottage zwei Zimmer, und zwei Schlafstuben aus Brick vorbauen lassen. Wir zogen wieder in unser Eigentum ein, nachdem ich gleichfalls einen grossen Stall hatte ausführen lassen.

Es war unser Glück, dass uns dieser Einfall gerade damals kam. – Nämlich die Firma, wo wir unser Geld deponirt hatten, „Schaar & Koch“ fallirte einige Tage nachdem wir etwa \$1500<sup>00</sup> gezogen hatten, um die Baukosten zu bezahlen. Viele Bekannte und Nachbarn von uns, die gleich uns grosses Vertrauen zu dieser Firma gehabt hatten, verloren ihr ganzes Hab und Gut. – Schaar hatte das Geld der Leute in Minen-Speculationen verloren und brannte durch, und liess Franz Koch, der wohl ein ehrlicher Charakter war, aber sich selbst von seinem Partner hatte hereinlegen lassen, die Suppe auslöffeln.

Nun hatten wir wieder ein schönes Heim, und alles ging nach Wunsch, da mein Geschäft mindestens ebenso viel einbrachte, als ich früher verdient hatte. – Ich kaufte sehr viel meiner Waare von meinen früheren Arbeitgebern – die Firma hiess jetzt „Viles & Robbins“ – beide Schwiegersöhne von Mr. P.L. Underwood. Diese waren nun immer hinter mich her, wieder meine Stellung bei ihnen aufzunehmen. – Es ging gegen den Winter, und da sie mir mehr Lohn anboten als ich früher erhalten hatte, nahm ich eines Tages an, indem ich vorläufig mein Geschäft beibehielt. Zu diesem Zweck stellte ich einen Mann, Namens Klein, an, um die Kunden zu versorgen. – Nicht lange aber währte es, bis ich einsah, dass auf diese Weise nichts zu machen sei. – Klein kam Abends oefters betrunken heim, und war gewöhnlich an seinen Accounts zu kurz. Dieser Wirtschaft

Seite 159

satt, entliess ich ihn, und verkaufte später das Pferd. Wagen und Geschirr behielt ich.

Wieder in meinem alten Element, nämlich als Inspector und Aufseher über Smoke-House und Packing-Department installiert, fand ich mich bald wieder zurecht. – Doch waren seit meiner Abwesenheit viele Neuerungen im Betriebe ausgeführt worden. Viele derselben stimmten mit meinen Ansichten nicht überein.

Daher kam es, dass Mr. Geo. Constantine, ein früherer Engineer, jetzt aber zum Superintendent avancirt, und ich manchmal recht ernste Auseinandersetzungen hatten. Da liess mich Mr. Robbins eines Tages rufen, und erklärte mir, ich solle die „City Salesman“-Stelle uebernehmen, gegen Commission, und garantirtem Minimum-Verdienst von \$15<sup>00</sup> Dll. per Woche.

Zwar hätte ich am liebsten sofort meinen Abschied eingereicht, weil ich es als eine Intrige von Mr. Constantine ansah, der mich gern wieder los sein wollte. Jedoch, ich nahm die Offerte vorläufig an. Wider mein Erwarten ging die Sache sehr gut, denn ich gab mir viele Mühe, möglichst viel zu verkaufen, und war früh und spät mit Pferd und Wagen, oder Buggy unterwegs. Ich brachte meine Commission auf über \$150<sup>00</sup> per Monat.

Das war meinem lieben Freunde Constantine wieder nicht recht, und er versuchte auf jede Art und Weise meinen Verdienst zu schmälern. Erst setzte er die Raten für Commission herab. Dann brachte er mir, für Ablieferung der Waaren per Team dafür \$3<sup>00</sup> resp. \$5<sup>00</sup> Dlls. in Rechnung.

Dies führte wieder zu Reibereien, und ich entschloss mich dazu, wieder auf eigene Faust Geschäfte zu thun. – Wagen und Geschirr hatte ich noch, ich brauchte also nur ein Pferd zu kaufen.

Ich setzte Mr. Robbins und auch Constantine von meinem Vorhaben in Kenntniss, zugleich mit dem Ersuchen, meinen etwaigen Nachfolger mit mir über die Route zu schicken, damit er mit der Kundschaft bekannt würde. – Das hatten sie nicht erwartet, und sagten auch nichts dazu.

Als aber der Monat bald zu Ende ging, ersuchte ich Mr. Constantine nochmals, jemanden mit mir zu schicken, da sonst Schwierigkeiten eintreten könnten, woran ich alsdann keine Schuld trüge.

Da meinte er, sehr arrogant, wenn ich so auf einmal aufhören wolle, wäre ich auch für immer mit der Firma fertig; worauf



Seite 160

ich erwiderte, dass ich ihn noch nie um eine Anstellung gefragt hätte, und dies auch nie tun würde. Dann beauftragte er einen früheren Teamster mit mir zu fahren, und dass war endlich mein letzter Tag im Dienste der „Omaha Pckg Co“.

#### Capitel X

Ein Pferd hatte ich schon gekauft, und zwar, wie sich später herausstellte, das beste was ich je besessen habe. Er hiess „Bob“, und war ein guter, starker Wallach, dunkelbraun und sieben Jahre alt. – Nun kaufte ich eine gute Partie allerhand Fleischwaaren und Delicatessen, und suchte meine alten, sowie viele neue Kunden auf. – Das Geschäft ging ziemlich gut, und der Profit war befriedigend. Auch wurde meine Gesundheit, die durch den zweimaligen Angriff von Tyhoid-Fieber, wobei ich beim letzten Mal kaum mit dem Leben davonkam, sehr gelitten, sodass ich seitdem nie wieder so recht derselbe war, jetzt wieder robuster.

So vergingen denn wieder einige Jahre. Unsere Anna hatte mittlerweile das College absolviert, und war als Stenographistin in ein grosses Geschäft thätig. Hattie folgte ihr nach. Auch Wilke hatte schon die Grammar-Schule hinter sich. – Beide hatten „cum laude“ ihr Abgangszeugnis bestanden, und erhielten die höchsten Diploma's.

Unser Wilke sollte nun eigentlich die Hochschule besuchen, aber während der Ferienzeit suchte er sich Arbeit. Er hatte das Glück eine gute Stellung in der Office eines Manufactur-Geschäfts zu erhalten, und bekam gleich 7 Dollars per Woche.

Als nun die Ferienzeit um war, war er nicht zu bewegen seinen Platz aufzugeben. – Er wollte weiterarbeiten und durch den Besuch von Abendschulen sich weitere Kenntnisse aneignen, was er denn auch ernstlich durchgeführt hat. So liessen wir ihn den Willen.

Nach kurzer Zeit trat er in die J.C. Railroad Office ein, wo er mehr Lohn, und bessere Gelegenheit vorwärts zu kommen, hatte.

So verlebten wir wieder eine Reihe schöner, ruhiger Jahre, bis ich eines schönen Tages eine Gelegenheit sah, ein Grocery & Market-Geschäft, an State, nahe 45<sup>th</sup> St. sehr billig

Seite 161

zu erstehen. Der Store enthielt wohl kein grosses Lager, aber gute, schöne Fixtures, und die Rente war nur 17 Dollars per Monat. – Wir ueberlegten es uns und kauften schliesslich den Store für 250 Dollars.

Da ich mein Fleischgeschäft beibehalten wollte, musste ich den Butcher, Mr. F. Jenkins, welcher schon lange dort war, und ein sehr netter Mann zu sein schien, behalten. Er bekam 12 Dlls. pro Woche und Fleisch für seine Familie.

Unsere Hattie gab ihren Platz als Stenographistin auf, und half mir als Cashier. – Da das Geschäft gleich im Anfang, nachdem wir natürlich viele neue Waaren eingelegt hatten, viel versprach, legte auch unser Wilke seine Stelle in der R.R.-Office nieder, und trat ein als Butcher-Gehilfe. Für seine Gesundheit war es das Richtige, wenn auch vielleicht nicht in anderer Hinsicht.

Diese drei Personen nun, verwalteten den Store, während ich morgens die Einkäufe besorgte, dann meine „Route“ versah, und Abends im Store blieb, während Hattie heimfuhr und der Mutter half. So ging es eine Zeitlang recht gut, aber „Trau, schau, wem“? Ich war von unserem Unterstützungs-Verein als Delegat zur Versammlung der Grossbeamten erwählt worden, und musste nun auf einige Tage nach Peoria reisen, um demselben beizuwohnen.

Als ich zurückkam, fand ich zu Hause nur Onkel Gerhard u. Margarethe vor, die zur Zeit bei uns weilten, vor. Letztere sagte mir: „Geh nur gleich nach dem Store, da ist etwas vorgefallen!“ – Ich machte mich sofort auf den Weg.

Dort angekommen, fand ich nur Hattie und Wilke vor. Mr. Jenkins war mit zerhacktem Daumen vor etwa einer Stunde fort gegangen. Er war, wie Wilke sagte, betrunken gewesen, und hatte sich mit dem Fleischbeil in den Daumen gehackt. Weiter erfuhr ich, dass er uns auch schon lange Zeit systematisch bestohlen hatte.

Es verhielt sich nämlich folgendermassen. Da wir so weit vom Geschäft entfernt wohnten, hatte Mr. Jenkins jeden Morgen den Store aufgemacht, etwa um 6 Uhr morgens, während Wilke um 7 Uhr, und Hattie etwas später dort eintrafen. Ich selber kam mit dem Wagen erst gegen Mittag

Seite 162

hin, da sich das nicht anders machen liess wegen des Einkaufs, und auch des Fleischgeschäftes wegen.

Wir alle schenkten Mr. Jenkins volles Vertrauen, und er hatte immer einen Schlüssel zum Store.

Als nun Wilke eines Morgens einen halben Block vor dem Store war, begegnete ihm eine Kundin, die einen ganzen Arm voll Waaren trug. Er grüsste sie, und sie sagte im Spass „You ought to get here a little sooner. Mr. Jenkins gets too busy all alone in the mornings. I bought about 3 Dollars worth myself.“ – Als Wilke nun in den Store kam fand er in den Cashdrawer etwa 25 cents mehr als den ueblichen Dollar in “small change”, den wir immer daliessen. – Er sagte nichts, kam aber am nächsten Morgen ganz früh, und ueberzeugte sich, dass jene Frau die Wahrheit gesprochen hatte, denn schon vor 7 Uhr waren ueber 5 Dollars eingekommen.

Da lief ihm denn die Galle ueber, und er sagte es Mr. Jenkins gerade ins Gesicht, was er von ihm hielt, und dass er es mir sagen würde, sobald ich zurück käme. – Dieser machte nun schwache Versuche sich zu vertheidigen, und ging dann hin und betrank sich in solchem Maase, dass er unfähig wurde dem Geschäft vorzustehen, bis er sich an dem Morgen meiner Rückkehr den Finger verletzte.

Natürlich kam er erst nach etwa einer Woche wieder, und wollte Abbitte thun und versprach sich zu bessern. – Ich aber wollte von ihm nichts mehr wissen, gab ihm einen vollen Wochenlohn und hiess ihn gehen.

Leider bin ich Menschen vom Schlage des Mr. Jenkins mehr als einmal unter den Amerikanern begegnet. Es giebt deren viele hier. Ohne festen Character zu besitzen, beschliessen sie, meistens in Form eines lüderlichen, unmässigen Lebenswandels, das Blatt zu wenden, und werden dann anscheinend Ausbünde von Tugendhelden. Doch der geringste Anlass, oft, so wie im vorliegenden Falle durch eigene Schuld hervorgebracht, führt sie wieder dem Laster in die Arme. Auch Mr. Jenkins sah ich einige Monate später als ganz heruntergekommenes Subject in den Strassen herumlungern. – Sehr zu bedauern sind nur die Familie solcher „Männer“ (wo es sich um Verheirathete handelt). Wir fanden nach kurzer Zeit Ersatz für den „Butcher“, und Wilke hatte auch schon viel gelernt, und konnte im Nothfalle dem

„Market“ sehr gut allein vorstehen.

War aber unser Motto im Anfang „We sell for Cash only“ gewesen, so kam nun die Zeit, wo die Cash-Kundschaft immer weniger, und die Credit-Kunden immer zahlreicher wurden. Beim besten Willen war es uns unmöglich, in dieser Nachbarschaft, nachdem wir erst bekannt geworden, das Cash-System aufrecht zu erhalten. – Wieder wie an der 12<sup>ten</sup> Strasse, kam es soweit, dass wir viel Geld durch die schlechten Bezahler verloren, und wir einsahen, dass Ausverkauf das Beste wäre. – Und so geschah's – freilich diesmal mit Verlust mehrerer Hundert Dollars.

Wilke war schon einige Monate vorher in seinen alten Posten eingetreten, und Hattie war verlobt mit W<sup>m</sup> Gareiss, und blieb zu Hause. – Mein Fuhrwerk und Fleisch-Geschäft behielt ich noch einige Zeit, dann verkaufte ich auch dieses, und nahm eine Agentur als Lebens-Versicherungs-Agent für den I.O.M.A. („Independent Order of Mutual Aid“) an.

Mein Salair wurde auf \$75<sup>00</sup> per Monat festgesetzt. Ausserdem bekam ich eine Commission für jedes neuangeworbene Mitglied. Nun konnte es los gehen. Zuerst reisste ich nach East St. Louis, wo ich noch viele Freunde hatte, und es gelang mir dort eine neue Nummer des Ordens (25 Glieder) zusammen zu bringen. Auch in Mascontah u. in Belleville hatte ich Glück und traf dort noch viele alte Bekannte aus der Zeit als ich in diesen Counties als reisender Fleischhändler viel herumkam.

Im Ganzen konnte ich mit meinen Einkünften zufrieden sein. Schwer aber wurde es mir fast immer von Daheim fort zu sein. Manchmal Monate lang. Ich ging oefters nach unseren alten Nachbarn Anderson's. Dieser hatte die Zeit des Aufschwungs in East St. Louis gut ausgenützt und war sehr wohlhabend geworden. Namentlich hatte sich die Gegend wo wir damals unser Häuschen gebaut hatten sehr verbessert und war zum besten Viertel der Stadt geworden, d.h. für Privat-Wohnungen. Ich hatte mir während meines Aufenthaltes

Seite 164

der mehrere Male wochenlang anhielt, ein möbliertes Zimmer gemiethet, und nahm meine Mahlzeiten in einem Restaurant. Sonntags ging ich zuweilen ueber den Mississippi nach St. Louis um Verwandte zu besuchen. Einmal besuchte mich auch unser Sohn Wilke, dem ja die Reise als Angestellten der Bahn nichts kostete. Auch Henry Brenstein aus Bergen, Mo., besuchte mich einmal. Während dieser Periode war ich eigentlich niemals recht zufrieden. Ich mochte nicht so oft von Daheim fort sein, und auch sonst sagte mir diese Beschäftigung nicht zu.

#### Capitel XI

Nun kam die Zeit der Hochzeit unserer Tochter Henriette, nämlich am 20<sup>ten</sup> Sept. 1905. Es wäre uns lieber gewesen, wenn die Beiden noch etwas gewartet hätten. Doch William Gareiss, ihr Verlobter hatte sich ein neues Haus an Wallace Str. gebaut, und sein Geschäft dorthin verlegt und wollte nicht länger warten.

Es gab eine grosse Hochzeits-Gesellschaft bei uns. – Sie wurden in der alten Kirche Pastor Lochner's getraut. Diese war ganz voll gepropft mit Gästen und neugierigen Bekannten. Nach dem Hochzeitssmause reisste das junge Paar ab um eine kurze Hochzeitsreise zu geniessen, und zogen dann in ihr neues Heim ein. Die alte Mutter Gareiss blieb fürs erste bei ihnen. – Diese Hochzeit und unsere silberne Hochzeit, die im Jahre 1901 stattgefunden hatte, waren die grössten Feste die wir in unserer Cottage gefeiert haben. Es waren beide Male über 200 Personen anwesend. – Ja, ja, da gings hoch her!

Mit der Zeit gab ich das Reisen nach St. Louis mehr und mehr auf, und suchte in Chicago und näherliegenden Ortschaften Geschäfte zu machen. Doch auch dies hatte seine Schwierigkeiten, da es unter den verschiedenen Lebensversicherungs-Gesellschaften so viele gibt, die ihre Raten so niedrig gestellt haben, dass ein Fortbestehen des betreffenden Ordens mehr als zweifelhaft scheinen muss. Nun geschah es im Jahre 1906 dass eine gründliche

Fleisch-Inspection, von der Regierung der Vereinigten Staaten Nordamerica's ausgehend, zu Stande gebracht werden sollte. Zu diesem Zweck wurde ein Aufgebot an alle in diesem Fach bewanderte Maenner erlassen. Man solle sich zu einer Examination vor dem Civil Service Com.einfinden, nachdem man sich der Behörde in Washington gemeldet, und von dort die Aufforderung erhalten, u. die sich darauf beziehenden Blanks zufriedenstellend ausgefüllt habe.

Von allen Seiten wurde ich dazu gedrängt, namentlich auch von Familienglieder, mir diese Gelegenheit zu nutze zu machen, da die Fleischinspection ja mein eigentliches Metier sei. Da letzteres thatsächlich der Fall war, und ich mich in dieser Hinsicht ganz sicher fühlte, beschloss ich eines Tages, ohne dass ich im Sinn hatte eine Stellung anzunehmen, da mein derzeitiges Geschäft immer noch erträglich war, die Examination zu machen, nur mehr zum Spass und um zu sehen mit welchem Erfolg ich davon kommen würde.

Auch Bruder Henry hatte sich angemeldet und machte schon einige Tage vorher das Examen. Ich folgte seinem Beispiel, und wartete dann der Dinge die da kommen sollten.

Schon nach einigen Wochen erhielt ich, und ein Paar Wochen später auch Br. Henry die Nachricht, dass wir zu einer Anstellung als Gov't Meat Inspector berechtigt seien. Ich hatte sogar mit einer Rate von 91° bestanden – 70° waren als genügend erachtet.

Etwa einen Monat nach meiner Prüfung, es war am 17<sup>ten</sup> Sept. 1906, wurde ich ersucht mich dem Chief des Bureau of Animal Industry in Chicago, Herrn Dr. E.S. Bennett vorzustellen. Br. Henry hatte zwei Wochen später dasselbe Glück.

Ich wusste nicht, sollte ich hingehen oder nicht. Ich erwog die Möglichkeiten reiflich, und kam zu dem Entschluss, die Anstellung anzunehmen, und dabei meine Thätigkeit im Versicherungswesen zunächst noch beizubehalten, und meine freien Abende dazu zu verwenden.

Seite 166

So befand ich mich denn am nächsten Morgen in der Office des Herrn Dr. S.E. Bennett, im Exchange Building in der Stock Yards. – Nachdem er mir noch verschiedene Fragen vorgelegt, und ich den Amtseid geleistet hatte, ersuchte er mich am folgenden Morgen um 7 Uhr am Platze zu sein.

Ich erklärte ihm dass ich so schnell nicht anfangen könne da ich noch erst andere Geschäfte abzuwickeln hätte, worauf er mir drei Tage Zeit gab, d.h. bis zum nächsten Montag morgen, den 17<sup>ten</sup> Sept. 1906.

## Capitel XII

Pünktlich, zur festgesetzten Zeit, war ich zur Stelle. Dr. Bennett stellte mich dem Assistant Chief, Herrn Dr. Fleming vor, und dieser brachte mich nach der sogenannten Midway Office.

Hier wartete ich mit noch einigen Anderen bis etwa 10 Uhr.

Dann kam er und brachte mich und noch einen jungen Mann Namens John Stone, per Buggie nach der North American Packg. & Prov. Co. in Packingtown.

Er gab uns weiter keine Instructionen, und da das neue Gesetz nicht vor dem 1sten Oct. 1906 in Kraft trat, bestand unsere ganze Beschäftigung darin, uns in dem Establishment zu orientiren, sowie die Gov't Rules & Regulations zu studiren. Nach Verlauf einiger Wochen stellte sich heraus, dass es an Inspectors fehlte um alle Plätze, wo Gov't Inspection nothwendig wurde, zu besetzen, und es wurde mein Partner anderswo hin gesandt, und ich hatte die Aufsicht allein.

Es war ein grosses Gebiet, und für einen Mann fast zu viel. Ich musste in zwei grossen Gebäuden, die etwa drei Blocks von einander entfernt waren, meine Augen ueberall offen halten, und buchhalten, und „Reports“ für die Hauptoffice in Washington D.C. ausstellen ueber alle Waaren die einkamen, oder versandt wurden. Alles musste nach den Regeln der neuen Gesetze inspiciert, verpackt und gestempelt werden. So hatte ich dann die meiste Zeit vollauf zu thun.

Allerdings war es keine halsbrecherische Arbeit, doch war die Verantwortung gross. Denn sollte z.B. verdorbenes Fleisch, oder auch nur nicht mit einem Gov't Meatstamp versehene Pakete oder nicht versiegelte Cars von einem Establishment ausgehen nach einem Andern, und wurden dort dann nicht in Ordnung befunden – so lag die Verantwortung auf dem betreffenden Inspector.

Seite 167

Doch es ging mir gut damit, und wurde ich auch mehr und mehr an die Arbeit gewöhnt, so dass es mir dort ganz gut gefiel.

Als meine sechsmonatige Probezeit herum war, erhielt ich meine permanente Anstellung. Im nächsten April hatte ich meine ersten Ferien. Es war nämlich in den Gesetzen vorgesehen, dass jedem Angestellten jährlich 15 Tage Ferien, und auch 15 Tage Abwesenheit in Krankheits-Fällen gewährt wurden.

Während dieser ersten Ferien nun, im Jahre 1907, stellte sich ein Ereigniss ein, dessen Folgen für mich und meine Familie von weittragender Bedeutung werden sollten.

Es war an einem Sonntag als in der lutherischen Kirche die Feier des 100jährigen Geburtstages Paul Gerhard's, des grossen Kirchendichters gefeiert wurde.

Ich mit der ganzen Familie, sowie Br. Henry und W. Brenstein mit Familien, waren vollzählich versammelt in Pastor Lochners Kirche, und hörten seiner recht schönen Predigt zu. – Ja, es war eine gute, der Gelegenheit angemessene Rede, die von seinen Lippen floss, ausgenommen der Schluss desselben. Der lautete wie folgt: „Paul Gerhard war der grösste Lieder-Dichter der lutherischen Kirche, und nur wir Lutheraner haben das Recht seine Gesänge zu singen. Viele derselben sind in anderen Sprachen uebersetzt und werden auch in andersgläubigen Kirchen, ja sogar in jüdischen Synagogen gesungen. Doch sie haben kein Recht dazu, und wenn auch hier Vereins- und Logenbrüder dieselben singen – sie singen allein – und nicht mit uns.“ –

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. – Wie andächtig hatte ich dem Gottesdienste beigewohnt, und der Predigt aufmerksam gelauscht. – Und nun dieser Schluss. Sollte dies ein Fehdehandschuh sein, der mir hingeworfen wurde?

Wohlan, ich nahm ihn auf! Wäre es in einer Versammlung gewesen, und nicht in der Kirche, wo der Pastor allein das Recht zu reden hat, so hätte ich meine Ansicht auf der Stelle kundgegeben. Doch ich behielt mich im Zaum.

Als die Kirche aus war, sagte ich zu meiner Frau, „So, das ist das letzte Mal, dass ich in Pastor Lochner's Kirche gehe!“ Sie meinte, das hätte sie erwartet, und wundere sich nur, dass ich nicht sofort hinaus gegangen wäre, wozu ich jedenfalls grosse



Seite 168

Lust gehabt hätte. – War ich etwa schlechter, weil ich vor 20 Jahren einem Versicherungs-Orden beigetreten war, nur zu dem Zwecke, dass meine Familie nicht ganz ohne Mittel sei, im Fall mir etwas Menschliches zustossen sollte?

Der Herr Pastor wusste dies, schon an zwanzig Jahre, von mir selber, und meinte damals, dass ich unter den obwaltenden Umständen zwar nicht „stimmfähiges“ Mitglied seiner Gemeinde werden könne, sonst aber von nichts ausgeschlossen sei. Ich verzichtete auf die „Stimmfähigkeit“ und zahlte die monatlichen Beiträge wie jeder Andere.

Meine Kinder waren alle in der Gemeindeschule erzogen, und von dort aus confirmirt worden – erst dann besuchten sie die „Public Schulen“. – Alle drei, wie auch wir selber gingen fleissig zur Kirche. – Noch bei der Hochzeit unserer Tochter Henriette hatte ich dem Herrn Pastor, auf seine Erkundigung hin, was ich jetzt betriebe, gesagt dass ich Agent für den Lebens-Versicherungs-Orden sei.

Und nun kam die grosse Umwälzung in unseren kirchlichen Verhältnissen, als die notgedrungene Folge der Rede Pastor Lochners.

Am zweiten Sonntag darauf sagte ich: „Ich gehe heute zur Kirche, doch ich werde zur Evangelischen Kirche des Pastor Krafft gehen.“ Anna sagte: „Ich gehe mit.“ – So gingen wir beide denn mit diesem Vorsatze aus.

Als wir an der bewussten Kirche anlangten, und schon hinein gehen wollten, sah ich mich um und erblickte ueber der Strasse die Kirche der Ev.-Luth. St. Stephans-Gemeinde.

Ich sagte zu Anna: „Ich habe schon früher von dieser Kirche gehört, die sind lutherisch, lass uns dort hineingehen.“

Gesagt – gethan! Und bis heute noch nicht bereut. Der Pastor, Rev. G.A. Faudrey war ein guter Redner, und sein Text war so fesselnd und ergreifend, dass wir bis zu Thränen gerührt dasassen und uns an seiner Predigt erbauten. –

Freilich, wir waren Fremde und kannten Niemanden aus der Versammlung. Allein, ich beschloss, dort nicht fremd zu bleiben, und ging einige Abende später zur Wohnung des Pastors.

Er war nicht zu hause, doch die Frau Pastorin empfing mich, und frug, ob sie ihrem Gemahl etwas für mich bestellen könnte. Ich sagte, ich sei gekommen, um wegen Aufnahme in die Gemeinde mit ihm zu reden, und fügte gleich hinzu,

dass ich ein Mitglied einer sogenannten „Loge“ sei. Sie meinte das würde nicht schaden, und ersuchte mich um meine Adresse, damit sie ihren Mann zu mir schicken könne. Hiermit war ich gern einverstanden, und ging. Einige Zeit später besuchte uns P. Faudrey eines Abends.

Ich setzte ihm die Sache klar und deutlich auseinander. Er gab seine Ansicht dahin kund, dass wenn ich weiter keine Verbindlichkeiten der anderen Kirche gegenüber hätte, könne ich wegen der Loge seiner Gemeinde getrost beitreten. Er nähme nicht die Loge, sondern den Mann auf, und fand es im Uebrigen ganz lobenswerth, dass ein Mann aus Liebe zu seiner Familie einem Versicherungs-Orden angehöre. Auch ihre, nämlich die Iowa-Synode, hätte ihren Unterstützungs-Verein mit Lebens-Versicherung.

Wir unterhielten uns noch ein Weilchen, und dann ging er, mit dem Versprechen mich baldmöglichst dem Kirchenrath vorzustellen.

Es währte nicht lange, so hatte auch P. Lochner mein Vorhaben in Erfahrung gebracht, und sagte meinem Schwiegersohn, er wolle einmal mit mir sprechen, und würde mich nächstens besuchen. – Und er kam, mitsammt seinem alten Vorsteher Mr. Narten. Ich lud sie ein sich zu setzen.

Er ging denn gleich auf die Sache los. – Er habe gehört, ich habe mich an seiner „Paul Gerhard“-Predigt gestossen, nun habe er dieselbe mitgebracht um sie mit mir zu erörtern. Ich sagte ihm, dass hätte er sich ersparen können, da ich die Stelle die mir missfallen hätte auswendig wüsste, und auch nie vergessen würde. Das führte nun zu einer regen Debatte. Als er schliesslich einsah, dass er mich von der Richtigkeit seines Dogmas nicht ueberzeugen konnte, und von mir erfuhr, dass ich mich der St. Stephans-Gemeinde anzuschliessen gedächte, fuhr er ueber den Pastor Faudrey her, und meinte, der käme ihm immer in die Quere, sodass ich diesen vertheidigen musste, indem ich erklärte, er sei nicht zu mir, sondern ich zu ihm gekommen. – Da fing auch noch mein, bis Dato guter Freund Narten mit seiner Weissheit an, und hielt mir vor, dass ich dieses alles zu verantworten hätte, worauf ich erwiderte, dass dieses ihm nichts angehe. Zu guterletzt kam auch noch unsere Anna,

Seite 170

die im anderen Zimmer gesessen hatte erregt dazwischen, und erklärte dem Herrn Pastor ihre Seite der Affäre, da er ja wissen wollte wie es nun werden würde mit ihr und C. Jorn, einem Sohn seines ältesten Vorstehers. Da meinte er wenn einem die Kinder so übers Maul fahren könnten wolle er gehen – und er ging. Ich war mit ihm fertig, aber er noch lange nicht, wie sich später zeigte, mit meiner Familie.

Zunächst erfolgte die Aufhebung der Verlobung meiner Anna, u. zw. ihrerseits. Der Bruder Karl's war mit einer Tochter P. Lochners verheirathet. Doch die alten Jorns waren gute Leute, und waren sehr betrübt über den Rückgang der Angelegenheit. – Nun wurde auch mein ganz unschuldiger Schwiegersohn, W<sup>m</sup> Gareiss mit hinein gezogen. P.-L.- hatte ihn, trotz seiner gegentheiligen Erklärung, im Verdacht auch ein Logen-Bruder geworden zu sein.

Trotzdem Will, und seine ganze Familie und Verwandtschaft treue Anhänger seiner Kirche, und der Missouri-Synode ueberhaupt, waren, unterliess er es nicht, sich bei jedermann über ihn zu erkundigen, ob er nicht seine Zugehörigkeit zu der verhassten „Loge“ feststellen könnte.

Dies war Will und Hattie, schon ihres Geschäfts wegen, sehr unangenehm. Schliesslich lief dem Will eines Tages die Galle über. Er war zur Zeit Collector der Kirche, und ging zum Herrn Pastor, warf ihm das Cassa-Buch auf den Tisch, und sagte er sei fertig. Weitere Erörterungen verschlimmerten nur die Lage, und er empfahl sich, nachdem er noch erst seine Meinung über „Wölfe in Schafskleidern“ unumwunden ausgesprochen hatte.

Dieses lange Capitel, werther Leser, mag dir vielleicht schon langweilig vorkommen, und die Folgen des oben erwähnten Auftrittes sind so mancherlei, und so weit verzweigt, dass ich derselben hier nicht weiter erwähnen will. Genug davon! Es hat damals manchen der Beteiligten viele schlaflose Nächte bereitet. Viele derselben sind seitdem entschlafen. Friede ihrer Asche! – ich soll ja, der Aussage des Mr. Narten gemäss für alles verantwortlich sein. – Nun, ich habe in der ganzen Affaire meiner Ueberzeugung nach, und mit gutem Gewissen gehandelt, und habe es, Gottlob bis heute noch nicht bereut.

Seite 171

Hat es böses gestiftet, so hat es auch andererseits viel Gutes im Gefolge gehabt, denn nicht nur meine eigene Familie auch viele Verwandte und Freunde von uns haben einen Hafen für ihren, manchmal noch auf schwankenden Wellen umher treibenden Glauben, in unserer nunmehrigen Kirche gefunden. Das hoffe ich, und das weitere muss dem Höchsten, der da das Menschenherz am besten kennt, anheimgestellt bleiben.

### Capitel XIII

Seitdem sind nun schon wieder ueber ein halbes Dutzend Jahre ins Land gegangen. Vieles hat sich verändert. Im Frühjahr 1908 war es, als sich uns eine gute Gelegenheit bot, eine schöne Ecklot, mitsammt nebenan liegenden weiteren zwei Lots, wovon das Mittlere mit einem guten zweistöckigen Hause bebaut war, anzukaufen.

Mit der Hilfe einer kleinen Anleihe, und der Erbschaft meiner lieben Frau, von ihrem Onkel Gerhard in Deutschland, brachten wir den Handel zu Stande. – Bis auf Weiteres verrenteten wir das Haus. Es bringt durchschnittlich 44 Dlls. per Monat ein.

Wir verblieben vorläufig noch in unserer alten Wohnung. Onkel Gerhard u. Margarete, die wieder den Winter über bei uns gewesen waren, hatten sich ein kleines Anwesen im Städtchen Bourbon, Mo., erworben, und zogen nun dorthin.

So ging alles seinen alten Gang, der wohl nur durch frohe Familien-Feste unterbrochen wurde, indem in dieser Periode verschiedene Hochzeiten gefeiert wurden, als da waren: Johnny Brenstein, Chr. Brenstein, sowie Jennie Brenstein.

Auch waren wir seit einiger Zeit Grosseltern geworden. Zuerst erschien der kleine Willie Gareiss, Sohn von Will Gareiss und unserer Tochter Hattie. – Er wurde bald der verhätschelte Liebling der ganzen Familie. Zwei Jahre später wurde Earl Gareiss geboren. – Bei Gareiss schien das Glück eingezogen zu sein – Zwei so liebe Jungens, und dabei ein so blühendes Geschäft, dass sie nach einigen Jahren ein schuldenfreies, werthvolles Eigenthum ihr eigen nennen konnten.

Leider musste es auch hier wieder heissen: „Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.“

Seite 172

Will Gareiss fing an zu kränkeln. Der Arzt, sein Schwager Dr. Ehrmann, verordnete eine Luft-Veränderung. Er reisste ab nach Denver, Colo., und kam nach sechs monatlichem Aufenthalt als geheilt zurück.

Hattie hatte während dieser Zeit das Geschäft allein, d.h. mit Hilfe der Ladenmädchen führen müssen. Auch war der kleine Earl lange bis auf den Tod krank gewesen, sodass beständig eine Nurse um ihn sein musste. Wochenlang waren wir an seinem Aufkommen verzweifelt. Doch er kam mit Gottes Hilfe durch.

Im darauffolgenden Jahr wurde die kleine Gladys Gareiss geboren, bisjetzt unsere einzige Enkelin, und das Herzblatt aller, aber namentlich ihrer Grossmutter. Sie ist ein allerliebstes Kind und wächst schön heran.

Leider sollte es dem armen Will nicht lange vergönnt sein, in der Mitte dieser, seiner so interessanten Familie zu verweilen. Im März des Jahres 1811, nachdem noch am Montag vorher sämmtliche Glieder seiner und unserer Familie sich in seinem Hause zur Feier seines und seiner Frau Geburtstages, die nur einen Tag auseinander lagen, versammelt hatten, und guter Dinge gewesen waren, wobei er selbst der Lustigsten einer gewesen war, sollte er eines plötzlichen Todes sterben. Am Tage nach dem Geburtstagsfeste besuchte er uns an der 67<sup>ten</sup> St., wo wir seit etwa einem Jahre wohnten, nachdem wir unsere Cottage verrentet hatten. Er war guter Dinge, und unterhielt sich lange mit meiner Frau.

Am nächsten Tag kam ich um Mittag nach Hause, da ich einen halben Tag frei hatte. – Wir hatten uns gerade zum Essen hingesezt, als das Telephon klingelte. Meine Frau ging hin und frug an, und war nicht wenig erschrocken, als sie Hatties Stimme vernahm, die nichts weiter sprach als „Come over, quick – Will is dying!“

Was war geschehen? – Welcher Will war es? Der Vater oder der Sohn? – Wir liessen unser Essen stehen und machten uns sofort auf den Weg nach Gareiss Hause. – Als wir nach etwa drei viertel Stunden dort anlangten, fanden wir unseren lieben Schwiegersohn als Leiche. Vor einer halben Stunde war er verschieden. Ein fremder Arzt, der aber auch schon

zu spät gekommen war, stand am Bette. Hattie, die Kinder, und Clara Pooker, die damals die Hausarbeit bei Hattie versah, waren ganz verwirrt, und wussten nicht, was zu thun sei.

Wir benachrichtigten schnell Dr. Ehrmann, und dann die uebrigen Verwandten, die bald einer nach dem Anderen erschienen. – Dr. Ehrmann constatirte, dass Will an „Herzschlag“ gestorben sei. – Er war von der Stadt, wo er wie immer am Dienstag seine Einkäufe zu machen pflegte, kurz vor Mittag heim gekommen. Als sie sich zum Essen nieder gesetzt hatten, wäre er auf einmal fast ohnmächtig geworden. Als seine Frau ihm beispringen wollte, sagte er: „Es ist nichts, lass uns nur essen.“

Gleich darauf meinte er aber, er müsse sich einen Augenblick hinlegen.

Als Hattie nach kaum zwei Minuten nachsehen wollte, lag er schon im Todeskampf, und starb gleich darauf in den Armen einer Nachbarsfrau, die sehr erfahren war, und die Hattie in ihrer Herzensangst schnell herbei gerufen hatte. – Fürwahr, das war ein harter Schlag für die arme Hattie und den drei kleinen Kindern, zumal sie damals sehr kränklich und abgemagert war, und schier den Kopf verloren hatte.

Fürs erste blieben natürlich meine Frau und ich bei ihr, doch sahen wir mit Bangen der Zukunft entgegen. Am nächsten Tag kam Will's Bruder, John wieder her, und wir beriethen ueber das Begräbniss, und machten dann später die nöthigen Vorbereitungen.

Am nächsten Freitag war die Beerdigung. Es ging nach dem lutherischen Friedhof „Bethania“, wo wir Tags vorher einen schönen Begräbniss-Platz ausgewählt hatten. – Pastor Faudrey hielt die Leichenrede. Alle Verwandte und Freunde, deren Will sehr viele gehabt hatte, waren erschienen, und die meisten folgten dem Leichenzuge, sodass es eine beträchtliche Anzahl von Kutschen erforderte um dem geliebten Sohn die letzte Ehre zu erweisen.

Und dann kamen wir zurück. – Lieber Leser, bist du schon einmal nach dem Begräbniss eines, Dir theuren Verschiedenen, in das Trauerhaus zurückgekehrt? Dann weisst Du, welche Ge-

fuehle uns bei solcher Gelegenheit uebermannen, und mit Welch traurigen Empfindungen man die Stätte betritt, wo noch vor so kurzer Zeit Glück und Freude herrschte.

Wie öde schien nun dort alles! Nur die Kinder, die noch zu jung waren um ihren Verlust zu verstehen, waren noch zum sprechen aufgelegt.

Doch was half es, wenn man sich ganz seinem Kummer und Leid hingab – Gehandelt musste werden! – Gareiss hatten nun wohl ihr Haus und ihr Geschäft frei, aber es musste gesorgt werden, dass auch weiterhin Verdienst da war, und war das Einfachste dass das Geschäft weiter geführt würde.

Wir hielten einen Familienrath und kamen zu dem Entschluss, dass wir bei Hattie wohnen bleiben würden, d.h. Ma, ich und unser Sohn Wilke. – Wenn dann George Staehling und Anna, die seit Weihnachten verlobt waren, am 1<sup>sten</sup> Mai anstatt, wie beabsichtigt war, am 1<sup>sten</sup> Juni Hochzeit machten, so konnten die Beiden, ohne Weiteres unsere Wohnung uebernehmen.

Und so geschah es dann, und waren die Verhältnisse, wenigstens vor der Hand wieder regulirt.

#### Capitel XIV

Den Umständen Rechnung tragend, wurde die Trauung George und Anna's in stiller Weise vollzogen. Dann machten sie eine kleine Hochzeitsreise, und zogen darauf in unser „Flat“ ein. Die Einrichtung war ja vollständig vorhanden.

Freilich, so leicht, wie ich dies alles hier hinschreibe, ging das nicht zu. Es wurde uns, im Gegentheil, recht schwer, unser Haus, wo wir gerade anfangen uns heimisch zu fühlen, so schnell wieder aufzugeben. Allein, wir erachteten es als unsere Pflicht, jetzt Hattie zur Seite zu stehen.

Wohl ging das Geschäft seinen Gang, doch sie musste fast den ganzen Sommer bei Anna, wo frischere Luft war, zubringen, um sich einigermaßen zu erholen. – Und Gott half: sie wurde nach und nach wieder stärker, und nimmt noch immer langsam zu.

Es sind nun etwa zwei Jahre, seitdem wir bei ihr einzogen. Die drei lieben Kinder, Willie, Earl und Gladys sind uns ans Herz gewachsen, trotzdem es meiner lieben Frau manchmal fast zu viel wird, denn sie sind sehr lebhaft, und man wird aelter und bedarf mehr der Ruhe, als in früheren Jahren.

Seite 175

Unser Orden, der Mutual Aid of Illinois existirt schon seit Jahren nicht mehr. Nachdem wir 25 Jahre hinein gezahlt hatten, wurden wir durch die Grossbeamten, erst an einem, dann wieder an einen Anderen Orden verkauft.

Das wurde mir zu toll, und ich verliess schon den Orden ehe er ganz zusammen brach, nachdem ich, wenn auch theurere Lebens-Versicherung in einem der regulären, grossen Gesellschaften genommen hatte, nämlich bei der: Metropolitan Life Ins. Co.

Unsere alte Kirche haben wir auch verkaufen müssen, da sich die Glieder immer mehr südlich ankauften oder verzogen, und die alte Nachbarschaft fast gänzlich von Italienern angesiedelt wurde.

– Die neue Kirche ist jetzt eingeweiht worden. Sie befindet sich an S. Sangamon u. 57<sup>th</sup> Str., ungefähr im jetzigen Mittelpunkte der Gemeinde-Mitglieder.

Es ist ein recht stattliches Gotteshaus geworden, hat aber auch viel Mühe, Arbeit und finanzielle Unterstützung von Seiten der Gemeinde erfordert. Doch es muss gesagt werden, dass die Meissten sehr freigiebig beisteuerten.

Vor einem Jahr verliess uns auch unser Sohn Wilke, indem er es machte, wie es seine Väter vor ihm gethan hatten – er heiratete. Seine Frau, Leda, ist die Tochter des Herrn und Frau Chas. Grewe, die ein grosses Putzgeschäft an Wentworth Ave. betrieben, jetzt aber auf ihrer Farm im State Michigan gezogen sind, während Leda, unsere Schwiegertochter das Geschäft auf eigene Hand uebernommen hat.

Wilke ist immer noch Buchhalter der I.C.R.R. Sie kommen gut vorwärts und leben glücklich miteinander. Unser Schwiegersohn George A. Staehling hat seit letztem Sommer einen Drugstore (Apotheke) in der Nähe ihrer Wohnung eröffnet. Ob sich dieses Unternehmen in finanzieller Hinsicht auf die Dauer bewähren wird, ist noch unbestimmt doch wir hoffen es.

Ich habe seit letztem Sommer eine Station in der Nähe unserer jetzigen Wohnung erhalten, nämlich die Beaufsichtigung zweier Canning-Establishments. Es gefällt mir besser als draussen in der Stock Yards.

Nunmehr bin ich mit meinen Aufzeichnungen bis auf die Jetztzeit angelangt. Wenn ich nun einen Ueberblick auf das Ganze mache, so darf ich wohl sagen, dass wenn ich gewusst



Seite 176

hätte, was ich heute weiss, vieles sich wohl anders gestaltet haben würde. Vieles wäre unterlassen, und manches anders angestellt worden. – Doch gibt es wohl einen Menschen, der nichts zu bereuen, nicht zu beklagen hätte?

Wer kann die Tragweite seiner Handlungen immer voraus sehen? Wiederum gilt hier das Wort: „Der mensch denkt, und Gott lenkt.“ – Wenn ich an das Schicksal so vieler, uns bekannten und nahestehenden Zeitgenossen denke, so dürfen wir, meine liebe Frau und ich nicht klagen, sondern müssen mit dankbarem Herzen uns vor dem Lenker der Geschicke beugen, und sprechen: „Der Herr hat mein noch nie vergessen, – Vergiss, mein Herz auch Seiner nicht!“ –

Wir sind aelter und grau geworden, aber Nahrungssorgen oder Mangel sind uns in den vielen Jahren immer fern geblieben, und wir sind für unser Alter beide noch rüstig, und dürfen der Zukunft, auf Gott vertrauend, gestrost entgegen sehen.

#### Capitel XV

Trotzdem wir schon lange im Sinn hatten, unser Eigenthum, die alte Heimstätte an Union Ave. zu verkaufen, weil die Nachbarschaft von Jahr zu Jahr mehr von Italienern eingenommen wird, hat es sich so gefügt, dass wir vor etwa einem Monat noch ein Haus aufkauften.

Freilich, die Gelegenheit war zu verlockend. In denselben Block, wo jetzt unsere neue Kirche prangt, war ein Haus von acht Zimmern, mit schönen breiten Bauplatze preiswürdig zu verkaufen. Da Christine und ich schon oft davon gesprochen hatten, uns später in dieser Nachbarschaft anzukaufen, erkundigten wir uns näher, und wurden schliesslich mit dem Agenten handelseinig. – Wir werden aber vorerst noch in den jetzigen Verhältnissen bleiben, und das Haus vermieten, haben uns aber gleich vorgenommen dasselbe mit allen nothwendigen Verbesserungen zu versehen.

Diese Arbeit ist nun im Gange, und hält mich sehr beschäftigt, ohne von den vielen Auslagen für Material und Arbeitslohn zu sprechen. – Die Bauhandwerker sind, seitdem sie hier eine recht starke Union haben, ein sehr unverschämtes Pack geworden. Keiner verlangt weniger als 75<sup>¢</sup> bis \$1<sup>00</sup> die Stunde, und dabei wird ganz langsam und gemüthlich gearbeitet. Mehrfach habe ich schon Auseinandersetzungen mit ihnen gehabt, doch nun

Seite 177

ist bald alles fertig, und werde ich froh sein, diese Bande einmal vom Halse zu haben. – Heute, am 1<sup>sten</sup> Mai 1914, habe ich unser neues Eigenthum an zwei kleine Familien, wovon die Frauen Schwestern sind, vermietet für 32 Dlls. per Monat. Sie wollen in einigen Tagen einziehen. Einer der Maenner ist Carpenter, und wird was noch an Verbesserungen fehlt, selbst besorgen, d.h. gegen entsprechende Vergütung.

Somit bin ich der vielen Lauferei enthoben, und kann mich ein wenig mehr um andere Verrichtungen bekümmern.

Nach anhaltendem kühlen und nassen Wetter scheint nun endlich der Frühling ins Land zu kommen. Da gibt es allerhand zu thun. Blumen und Gemüse-Garten an unserem Hause, wo Anna noch immer wohnt, müssen in Stand gesetzt werden. Auch giebt es hier und da Reparaturen auszuführen, was ich, wo es geht, selber thue.

Gartenarbeit ist mir ein besonderes Vergnügen. Von jeher habe ich es geliebt, Pflanzen und Blumen um mich zu haben, und wenn man dies in einer so grossen Stadt wie Chicago geniessen kann, ist es um so mehr angenehm.

Freilich, hier sollte eigentlich bei jedem Haus ein Garten sein, da Chicago ja auf den Namen „Garden City“, d.i. „Gartenstadt“ Anspruch macht.

Das ist nun leider nicht der Fall. Im Gegentheile sieht man wohl heute noch viel mehr ueberfüllte und schmutzige Stadtviertel oder richtiger gesagt Stadttheile als vor 42 Jahren, zur Zeit als wir hier uns ansiedelten.

Doch wenn ich so zurückdenke, an das Chicago mit damals 280 000 Einwohnern, und damit das heutige, von circa zwei Millionen Einwohner vergleiche, muss ich sagen dass sich, schritthaltend mit dem ungeheuren Zuwachs, auch die Verhältnisse in den meissen Dingen verbessert haben.

Da sind zuerst z.B. die Sidewalks oder Bürgersteige, und die Beleuchtung. – Wenn man so Ende der 60<sup>er</sup> Jahre abends in einer Nachbarschaft zu thun hatte, wo man nicht tagtäglich verkehrte, musste man schon sehr gute Augen oder eine Laterne bei sich haben, um nicht allzu viel Gefahr zu laufen, sich Hals und Bein zu brechen. In einem einzigen Block waren manchmal die Sidewalks in sechs bis zehn verschiedenen Höhen aus Brettern gebaut. Ein jeder baute eben wie er es

Seite 178

vor seinem Haus am praktischsten hielt. Die Häuser waren fast durchgängig aus „Frame“, d.h. von Holz, und auf hölzernen Pfosten, gebaut. War nun ein Haus drei, fünf, oder noch mehr Fuss höher aufgesetzt als das neben stehende, so baute der Eigenthümer die Sidewalk so hoch wie seine Ausgangsthür und brachte an jedem Ende so viele Stufen, oder auch wohl nur schräg laufende Bretter, an, als nöthig waren um sie mit dem des Nachbarn in Verbindung zu bringen.

Nun denke dich mal, lieber Leser, in einer stockfinsternen Nacht, in einer solchen, dir unbekanntem Gegend hinein! –

Aber heute. – Ueberall müssen die Sidewalks mit dem Niveau der Straße stimmen und in einer gewissen Breite aus Asphalt oder Concrete hergestellt sein. – Dabei haben wir jetzt statt der damaligen dämmerigen Oellampen, die auch noch bei irgend einer Möglichkeit von Mondschein – Ersparnisse halber – ausgepustet wurden, Electriche Beleuchtung. – Ein Blinder, oder total Betrunkener, läuft heute weniger Gefahr zu Schaden zu kommen bei nächtlichen Ausgängen, als dazumal ein Mann mit offenen Augen und klarem Kopf. –

Wie hat sich doch in den letzten drei Jahrzehnten vieles verbessert – nur das Loos der Menschen im Allgemeinen nicht.

Alle diese neuen Erfindungen haben wenig dazu beigetragen, die Lage zu verbessern.

Freilich, man fährt jetzt in einer bequemen, „Electricen Street Car“ für einen Nickel 10 mal so weit, und in derselben Zeit als früher in den „Horse Cars“. – Aber zu der Zeit, wenn die meisten Chicagoer zu und von der Arbeit gehen, sind die Cars so ueberfüllt, dass man kaum je einen Sitz erhalten kann. Und so mit dem „Telephon“. Will man zufällig in der Eile jemanden anrufen, dann heisst es, 5 zu 1, „the line is busy“ – oder man bekommt die unrechte Nummer.

Dann die „Auto's“. – Früher konnte man sich für wenig Geld ein Pferd und Buggie halten, und mit seiner Familie in den Boulevards und Parks spazieren fahren. Heutzutage ist das kein Vergnügen mehr, da man zuviel Gefahr läuft mit einem wild daher sausenden Automobil zu collidiren, und bestenfalls hat man in Park oder Boulevard die ganze Zeit den Gestank des, von diesen verpufften Gasoline's einzuathmen.

Also, entweder die Mittel zu haben, ein Automobil anzuschaffen,

Seite 179

oder in der Electricen Bahn zu fahren, und sich die schöne Nation „per pedes“ anzusehen. – Ja, „tempora mutantur“, und wer weiss, was noch alles kommen mag. Vielleicht fahren wir noch einmal im Luftschiff, was ja in Deutschland jetzt schon gang und gäbe sein soll.

Doch da ist etwas, was mir durchaus nicht einleuchten will. Wenn durch die Erfindung so vieler Maschinen und Kraftmittel die Production meist aller Waaren und Geräthschaften so viel leichter und schneller verrichtet werden kann, sollte doch dadurch auch die Arbeitszeit des Einzelnen verkürzt werden.

Dies ist aber nicht der Fall. Die meisten von uns quälen sich heute noch zehn Stunden per Tag ab, ebenso wie vor 20 oder 30 Jahren, und erübrigen dabei nicht mehr, meistens noch weniger als zu der Zeit. – Freilich, Multi-Millionäre gibt es viel mehr im Lande als damals.

Und da liegt eben der Hund begraben. Die Wohlthaten all dieser neuen Errungenschaften kommen nicht der arbeitenden Klasse, sondern lediglich den Gross Geschäft Führenden zu Gute. „Suum quique“ gilt hier nicht. Alles sieht danach aus, dass es im Laufe der Zeit wieder nur Reiche und Arme, Freie und Sklaven, wie zu der alten Römer Zeit geben wird – es sei denn, dass eine grosse Umwälzung stattfinden würde. –

#### Capitel XVI

Meine diesjährige Ferien, 1914 im Juni, sind zu Ende. Ich habe mit meiner lieben Frau keine Erholungsreise gemacht, sondern die meiste Zeit in unseren Häusern herum gearbeitet, ausser einigen Tagen, die ich in Gesellschaft unseres Sohnes Wilke, der auch gerade Ferien hatte, bei seinen Schwiegereltern, der Familie Grewe, auf deren Farm in Lawrence, Michigan zugebracht habe. Wir verlebten dort einige schöne Tage. Haben gefischt in den kleinen See „Lake Reynolds“, der an der Farm grenzt, und sind im Auto in der Nachbarschaft spazieren gefahren. Die Gegend ist sehr schön, etwas hügelig, und mit vielen kleinen Seen durchsetzt.

Viele Chicagoer haben sich hier Sommerwohnungen angelegt, und halten sich alljährlich 3 bis 4 Monate auf. Unsereins hat leider nicht so viel Zeit zu seinem Vergnügen zu verwenden. Viele Pflichten und wenig Geld. Und so wird auch aus un-

Seite 180

serer halb und halb geplanten Europa-Reise wohl vorläufig nichts werden. Einige Bekannte, und auch unser Pastor u. Frau, sind vor einigen Tagen abgereist. – Schwager W. Bernstein war vorigen Sommer, in Begleitung seines Schwiegersohns Dan Erni nach Deutschland, und hat er seine Reiseerlebnisse aufgezeichnet.

Er weiss viel zu erzählen, und wird sich noch auf Jahre hinaus freuen, dass er die Reise gemacht hat. – Nun, bei uns heisst es: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“. – Lässt der liebe Gott uns gesund, so kommen wir auch wohl noch einmal hin.

Hier sind wieder in der letzten Zeit einige „Black Hand“-Morde verübt worden. Freilich, bisjetzt noch immer an Italiener an Landsleuten dieser verruchten Bande. Doch wie lange wird es dauern, bis sich die Schandbuben auch an Bürger anderer Abkunft wagen werden.

Wie es scheint, kann ihnen unsere Polizei nichts anhaben. Wenn auch wirklich Augenzeugen eines solchen Mordes verhaftet werden, so kann sie doch niemand zum Sprechen bringen, weil sie fürchten, dann bald selber daran glauben zu müssen.

Das sind schöne Aussichten für unser Land. Wenn solche Einwanderer noch lange fortfahren, sich hier haufenweise nieder zu lassen. Und wie viele Stadttheile, die früher von einer guten Klasse Deutsch-, Irish- oder Schwedisch-Americaner besiedelt war, haben sie schon eingenommen, und dadurch das Eigenthum fast werthlos gemacht.

Ich meine, es werden ein wenig zu viele Ansprüche gestellt an den grossen Schmelztiegel, mit welchem man ja neuerdings unser gesegnetes Land zu vergleichen beliebt. – Ehe der „Smelting Pot“ das alles verdaut, und zu einem gleichmässigen Ganzen vereint hat, werden noch viele Generationen kommen und vergehen. – Ich möchte doch sehen, wie das Individuum, hervor gegangen aus Vermischung von Eingeborenen, Deutschen, Iren, Engländer, Schweden, Holländer, Italienern, Russen, Franzosen, kurz Aller hier vertretenen Europäischen Nationen, und dann noch Negern, Chinesen, Japs u.s.w. eigentlich aussehen würde. –

Was würde in ihm wohl von all den verschiedenen Character-Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten vorherrschend verblieben sein?

Ein weit grösserer Schritt in der Vereinigung der Völker würde es sein, wenn die Gelehrten eine wirkliche Welt-

Seite 181

sprache zu Stande bringen könnten. Dieselbe müsste sehr einfach und leicht zu erlernen sein. Dann aber auch in allen civilisirten Ländern den Kindern, so wie jetzt die Muttersprache, gelehrt werden. Bekanntlich giebt es ja keinen grösseren Anlass zu Reibungen, Streit, u.s.w. als die verspottete Sprache des Einem von dem Andern. Die Menschheit im Allgemeinen denkt, fühlt und empfindet bei gegebenen Lagen fast gleich.

Warum nicht eine gleiche Sprache. Alle Thiere derselben Gattung verstehen sich, ohngeachtet in welchem Lande sie geboren sind. Nur nicht der Mensch. – „Volapuk“ war nicht das richtige. – „Esperanto“ wird es auch nicht sein. Hoffentlich kommt es noch einmal so weit: „Homo sapiens“.

#### Capitel XVII

Nun, am 1<sup>sten</sup> August 1914, ist auf einmal in Europa der Weltkrieg, von dem schon so lange prophezeit wurde, zum Ausbruch gekommen.

Die sichtbare Ursache scheint die Ermordung des oesterreichischen Kronprinzen Ferdinand's und seiner Gemahlin in Bosnien zu sein. Doch die, bisjetzt unsichtbare Veranlassung, sind jedenfalls die geheimen Machinationen Englands.

Er hat sich mit Frankreich und Russland verbündet, Deutschland, dem es seinen Aufschwung in commercieller Hinsicht nicht gönnt zu demüthigen, und wenn möglich zu vernichten.

Zu diesem Zweck hat es auch verschiedene andere Mächte aufgestachelt. – Belgien z.B., das die Deutschen nicht durch ihr Land, an die französische Grenze ziehen lassen will, obschon Deutschland sich erbot, volle Vergütung zu leisten. Dafür wird es wohl in der nächsten Zeit schwer zu büssen haben. Denn die Deutschen lassen sich nicht abschrecken, sie werden hinkommen, wo sie hinwollen. – Nach Paris, nach London, nach Petersburg – warten wir es nur ab.

Freilich, es wird Zeit nehmen und viel Blut kosten, aber massregeln lässt sich Deutschland von allen gegen ihn verbündeten Feinden nicht, so lange es noch kämpfen kann. Dass es dazu vorbereitet ist, steht ausser Zweifel, da ja schon jahrelang voraus zu sehen war, dass es trotz allen Weltfriedens-Beschlüssen und Conferenzen im Haag, über kurz oder lang einmal zum Klappen kommen musste. Nun denn, „nous verrons“, sagt der Franzmann, und im

Seite 182

uebrigen „Gott verlässt die Deutschen nicht“ heißt das alte Sprichwort.

August 1914: Am 28<sup>ten</sup> Aug. starb mein Bruder George (Gerhard) nachdem er schon längere Zeit gekränkelt hatte.

Am 1<sup>sten</sup> Oct. wurde er auf dem Friedhof „Waldheim“ beerdigt. Pastor Fahner hielt die Leichenrede. Alle Familien-Glieder sowie viele seiner alten Freunde waren zugegen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. – Er hinterlässt die Wittve und fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne, die alle schon erwachsen und theilweise verheirathet sind. – Alle sind fähig, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und kann somit von Nahrungssorgen keine Rede sein. Die Wittve erhält ausserdem, auf ihre Lebenszeit, das heisst solange sie Wittve bleibt eine Pension von 15 Dollars monatlich von der Feuerwehr-Versicherungs-Association, der George immer noch angehörte.

So sind nur Bruder Henry und ich die noch Lebenden der Familie von sieben Personen, die im Jahre 1866 mit dem guten Schiff „Shakespeare“ in New York landeten.

Wir sind zwar beide noch rüstig, doch das Alter kommt heran. Vater ging, seiner Zeit, wie er oft sagte, der Zukunft seiner Kinder wegen nach America.

Fanden sie hier das Glück? – Gewissermassen wohl, denn wir haben immer zum Leben gehabt, obwohl keiner sagen kann dass er reich geworden sei. – Doch nur der ist wirklich glücklich, dem das Glück, oder die Zufriedenheit, innewohnt, und bei dem es sich von innen nach aussen bethätigt.

Wohl dem Menschen der dies von sich sagen darf.

Vielleicht hätten einige von uns es weiter gebracht, wenn wir in Deutschland geblieben wären, doch dürfen wir uns zu dieser Zeit, wo in Europa der Krieg allenthalben tobt, glücklich schätzen, dass wir Bürger der Vereinigten Staaten sind.

Damit soll aber nicht gesagt sein, dass unsere Liebe für das Vaterland erloschen, oder das Mitgefühl für das jetzt so schwer ringende deutsche Volk erkaltet sei. Im Gegentheil, jetzt erst recht, angesichts der abscheulichen Lügen, und der antipathischen Gesinnung der meisten Anglo-Americaner, fühlt man die Stammverwandtschaft mit Deutschland mächtiger als zuvor, und sie ueberträgt sich sogar auf Kinder und Kindeskind. Das hört man alle Tage, und gereicht uns zur hellen Freude. Alle sind begierig,

Seite 183

ueber deutsche Siege zu lesen. Unser Sohn Wilke, der sonst echt americanisch gesinnt ist, und früher immer, wenn ich einmal „Deutschland, Deutschland ueber alles!“ anstimmte, abfällige Bemerkungen darüber zu machen wusste, – der setzt sich jetzt ans Piano, und übt es sich ein.

Ja, ihr braven deutschen Jungen, wohl habt ihr, sowie auch die oesterreichisch-ungarischen Brüder, bisjetzt schon so manchen theuer erfochtenen Sieg errungen, doch der Feinde sind so viele, und es steht noch so viel blutige Arbeit bevor. – Gott segne eure Waffen, so dass der Ausgang für Deutschland ehrenvoll und ruhmreich sei.

Leider werden die Verlustlisten von Tag zu Tag grösser, und mit ihm auch das Elend der vielen Hinterbliebenen.

Wie manche geängstigte Seele wird da wohl ausrufen: „O Gott vom Himmel, sieh darein!“ – Wahrlich, die Urheber dieses Krieges, und das sind in erster Linie die Regierungen Englands und Frankreich's, werden einmal viel zu verantworten haben.

Christenheit! Civilisation! Culturträger! – Wie wird einem dabei zu Muthe, wenn man bedenkt, dass England und auch Frankreich sich die Wilden aus Africa, Indien und Asia zu Hilfe holen, um ihre christlichen Mitmenschen zerfleischen zu helfen. Zu allen anderen Zeiten waren sie eifrig bemüht die Wilden zu den Lehren Christi zu bekehren. Doch das ist auch wohl immer nur geschehen, damit sie die Länder dieser unwissenden Heiden desto leichter ausplündern konnten. Der Hauptzweck war wohl nicht das Christenthum zu verbreiten, sondern ihren Reichthum zu vergrößern.

Hoffentlich ist dieser Krieg für England jedoch das „Menetekel“ an der Wand, und hat es mit der Herrschaft zur See bald ein Ende.

#### Capitel XVIII

Weihnachten 1914. – Es ist wieder da, das schöne heilige Weihnachtsfest, und wie sonst alljährlich, sieht man überall freundliche Gesichter, und am allermeisten unter den lieben Kindern. Doch leider gibt es auch in diesem Jahre viele Kinder hier in der Stadt, an denen die fröhliche Weihnachtszeit spurlos vorüber geht. Sind doch so viele Familienväter schon so lange arbeitslos. Wenn es nicht wäre, dass in manchen Fällen die verschiedenen Wohlthätigkeit-Anstalten



und Gesellschaften sich dieser annähmen, so wäre die Noth unter ihnen noch tausendmal grösser. Doch was ist dies, wenn man bedenkt, wie es jetzt in Europa in dieser Beziehung aussehen mag. Verwittwete Frauen – verwaiste Kinder – allüberall! Ja, da kann man wohl aus vollem Herzen mitbeten: „Herr, lass wieder Frieden werden, unter den Völkern!“ – Möge er bald kommen, und dauernd bleiben, denn „Friede ernährt, Unfrieden verzehrt“. – Verzehrt Millionen täglich jetzt, da drüben.

Neujahr – 1915. – trifft uns diesmal nicht so, wie sonst seit langer Zeit, so vollzählig am Abend versammelt bei Tante Käthe und Onkel Henry, meines jetzt noch einzigen Bruders. Da nämlich Tante Käthe's Geburtstag auf den 1. Januar fällt, ist es in der Familie Sitte geworden, in deren Hause an diesem Abend ein echtes „Reunion“ abzuhalten.

Doch heuer scheint es nicht recht gelungen zu sein, da viele nicht erscheinen konnten. Auch fehlt uns ja Bruder George, der bei dieser Gelegenheit immer der Haupt-Spasmacher war. Hoffen wir dass am nächsten Neujahrsfeste nicht noch weitere Verluste zu verzeichnen sein werden.

Der Krieg in Europa wüthet nach wie vor. Noch immer sind keine entscheidende Schlachten geschlagen worden, doch scheinen unsere Landsleute stetig, wenn auch langsam, weiter in Feindesland vorzurücken. Aus den Zeitungen ersieht man, dass noch weitere Nationen sprungbereit sind, Deutschland zerfleischen zu helfen, nämlich Portugal, Rumänien, und das treulose Italien. Letzteres wurde jedoch gestern von einem Erdbeben heimgesucht, wobei hunderte kleiner Städtchen und Dörfer, und wohl 50 000 Menschenleben zu Grunde gingen. Nun werden sie wohl ihre Kriegsgelüste aufgeben.

Ob dies nicht wohl ein Gottes-Gericht war, das ihnen eine Warnung sein sollte, dass sie nicht, nachdem sie nun schon den Treubund mit Oesterreich und Deutschland gebrochen, auch noch gegen das von allen Seiten angegriffene Land zu Felde ziehen sollten, und dass Er noch viel schneller und gründlicher als alle modernen Kriegsmaschinen, unter den Menschen aufräumen kann, die da der gerechten Sache zuwider sind! – Vox Dei!

Und wie stellt sich unser Adoptiv-Vaterland zu den erschütternden Vorgängen drüben? – Die englisch gesinnten Blaetter veranstalten

tagtäglich eine neue Deutschenhetze, und die Dollar jagenden Fabrikanten von Munition, Kanonen und Schiessprügeln aller Art, machen grosse Contracte mit England, Frankreich, Russland etc. und schicken eine Schiffsladung nach der anderen ab.

Dabei wollen sie als „neutral“ betrachtet sein, und Pres. Wilson ersucht die Kirchen und das Volk, um Frieden zu beten! –

Wir Deutschamerikaner fragen: „Wie verträgt sich das?“ – Unsere Proteste, die verschiedenerseits nach Washington abgeschickt worden sind, haben bisjetzt nichts an der Sache geändert.

Ein Yankee würde dem Teufel Kohlen zum Verbrennen der armen Seelen verkaufen, wenn dabei Dollars zu machen wären!

— Als ich gestern von der Arbeit heim kam, sagte mir meine liebe Frau, dass sie die Todes-Anzeige von meinem alten Freund John Toebelmann in der Zeitung gelesen hätte. Und wir wussten nicht einmal dass er krank war. Als ich mich heute bei seiner Tochter erkundigte, erfuhr ich, dass er schon einige Monate leidend gewesen sei, und an Nierenkrankheit gestorben wäre. – So geht einer nach dem anderen dahin, und die alten Freunde der Jugend werden immer weniger.

Vor einigen Tagen erhielten wir auch wieder einen Brief aus Deutschland von Paul Scharphuis, dem einzigen Sohn meiner Cousine Mechelina Tebbens. Dieser ist Zahnarzt auf der Insel Norderney, und wohnhaft zu Norden. Er berichtet ausführlich über die gegenwärtige Lage. Aus seinem Schreiben spricht deutscher Muth u. deutsche Gesinnung. – An eine endgültige Niederlage Deutschlands denkt dort niemand, und es wird tapfer weiter gekämpft.

Englands Aushungerungs-Politik haben sie jetzt eine vollständige Blockade Englands durch Untersee-Boote entgegen gestellt, um somit England in die Grube zu stürzen, die diese den Deutschen graben möchte. Diese Blockade begann am 18<sup>ten</sup> Febr. 1915 und bis heute, also am 13. Mz., sind denselben nicht weniger als 126 Schiffe zum Opfer gefallen.

Auch haben die Britten in der Dardanellen-Strasse vor einigen Tagen an den Türken Lehrgeld bezahlen müssen. Fünf grosse Kriegsschiffe kostete ihnen der Versuch nach Constantinopel vorzudringen. Mit blutigen Köpfen zogen sie heim. Die Festung Przenzvil in Galizien hat sich leider nach fast acht monatlicher Belagerung den Russen ausliefern müssen. Alle Vorräthe an Munition und Lebensmittel waren verbraucht.

Seite 186

Doch haben die Russen während der Belagerung 150 000 Mann verloren.

April 1915 – Capitel XIX

Weiter, immer weiter bohren sich die Deutschen in Feindesland hinein. Langsam aber sicher geht es Fuss um Fuss. Neue Heere ziehen mit dem Frühling ein – zur Front!

In diesem Monat noch werden entscheidende Schlachten zu erwarten sein. Auch die Zeppeline und Luftschiffe regen sich wieder, und haben England neuerdings einen Besuch abgestattet und dadurch in Schrecken versetzt, sodass die grosse Stadt London sich zu verstecken sucht, indem sie alle nächtliche Beleuchtung verbietet und nur von Zeit zu Zeit mit grossen Streiflichtern die Luft absucht, ob nicht schon wieder so ein unheimlicher Zeppelin sich zeigt.

7<sup>ten</sup> Mai 1915 – Dieser Tag wird mir lange in Erinnerung bleiben, denn erstlich wurde uns die frohe Kunde, dass unsere Tochter Anna einem prächtigen Jungen das Leben gab. Dies ist ihr erstes, und ich hoffe, dass der kleine Staehling kräftig und gesund bleiben mag, und seinen Eltern und uns zur Freude schön heran wachse. Das walte Gott.

Die zweite wichtige Kunde an diesem Tage war die Nachricht, dass das grosse englische Passagier-Dampfboot „Lusitannia“ an der Küste von Irland durch ein deutsches Unterseeboot angeschossen worden, und sofort gesunken sei.

Es hatte etwa 1600 Passagiere an Bord, wovon nur etwa 500 gerettet werden konnten. Unter diesen befanden sich über 100 Amerikaner. Die Lusitannia kam von New York, und hatte ausser den vielen Passagieren noch etwa 6000 Kisten Contrabande, wie Pulver und andere Munition für England geladen, und daher der Angriff deutscherseits.

Trotzdem die deutsche Regierung durch Zeitungs-Anzeigen, und viele durch specielle Telegramme die Leute gewarnt hatte, eine Reise durch die Blockade-Zone auf einem englischen Schiffe zu unterlassen, wurde nur darüber gespottet. So gingen sie, sich der Gefahr bewusst, in See, und fanden leider den Tod. Nun, viele der Ertrunkenen waren Leute, die aus dem Waffen-Schacher grosse Summen machten, und auf neuen Contracten aus waren, und daher nicht sehr zu bedauern sind; aber viele arme Frauen und Kinder, von anderen bethört, gingen auch mit unter.

Seite 187

Ob dieser Catastrophe ist nun die Aufregung hier ungeheuer gross, und die grosse Frage ist „Who is responsible?“

Für uns Deutsch-Amerikaner, und alle ehrlich denkenden Menschen, ist ueber diesen traurigen Zwischenfall nun wohl keine Frage.

England und die gewissenlosen Agenten und Eigenthümer, die da mit menschlichen Körpern die sichere Ueberkunft ihrer Pulverfässer beschützen wollten. – Dann die amerikanischen Beamten, die es zuliessen, tragen die Schuld.

Aber die hiesigen englischen Zeitungen, die jetzt fast sämmtlich im Solde Englands stehen, heulen: „Germany“.

Wie die Sache noch verlaufen wird ist schwer voraus zu sehen! Es wird von Kriegserklärung und vielem anderem Unsinn gesprochen.

Juni 1915. – Am 7<sup>ten</sup> d. M. sind wir wieder in unsere Wohnung an Eberhart Ave. eingezogen, nachdem wir vorher erst vieles wieder in Stand gebracht hatten. Von dort nimmt es mir beinahe eine Stunde zur Office zu gelangen. Doch dafür wohnt man auch um soviel schöner, und in gesunder, frischer Luft. – Die kleine Gladys, Hatties Tochter, ist fast immer bei uns. Die Beiden, Grossmama und sie, können nicht gut ohne einander fertig werden. Nun, es ist für beiden gut.

Vorige Woche kam es wirklich zu einem „Street Car Strike“, der aber nur, dank der Vermittlung unseres neuen Bürgermeisters Hale Thompson, nur drei Tage anhielt. Ich musste während dieser Zeit per Zug fahren, konnte aber nicht früh genug an Ort und Stelle sein.

Es wäre an der Zeit, Mittel und Wege zu finden, dass derartige Vorfälle in einer Grossstadt wie Chicago unmöglich gemacht würden, denn der ganze Industrie-Betrieb der Stadt hat darunter zu leiden, und die Arbeiter am meissten.

Ueberhaupt alle Streiks sollten gesetzeswidrig sein, und alle Differenzen zwischen Capital und Arbeit durch Schiedsgerichte oder wenn nicht anders, zwangsweise geschlichtet werden.

Allein, diese schöne Zeit liegt wohl noch weit im Nebel der Zukunft, denn es gilt noch immer, heute noch wie schon im grauen Mittelalter in letzter Instanz – das Faustrecht. „Might is Right“ sagt ein bezeichnendes Sprichwort.

Wir erleben es ja jetzt wieder im europäischen Kriege.

Seite 188

Wenn die gerechte Sache durch Schiedsgerichte behauptet, oder zur Geltung gebracht werden können, wäre Deutschland gewiss nicht in den Krieg gezogen.

Wer den deutschen Character kennt, weiss dass er kein Haendelsucher, aber, einmal zum Streiten gezwungen, ebenso wenig ein Feigling ist. Das haben sie in diesem Kriege soweit wieder zur Genüge bewiesen, und, wie auch das Ende sein wird, das muss auch der blasse Neid zugeben, dass das deutsche Volk heldenhaft für seine Existenz gekämpft hat.

#### Capitel XX

24. Juli 1915

Wiederum hat unser President eine Note an Deutschland gesandt, des Inhalts, dass die Antwort auf der vorhergegangenen Note, worin die deutsche Regierung ganz vernünftige und reelle Vorschläge zur Verhütung von Fällen wie die Lusitania-Affaire machte, für die U.S. nicht annehmbar sei. – Wilson in seiner pro-britischen Politik besteht darauf, dass auf dem Haupte irgend eines amerikanischen Bürgers kein haar beschädigt werden dürfe durch deutsche Submarine-Kriegführung selbst wenn sich die Betreffenden auf einem englischen, Contrabande führenden Handelsschiffe befänden.

Wohlan, John Bull, nun kannst du amerikanische Ammunition u.s.w. unbehelligt erlangen, wenn du nur einige amerikanische Bürger als Passagiere auf jedem Schiff mitnimmst.

Hobo's, auch Buerger, gibt es ja genug, die gegen Vergütung gerne einmal nach Europa reisen würden. – Sogar Neger. –

Und dabei begab es sich dass heute morgen ein Excursions-Dampfer die „Eastland“ sich hier im Chicago river mit etwa 3000 Passagiere an Bord, auf die Seite legte, wobei über 1200 Menschen ihr Leben verloren. Und dieses Schiff stand, wie alle anderen auch, unter der Aufsicht von Regierungs-Inspectoren.

Wäre es nicht an der Zeit, dass unsere Regierung ihre inneren Angelegenheiten ein wenig besser beaufsichtige, als sich soviel um anderer Völker Kriege zu kümmern?

Aber „Graft“ und immer wieder „Graft“ – zu deutsch „Schmuus“ oder Bestechung! –

Seite 189

Aug. 1915 – Am 24. d. M. starb unser Vetter Hinrich Brenstein, nachdem er mehrere Monate krank gelegen hatte und schwer leiden musste. Er hinterliess eine Wittwe, Lina, und einen Adoptivsohn, John, welcher in St. Louis wohnt, und verheirathet ist.

Die arme Lina steht sehr verlassen da, und ist fast gänzlich auf die Wohlthätigkeit der Verwandten angewiesen, was ja an sich selbst schon eine nicht zu beneidende Lage ist. Hoffentlich lässt es sich so einrichten, dass sie sich darin einiger Maassen wohlfinden kann.

Mit Vetter Henry Brenstein ist eigentlich ein Original dahin geschieden. Ein Original in seinen Gewohnheiten sowohl, als im Gebrauch der Sprache, namentlich der englischen, die er so komisch zu entstellen wusste, d.h. unbewusst, dass man bei seinen Erzählungen nicht wusste worüber man am meisten lachen sollte, über seine drolligen Ansichten oder über seine Ausdrücke. Ach, wie oft hat er uns als das Opfer unfreiwilliger Komik herhalten müssen.

Doch gutherzig und gefällig war er alle Zeit und ein grosser Kinderfreund. Wenn Hattie's Jungens, Willie und Earl ein Spielzeug zerbrochen hatten, so musste Onkel Hinkey, wie sie ihn nannten, es immer repariren, was er auch gut konnte und gern that. Bis in der letzten Zeit kam er regelmässig am Samstagabend einige Stunden nach dem Store, hauptsächlich wohl um die Kinder zu sehen, die auch sehr an ihm hingen.

Er war einer der aeltesten Glieder unserer St. Stephan-Kirche, und ist auch im Glauben selig gestorben.

Nun, er hat das ueberstanden, was uns allen ja bevorsteht ueber kurz oder lang. – Friede sei mit ihm. Er wurde auf Waldheim, auf dem Begräbnisplatze seines Bruders Weert B. beerdigt. Pastor Faudrey hielt eine ergreifende Leichenrede. – Seine Wittwe Tante Lina hat sich, nachdem sie eine Zeitlang bei Weert gewohnt, nach St. Louis begeben, um bei ihrem Adoptiv-Sohne John zu wohnen.

Nun ist es schon November geworden, und die Tage werden immer kürzer, so dass man schon im dunklen

fort muss an die Arbeit, und erst im dunklen wieder heim kommt. Doch das Wetter ist noch immer wie im Frühjahr. Möchte es nur noch eine Zeitlang so bleiben, sodass die an Aussenarbeit beschäftigten Leute nicht so lange feiern brauchen. Ein lang anhaltender Winter ist für sie kein Spass in Chicago.

Dec. 1915 – Da ist sie wieder, die hehre, fröhliche Weihnachtszeit. Wohl keines von all unseren anderen Festen beschäftigt schon so lange vorher die Gemüther von Gross und Klein, Alt und jung, Reich und arm, Geschäftsmann und Arbeiter, als das Weihnachtsfest.

Ein jeder hat Vorbereitungen zu machen, und ein jeder erwartet etwas von ihm. – Glückliche die, deren Wünsche in Erfüllung gehen. Doch leider bringt Weihnachten für viele, ach, so viele nur bittere Enttäuschungen anstatt Ueberraschungen, die Freude bringen.

Nun schon beinahe 20 Jahrhunderte lang klingt alljährlich die frohe Botschaft „Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen“! Scheint es nicht, als ob wir diesem Ziele immer weiter entrückt werden, anstatt ihm näher zu kommen?

Schon zum zweiten Male Weihnachten, und noch immer wüthet in Europa der schreckliche Krieg. Woran liegt es? Warum ist nicht schon längst wieder Friede? – An den Neid und die Habsucht der Nationen, und ihrer Helfershelfer die Capital aus der Sache schlagen wollen. Die sich gegen Deutschland und Oesterreich verbündet haben. Sie sind ja in Wirklichkeit längst besiegt, denn Gott stand der gerechten Sache bei, aber so lange wir noch Geschütze, Pulver und Blei liefern, und noch immer frisches Kanonenfutter sich auftreiben lässt, geht es immer wieder los.

Da sie im Anfang so sehr geprahlt haben, und recht kurzen Prozess mit den deutschen Barbaren machen wollten, schämen sie sich jetzt, da es ihnen nicht gelungen ist, Frieden zu machen.

Und doch wird ihre Lage je länger es dauert, desto schlimmer. Wehe ihnen über all das unnütze Blutvergiessen.

Hoffen wir, dass nicht noch ein drittes Weihnachten ins Land geht ehe Friede wird. – Und mit diesem Gefühl wollen wir in unserem Kreise, in altgewohnter Weise Weihnachten feiern, und unserer Landsleute dort in den Schützengräben im Osten und Westen Europa's mit Liebe gedenken.

Capitel XXI

Neujahr 1916. – Ebenso wie die Jahre 1914 und 1915 werden spätere Geschlechter das kommende Jahr 1916 als ein ereignisvolles in der Weltgeschichte verzeichnet finden. Vielleicht als das aller ereignisvollste seit Beginn der Geschichte. – Doch wir fangen es an, wie wir es immer gethan haben. – Feiern Sylvester, und suchen dann einer dem anderen das Neujahr „abzugewinnen“ indem man ihm mit dem Gruss „Prosit Neujahr“ zuvorkommt.

Das ist wohl eine gute deutsche Sitte, (oder auch Unsitte, da mancher sich sehr erschreckt, wenn man ihn ueberrumpelt) und manchem von uns gehen dabei die Gedanken zur Jugendzeit zurück. Neujahr war für uns Kinder ungefähr gleichbedeutend mit dem hiesigen „4<sup>th</sup> of Juli“. Es wurden Böller und allerlei andere Schiesssprügel abgeknallt, und man war lustig, sehr lustig.

Heute werden da draussen andere Geschütze abgefeuert, und man ist auch nicht sehr lustig. Es ist Ernst, bitterer Ernst. Wie mancher brave Soldat im Schützengraben in Ost u. West mag da wohl auch heute an die Jugendzeit zurück denken. An seine Lieben daheim, an Weib und Kind, Vater, Mutter oder Geschwister. Und auch an gefallene Kameraden!

Wie viele Tausende werden da heute im innersten Herzen denken: „O wär es vorüber und alles vorbei. Ich glaube es bricht mir das Herze entzwei.“

Aber aushalten, aushalten bis zum endgültigen Siege, oder ehrenhaften Friedensschluss.

Und so wünsche ich dir denn, mein deutsches Volk dieses letztere in vollstem Maasse zum neuen Jahre.

Möge Anno Dei 1914-1915-1916 eingewirkt sein in dem Eckstein deines unangreifbaren Baues für die Zukunft, und möge der Bau recht bald vollendet sein.

Januar 1916. – Ereignissvoll genug, im Grossen wie im Kleinen bricht schon der erste Monat an. – Trauer-Nachrichten von Todesfällen uns bekannter und auch verwandter lieber Menschen trafen ein. – Mordthaten und Unglücksfälle aller Art werden täglich berichtet. Es scheint in der ganzen Welt sich das Elend immer mehr zu verbreiten.

In allen Kreisen scheint es zu gähren. Hier in Chicago haben wir es täglich vor Augen. – Die italienischen „Black Hand“-Schufte



Seite 192

morden meuchlings ihre Stammesgenossen, oder legen Bomben in den Häusern der Verhassten an, und zertruemmern ihr Hab und Gut, wenn sie nicht durch briefliche Drohungen dazu gebracht werden können, grosse Summen an sie abzugeben.

Die Anarchisten rühren sich auch wieder, und bei Gelegenheit eines neulich abgehaltenen Banquets zu Ehren des neuen katholischen Erzbischofs Muendelein hätten sie beinahe die ganze Gesellschaft von über 200 Personen getödtet durch vergiftete Hühnersuppe. Zum Glück hatte der Koch noch nachträglich die Suppe verdünnt, sodass die Mischung nicht stark genug zum töten, wohl aber zum Unwohl machen war.

Seitdem ist die Polizei stark hinter die Bande her, aber der Thäter, der seine ruchlose That brieflich bekannt gegeben hat, ist noch auf freiem Fusse, und wird es auch wohl bleiben, da er so nebenbei bemerkte, er wäre mit Dynamitbomben wohl versehen, und trage stets welche in den Taschen.  
Feby. 1916.

Am 25<sup>ten</sup> dieses Monats feiert unser lieber Onkel Gerhard und die liebe Tante Margarethe ihre goldene Hochzeit. Sie wohnen in Bourbon, Mo., und können wir zu dieser Jahreszeit nicht gut hinreisen, und müssen leider das Jubelpaar vorläufig schriftlich beglückwünschen.

Meine Lieben:

Mit heller Freude, und mit Verdruss zugleich, mache ich mich daran, Euch diese Zeilen zu schreiben.

Wie freuen wir uns, und danken dem Herrn, der es Euch Lieben gnädiglich vergönnt, das Fünfzigjährige Jubiläum Eures Hochzeitsfestes in Gesundheit erleben zu lassen.

Mit ganzem Herzen gratulieren wir Euch zur Feier dieses Tages – zur Goldenen Hochzeit! Wahrlich, wie ein Geschenk reinen Goldes ist es, wenn der allgütige Gott ein Ehepaar, das sich liebt, und versteht, und so viel Leid und Freude miteinander getheilt hat, so lange beisammen lässt, um diese seltene Feier zu begehen.

Da drängt sich uns unwillkürlich das alte Lied hervor: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen“.

Das wollen wir thun, und dabei bitten, das der Herr Euch, liebes Jubelpaar, eine noch recht lange Spanne Zeit in unserer Mitte in Gesundheit erhalten möge.

Seite 193 [Fortsetzung des Briefes]

Bei einem Feste wie das Eurige blickt man wohl auch einmal zurück in die Vergangenheit. Vor fünfzig Jahre – Wie war es damals? Du, lieber Onkel warst zu Besuch in Deutschland, nachdem Du hier gegen Sklaverei, und für Erhaltung des uns jetzt so lieben Landes, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gekämpft hattest, ueber drei Jahre freiwillig! – Leider scheinen viele heutzutage gern vergessen zu wollen, dass wir zum grossen Theile auch deutschamerikanischen Freiwilligen für den damaligen Sieg zu danken haben.

Dann fandest Du deine liebe Margarethe, und ihr schlanget den Bund, der Euch noch heute treu zusammen hält.

Zur selben Zeit wurden bei uns Vorbereitungen getroffen zur Auswanderung nach Amerika, weil die Verhältnisse in Deutschland damals sehr schlecht waren.

Und dann, mit schwerem Herzen, doch auch mit froher Hoffnung auf die Zukunft, reissten wir am 17<sup>ten</sup> März von Leer ab, und schifften uns auf dem alten Schiff „Shakespeare“ ein – Ihr Beiden und unserer sieben.

Vor fünfzig Jahren – ihr Beiden seid noch da, doch von uns sieben sind nur noch Bruder Henry und ich übrig.

Ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeit, in der man sterben, oder auch vieles erleben kann, wie es Gott gefällt.

Ich sagte zuoberst „auch mit Verdruss“. – Unser Verdruss ist der, dass wir nicht beieinander sein können, um bei Eurer goldenen Hochzeitsfeier unsere Herzen gegenseitig ausschütten zu können.

Doch wenn, wie du I. Marg. in deinem Briefe sagst, vielleicht noch im Frühjahr in Chicago eine Nachfeier stattfinden könne, wo wir dann auch zugleich unseren 50jährigen Aufenthalt in Amerika feiern könnten, denn am 4. Mai 66 trafen wir in New York ein, so wollen wir uns darauf verträsten.

Euch zum Schluss nochmals einen, wenn auch leider aus der Ferne, recht froehlichen Tag, und Gottes reichsten Segen wünschend,

Verbleiben wir in Liebe, Eure Christoph und Christine, nebst Kinder

Seite 194

## Capitel XXII

Maerz 1916.

Gestern war Fruehlings-Anfang. Heute morgen scheint die Entscheidungs-Schlacht zwischen Winter und Frühling ihren Höhepunkt erreicht zu haben, denn es friert, es schneit, es regnet, es hagelt, es blitzt und donnert, und ein heftiger Wind weht abwechselnd von allen vier Himmelsgegenden.

Der Winter macht seinen letzten Stand, um seine Herrschaft zu behaupten. Doch es wird ihm nichts nützen. Seine Tage sind gezählt, und er muss, wie alle seine Vorgänger, dem jeweiligen Lenze weichen. Seine Wuth ist vergeblich.

Es wird ihm ergehen wie den Franzosen bei Verdun, die eben jetzt auch ihr Alles und Letztes daransetzen, die Deutschen zurück zu halten – auch sie werden weichen müssen.

Ja, so ist es: Kampf und Streit all überall. Auch hier bei uns. U.S.-Truppen sind in Mexico eingerückt auf der Suche nach dem Banditen-Anführer „Villa“, der vor einigen Tagen in Columbus, N.M., sein Muthchen an die Einwohner und dort stationirten Soldaten kühlte. – Ueberall an den Strassen-Ecken sieht man grosse Placate „Help catch Villa! Enlist in the U.S. Army or Navy!“

Als unsere Truppen nach Mexico kamen, wurde ihnen so viel in den Weg gelegt, dass sie nach vielen Strapazen unverrichteter Dinge wieder heim berufen wurden. Und das war das Ende vom Lied!

Sept. 1916

Es ist lange her, seit ich meine letzten Aufzeichnungen gemacht habe.

Es war im April dieses Jahres, als ich plötzlich den Auftrag erhielt nach der Westseite ueber zu siedeln.

Doch das ist nun einmal so bei den Angestellten des Uncle Sam's – Ohne Grund, nur aus Willkür der betreffenden Vorgesetzten wird man von Zeit zu Zeit, nolens-volens, versetzt. Daran ist nichts zu machen.

Also ich bin seit Mitte April auf der Westseite, unter Juden und Italienern. Meine Aufgabe ist die Inspection zu führen für zwei „Establishments“, nämlich die Kosher Star Sausage Manufactory, und die Wurstfabrik

Seite 195

von L. Vittori & Co. – Ausserdem, da mir sonst die Zeit zu lang werden möchte, habe ich ungefähr zehn jüdische Fleischerläden, sog. „Exemption Markets“ zu überwachen, und bin somit viel unterwegs. Dies ist mir uebrigens angenehmer, als immer auf einem Platz fest zu sitzen, ist auch gesünder.

Wenn jemand Character-Studien machen, oder dergleichen treiben wollte, würde er nirgends eine bessere Gelegenheit dazu finden, als gerade in dem District, wo ich jetzt meinen Wirkungskreis habe. Ich reise täglich – bildlich natürlich – zweimal von Jerusalem nach Rom. Zwar war ich niemals in einer dieser historischen Städte, doch kann ich mir, durch das hier herrschende Treiben, eine Vorstellung machen, wie es dort zugehen mag.

Denn, lieber Leser, du musst wissen, dass ich an Maxwell und Morgan Str. meine Office habe, und von dort nach der Harrison und Sholto Str. nach der italienischen Firma spaziere.

Seit den letzten 10 bis 15 Jahren wohnen auf der Westseite Chicago's, von Halsted St., zwischen 12<sup>ter</sup> & 16<sup>ter</sup> Str., westlich bis nach Kedzie Ave. fast nur „Jüdische Leut“, meistens aus Russland stammend.

Nördlich von der 12<sup>ten</sup> Str. (jetzt Roosevelt Road genannt) zwischen Halsted Str. und Western Ave. westlich, haben Italiener diesen ganzen Stadtteil in Besitz genommen.

West Taylor St..ein Block nördlich von 12<sup>th</sup> Str., ist die unbestrittene Grenze zwischen Palestina und Italien.

An den Strassen und Wohnungen ist dies nicht leicht zu erkennen, da diese ueberall gleich schmutzig sind. Auch an den Kindern, wenn sie angezogen sind, würde man schwerlich eine Rassen-Verschiedenheit entdecken.

Gelbe Hautfarbe und schwarze Haare und Augen sind vorherrschend.

Doch sieht man es sogleich an den erwachsenen Typen, und an den Waaren, die vor fast jedem Hause zum Verkauf feilgehalten werden.

Der Italiener, wie der Jude, treibt lieber, wenn es ihm irgend möglich ist, einen kleinen Handel, als dass er sich gewöhnlicher physischer Arbeit unterzieht.

Seite 196

Daher kommt es, dass man fast vor jeder Wohnung einen kleinen hölzernen Verschlag findet, wo die verschiedensten Sachen, wie Früchte, Fisch, Schuhe, Spiel- und Schnittwaren feilgeboten werden. Im Sommer ist die Gegend dann auch noch gespickt mit Soda-Wasser- und Limonade-Stands, wo man für einen Cent ein Glas dieser Mixturen erhalten kann.

Ehe ich mir diese wohlfeilen Getränke hinter die Binde gösse, müsste schon der Michigan-See ausgetrocknet sein. Doch sie machen gute Geschäfte.

Neulich beobachtete ich einen jüdischen Verkäufer, wie er einem Kunden zuerst frischen Fisch, den er zerschneiden musste abwog, dann Oliven aus einem Fass für ihn abmass, dann noch einmal mehr Fisch für ihn abwog, um ihm darauf, ohne sich die Hände auch nur abgewischt zu haben, ein Glass Limonade verabreichte, die er aus einer grossen Bowle schöpfte. – Nun, wohl bekomm's, dachte ich, und machte mich davon, ehe mir ganz übel werden möchte.

Solche Episoden kann man hier fast täglich beobachten.

Doch nun, lieber Leser, gehe mit mir, ein wenig mehr nördlich, da kommen wir zu den Italienern. Hier geht es nun kein Haar besser zu.

Sitzt dort neulich in ihrem „Fruitstore“, mitten unter Trauben, Aepfeln, Birnen und Grünzeug eine fette Römerin und ist eifrig damit beschäftigt den Kopf ihrer etwa achtjährigen Tochter nach Ungeziefer abzusuchen. Kommen Kunden herein, so wird die Jagd so lange eingestellt, bis diese abgefertigt sind.

#### Capitel XXIII

Um diese Jahreszeit, also im Herbst, wird von den Italienern häufig ein sogenannter „Fair“ arrangirt, wobei ganze Strassen zwei oder drei Blocks lang für den Verkehr abgesperrt werden, um allerlei Zelten und Verkaufs-Buden an beiden Seiten der Strasse Raum zu geben.

Da wird denn alles Denkbare verkauft, verloost oder verspielt und geht es manchmal Abends zu wie in ein Pandomänium.

Diese „Fairs“ werden gewöhnlich von katholischen Kirchen-Gemeinden in Scene gesetzt, und ist der Gewinn zum

Seite 197

Nutzen der betreffenden Gemeinde bestimmt, doch machen immer viele Privat-Personen ein Geschäft daraus.

Eine Hauptnummer im Programm ist immer das Herumführen, auf einem niedrigen Wagen, der Statue irgend eines Schutzheiligen.

Dann wird von den Besuchern Silbergeld in den Wagen geworfen. Der gute Heilige selbst wird aber von Kopf bis Fuss mit Papiergeld, wobei es an 5- und 10-Dollarnoten nicht fehlt, beklebt. – O sancta simplicitas!

Natürlich muss nun diese Statue von einem Priester eingesegnet worden sein, um die vermeintliche Heil- und Wunderkraft zu besitzen.

In Bezug auf einen solchen hölzernen Heiligen erfuhr ich von einer, mir bekannten Italienerin vor kurzem ein ergötzliches Geschichtchen:

Nämlich ihr Onkel hatte im vorigen Jahre die Procession eines solchen Heiligen geleitet, dabei aber von den aufgeklebten Greenbacks verschiedene für sich selbst abgelöst, ehe er ihn dem Priester gezeigt hatte.

Dies musste letzterem wohl zu Ohren gekommen sein, und als nun der pfiffige Onkel auch für die diesjährige „Fair“ seinen Heiligen bereit hatte, und zur Einsegnung in die Kirche brachte, schrie ihn der Pfarrer an: „Hinaus! und zum Teufel mit deinem Heiligen! Er ist nicht ehrlich, und wird nicht eingesegnet!“

Damit war dem guten Onkel das Spiel verdorben.

Ja, ja, es muss noch tüchtig eingeheizt werden unter den americanischen Schmelztiegel ehe Italiener und Juden sich mit der Gesamtmasse vereinigt und verbunden haben.

December 1916

Im Vorhergehenden habe ich nun wohl genug berichtet über Juden und Italiener, diese beiden Extreme sowohl in religiösen als auch in moralischen Ansichten, und werde zum Schluss des Jahres einen kurzen Ueberblick der jüngsten Ereignisse documentiren.

Immer noch wüthet der Europäische Krieg. Doch sind von deutscher Seite aus Friedensgedanken ausgegangen, und hat in Folge derselben unser President Wilson, der beiläufig gesagt, im November mit Ach und Krach wieder

Seite 198

neu erwählt wurde, (Nota bene: Unter Verbreitung des Wahlspruches: Vote for Wilson, he will keep us out of war!) eine Note an alle am Krieg beteiligten Nationen abgeschickt, worin er dieselben ersucht, die Bedingungen, unter denen sie einen Frieden eingehen würden, kund zu thun.

Hoffentlich zerschlägt sich die Sache nicht wieder, und kommt ein, auch für Deutschland ehrenhafter Friede zustande. Es wird wirklich Zeit, dass der mörderische Krieg ein Ende finde.

– – Aus dem Kreise unserer Familie sind in den letzten Monaten drei traurige Todesfälle zu verzeichnen.

Zuerst verunglückte der aelteste Stiefsohn meines Bruders Henry, – Peter. Er wurde bei der Heimkehr von der Arbeit von einem Zuge ueberfahren und auf der Stelle getödtet.

Einige Wochen später erhielten wir die Nachricht, dass Vetter W. Brenstein's aelteste Tochter Jennie, die Frau Dan Erni's in Ellinwood, Ka. ploetzlich gestorben sei.

Und bald darauf kam ein Brief von Schwager W. Pooker mit der traurigen Botschaft dass ihre Tochter, Clara, die früher hier bei uns wohnte, einer Operation erlegen sei.

Die Abgeschiedenen waren alle junge, gesunde Leute im Alter von 25 bis 30 Jahren, und die nächsten Anverwandten wurden alle hart dadurch betroffen.

Möge der Herr ueber Leben und Tod sie trösten, und die Zeit ihre Wunden heilen.

Uns Alten aber sollte das Hinsterben dieser jungen Menschenkinder daran erinnern, dass auch unsere Zeit bald kommen wird, und wir uns bereit machen sollten dem Ende mit Ruhe entgegen sehen zu dürfen, im festen Glauben an Gott und unserem Heiland.

Das liebe Weihnachtsfest ist nun wieder vorüber. Wohl haben die Kinder und auch die Grossen in der Familie die ueblichen Geschenke erhalten, doch eine frohe Feststimmung war nur unter den Kindern zu bemerken. Die neulichen traurigen Ereignisse lagen für die Erwachsenen noch zu nahe.

Am Sonntag vor Weihnachten wurde das Töchterchen unserer aeltesten Tochter Anna – Mrs. G. A Staehling – getauft.

Seite 199

Sie erhält den Namen Annette Elizabeth. George und Anna freuen sich dass sie nun ein Paar haben, einen Sohn u. eine Tochter, und wir freuen uns mit ihnen, denn an unseren Enkelkindern haben wir unsere helle Freude.

Durch sie fühlen wir uns manchmal wieder jung, obschon in dieser Behauptung scheinbar ein grosser Widerspruch liegt, da man ebensowohl das Gegentheil annehmen könnte. –

Das Jahr 1916 ist nun seinem Ende sehr nahe, und wir sehen seinem Nachfolger erwartungsvoll entgegen.

Schon im dritten Jahr wüthet nun der Krieg in Europa ohne Unterbrechung. Es gingen vor einigen Wochen von Deutschland und seinen Verbündeten Vorschläge zu einem Friedensschluss aus. Aber ob die Entente-Alliirten in ihrer Verblendung darauf eingehen werden ist eine grosse Frage.

Ihre Verluste, so gross sie sind, scheinen ihnen noch nicht genug zu sein, denn Deutschland ist ja noch nicht besiegt. Im Gegentheil, Deutschland hat gesiegt, doch England und seine Vasallen wollen es nicht zugeben, und schreien noch immer mit grosser Bravour, dass nicht Friede werden könnte, ehe Deutschland auf den Knien darum bittet.

Ja, dann freilich dauert der Krieg so lange bis sie selber in solcher Lage gekommen sind, und das jetzt so grossmüthig handelnde Deutschland ihnen, das heisst den noch uebrig gebliebenen, den Frieden mit dem Schwert dictirt.

Möge der Allmächtige, um das Leben der Tausende und Abertausende willen, die dann zuvor noch geopfert werden müssten, ein Einsehen haben, und mit einem gewaltigen: „Bis hierhin und nicht weiter!“ dazwischen treten. – Möge dies zum Anfang des neuen Jahres zur Wahrheit werden.

#### Capitel XXIV

Januar 1917 – „Ein gesegnetes Neujahr!“ – „Ein glückseliges Neues Jahr!“ – So klingt es heute wieder von nah und fern, von Ohr zu Ohr und per Telephone.

Und der Wettermann freut sich auch und lacht, und lässt die liebe Sonne auf die glücklichen Menschenkin-



Seite 200

der scheinen, als wenn es schon Frühling wäre.

Wir waren zur Jahreswende bei unseren Kindern George u. Anna und haben im Kreise vieler Lieben das neue Jahr begrüsst, und einige frohe Stunden verlebt.

Vielversprechend ist der Anfang des Jahres 1917. Möge der Fortgang und das Ende desgleichen sein, für uns alle hier, und auch für das deutsche Volk.

Februar 1917 – Der fängt gut an! Vom 4<sup>ten</sup> bis zum 6<sup>ten</sup> war das Wetter von 5° bis 14° unter Null. –

Dabei herrscht hier eine Kohlennot. Auch eine Folge des Krieges.

Denn die Munition-Fabrikanten nehmen fast alle Eisenbahn-Frachtwagens in Anspruch um ihr Fabrikat nur recht schleunig in die Hafenstädte zu befördern, und an Versorgung des Volkes mit den Notwendigkeiten des Lebens wird nicht gedacht.

Um den Fass den Boden auszuschlagen, kommt nun auch noch die Nachricht aus Washington dass President Wilson die diplomatische Verbindung mit Deutschland abgeschnitten und der deutsche Botschafter, Graf von Bernstorff seinen Abschied bekommen hat, und gleichfalls unser Ambassador Mr. Gerard aus Berlin zurück berufen ist.

Dies soll die Antwort sein auf die Erklärung des Kaisers, dass am 1<sup>ten</sup> Februar 1917 die Nordsee blockiert und ein rücksichtsloser Tauchboot-Krieg in Scene gesetzt werden wird.

Freilich bot er es den Vereinigten Staaten von N.A. an, zwei Schiffe wöchentlich nach Falmouth, Engl. passiren zu lassen.

So wird denn wohl zu guter letzt noch unser Land in den Krieg hinein gezogen, und gegen Deutschland kämpfen werden.

Und es dauerte auch nicht lange, da ging der Tanz los. Unser neu erwählter Pres. Woodrow Wilson entpuppte sich nun erst recht als ein fanatischer Deutschen-Hasser. Der Wahlschrei: „he will keep us out of War!“ war nur ein Mittel zu dem Zweck gewesen, die grosse Mehrzahl der Stimmen des Volkes, und namentlich der Deutsch-

Seite 201

Americaner zu erhaschen, die keinen Krieg wollten.

Mittlerweile kamen täglich mehr spitzfindige und erlogene Hetzereien gegen die Deutschen, und die Deutsch-Americaner in den oeffentlichen Zeitungen.

Thatsache war nur, dass die deutschen Unterseeboote die meisten Handelsschiffe, hauptsächlich diejenigen, die Munition für die Feinde an Board hatten, ohne weiteres bombardirten und zum Versinken brachten.

Es gibt wohl kein Gegenstück in der Weltgeschichte, wo ein Krieg mit solchen Mitteln, solcher Raffinirtheit, wie dieser Weltkrieg geführt wurde.

In der Luft die Zeppeline und Luftschiffe, auf der Erde die grossen Kanonen, Bomben und giftigen Gase. Unter dem Wasser die Tauchboote! –

Heere von Millionen sich feindlich gegenüber stehend, täglich tausende von Menschenleben opfernd.

Was für Menschen? Und wozu? – Lieber Leser, wenn du es kannst, ich kann es nicht begreifen, warum dies so sein muss. –

„Sie kämpfen für ihr Vaterland,“ sagst du! –

Freilich, aber die meisten von denen die dort auf beiden Seiten stehen, um ihre Mitmenschen, die sie gar nicht einmal kennen, nieder zu schiessen, sind Menschen die bisher friedlich gelebt, gearbeitet haben und meistentheils mit ihrem Loose zufrieden waren.

Nun entstand Streit unter den Fürsten, politischen oder Handels-Grössen. Die überklugen Diplomaten können es nicht mehr ins Geleise bringen.

Da muss dann der friedlich gesinnte und ganz unschuldige Kern des Volkes aufgeboten werden, die faule Sache austragen zu helfen und ins Feld zu ziehen. Und nicht alle kommen sie zurück. Viele als Krüppel – noch mehr bleiben – auf dem Felde der Ehre. – Heldentod!

Gewiss, sie starben den Heldentod, weil sie ehrlich waren, und ihr Vaterland lieb hatten!

Aber musste es durchaus so sein? –

Nicht immer ist das Vaterland bedroht, wenn die Kriegs-Posaune geblasen wird. Viel öfter ist der Grössenwahn

Seite 202

des Herrschers, oder die Eifersucht der Grossindustriellen und die Geld- und Eroberungs-Gier einiger hochgestellten, aber gewissenlosen Personen die wirkliche Ursache einer Kriegserklärung.

Das Volk wird durch die Zeitungen, die zu solchen Zeiten fast alle in Diensten der Anstifter des Krieges stehen, künstlich bearbeitet, aufgereizt und gehetzt, bis zum Fanatismus, obgleich wenn eine ehrliche Abstimmung vorgenommen worden sei, die Mehrzahl der Wähler sich gegen den Krieg erklärt hätten.

Doch das Volk hatte diesmal keine Stimme. Der President erklärte Krieg gegen den Kaiser, wohlgemerkt – nicht gegen das deutsche Volk – worauf ich später noch zurück komme. Es wurde von Anfang an „gedrafted“, d.h. jeder der in dem Alter und seiner physischen Qualification nach in die Rubrik „Militairpflichtig“ passte, wurde eingezogen, einige Zeit nach einem Trainingscamp geschickt – und fort gings – nach Frankreich, um gegen die „Huns“ zu kämpfen.

Bald standen unsere Jungens im heissesten Kugelregen. sie kamen den verzagenden Franzosen, Belgiern und Engländern gerade zur rechten Zeit, denn in einigen Wochen später, wären diese gründlich geschlagen worden.

Die americanischen Soldaten kämpften, wie zu erwarten war, wie die Helden, obwohl sie zu tausenden fielen.

Die Deutschen fingen an kriegsmüde zu werden. Dann erliess unser Pres. Wilson seine weltberühmt gewordenen „14 Punkte“. Diese wurden per Luftschiff ueberall in Deutschland und Oesterreich unter das Volk gebracht. Da sie viele annehmbare Bedingungen zu einem Friedensschluss enthielten, wurden sie in Erwägung gezogen, denn das Volk sehnte sich nach Frieden.

So kam es denn bald zum Waffenstillstand und zum Versailler Frieden. Der Kaiser entfloh nach Holland, wo er zu Doorn ein unantastbares Asyl fand. Der alte Kaiser Franz Joseph von Oesterreich war vor Ende des Krieges gestorben.

Seite 203

Der Czar von Russland wurde sammt seiner ganzen Familie erschossen. So weit war es gekommen im Jahr 1918. – Ganz anders als man sich den Ausgang etwa vorher gedacht hatte.

Doch – wir athmeten auf – das Blutvergiessen wenigstens hatte ein Ende. Wir hofften das nun auch das Hetzen gegen alles, was einen deutschen Anstrich hatte hier bei uns, aufhören würde. Aber leider ist ein Feuer schneller angezündet, als es gelöscht werden kann. – Deutsche Schulen, Kirchen und Vereine, ja die deutsche Sprache ueberhaupt, sind bis auf diesen Tag noch anstössig geblieben, – namentlich bei den ungebildeten Klassen.

Und für die Deutschen wurde die Noth nun noch grösser als während des Krieges. Das Deutsche Reich wurde eine Republik, doch durch die Bestimmungen des Versailler Vertrags, durch so grosse „Gutmachungs“-Summen seitens der Entente gezwickt, dass es nicht vorwärts kommen kann. Als es seine Zahlungen nicht mehr einhalten konnte, wurde, ausser den noch anwesenden Besatzungstruppen, Frankreichs, Englands, Belgiens und Americas in der Rheinprovinz, auch noch die Ruhrgegend, von Frankreich besetzt, und zwar meistens mit ihren schwarzen Soldaten aus Africa. Diese verüben dort solche Scheusslichkeiten, dass es eine Schmach für die ganze civilisirte Welt ist, es geschehen zu lassen. – Keine einzige Nation bezeugt genug Gerechtigkeits-Gefühl, um dagegen eine Lanze einzulegen. Nein – nichts für Deutschland!

Die hiesigen Deutschamericaner zwar helfen so viel wie sie auf privatem Wege leisten können, doch das ist bei der grossen Noth wie ein Tropfen im Meer.

Ich stehe noch immer im Briefverkehr mit meinen Verwandten in Ostfriesland, und weiss daher dass die meisten früher wohlhabenden Familien, jetzt gänzlich verarmt, und auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen sind. Obendrein ist die Valuta, die deutsche Mark nicht mehr das Papier werth, auf dem es gedruckt ist.

Vierter Theil – Capitel I

Post bellum! – Jawohl, der Krieg ist längst vorbei, Aber wo und wie stehen wir jetzt? Wie sieht es aus in der civilisirten Welt? Ist durch den Versailler Vertrag wirklich Frieden geworden?

Keinesfalls! Die Deutschen, ja die sind geknebelt und wehrlos gemacht. Aber die Entente-Maechte, vor allem die Franzosen, sind damit noch nicht zufrieden, sondern suchen Deutschland auf alle Art und Weise gaenzlich zu vernichten und auszusaugen. Und so bleiben die unnormalen Zustände, die der Krieg hervorbrachte, fortbestehen.

Theurung, Geldmangel, Hungersnoth, fast ueberall.

Bei uns sind zwar die Arbeitslöhne höher als je zuvor. – Doch dass ein Arbeiter dabei grössere, oder gleiche Ersparnisse machen kann als bei früherem geringerem Lohn, ist ein Irrthum.

Für alles was er gebraucht, Nahrungsmittel, Kleider, Hausrente u.s.w. muss er mehr als 60% mehr zahlen, als vor dem Weltkriege. Und das wird voraussichtlich noch lange so bleiben, wenn nicht unverhoffte Ereignisse eintreten.

Nun, wir wollen es abwarten, lieber Leser, wenn wir so lange leben.

Und dabei kommt mir der Gedanke an die Vielen, auch in unserem Bekannten- und Familienkreisen, die es auch abwarten wollten, aber das Ende nicht sahen – vielleicht war es besser so, denn sie erwarteten nicht einen solchen Ausgang, wie er leider gekommen ist.

Es sind seit Beginn des Krieges, verschiedene alte Mitglieder selig entschlafen.

Zuerst starb Onkel Gerhard zu Bourbon Mo. Seine Frau, Tante Margarethe, die aelteste Schwester meiner Frau, kam nach einiger Zeit zu uns, um ihr Heim hier aufzuschlagen. Leider sollte es nicht für lange sein, denn sie starb im ersten Jahre ihres Hierseins.

Dann kam vor etwa einem Jahr unser Schwager Gustav Busch mit seiner I. Frau, Lina, auch eine

Seite 205

Schwester meiner I. Frau, aus Nebraska, um den Winter hier zu verbringen, abwechselnd bei seiner verheirateten Tochter Margaret in Deerfield Ill. und bei uns. Im Februar 1922, als sie schon einige Wochen bei uns geweilt hatten, wurde der Husten Tante Linas, den sie schon aus Nebraska mitbrachte so schlimm, dass der Doctor hinzugezogen werden musste. Allein, sie wurde schlimmer und schwächer von Tag zu Tag, und starb nach etwa einer Woche ihrer Krankheit. Sie entschlief selig in dem Herrn, als eine gute Christin.

So wie ich damals mit der Leiche Tante Margarets nach Bourbon, Mo. zur Beerdigung reisste, reisste jetzt Gustav Busch mit der seiner geliebten Frau nach Davenport Neb. – ein gebrochener Mann. Im nächsten Jahr hätten sie ihre goldene Hochzeit feiern können, worauf sie sich sehr freuten. Doch die Wünsche der Menschen gehen ja so oft nicht in Erfüllung. Der Allmächtige lenkt es anders.

Auch meine I. Cousine in Deutschland, Johanna Tebbens, wurde in diesem Frühjahr von ihrem langen Krebsleiden durch den Tod erlöst. Sie war fast zwei Jahre bettlägerig, und hatte den Tod schon lange herbei gewünscht. Vor dem Kriege hatte sie ein ziemlich grosses Vermögen, doch war sie schliesslich, Dank den dortigen Verhältnissen, gaenzlich verarmt so dass sie auf Unterstützung angewiesen war. Sie und der Schwager Scharphuis wohnten immer noch in dem früheren Hause meines Grossvaters – der Tummelplatz unserer Kinderjahre.

Alle oben erwahnten Verstorbenen standen im hohen Alter, weit in den Achzigern.

Mit Cousine Johanna starb der Familien-Name Tebbens in Deutschland aus. Doch in America scheint das noch gute Weile zu haben, denn es ist seit einem Jahre auch wieder ein dritter Christoph Johann vorhanden – der erste Sohn meines Neffen Christoph Johann, Sohn meines Bruders Henry Zacharias Tebbens.

Wenn es weiter geht, hat das Aussterben keine Noth.

Wenigstens wollen wir es hoffen, denn bei dem tollen Treiben der jetzigen Zeit kommt es ja nicht selten vor, dass ganze Familien gleichzeitig ihr Leben einbüßen müssen – durch Mord, durch Feuer, und nicht am wenigsten durch fahrlässiges Handhaben der Automobile.

Vor einem Jahr wäre auch uns um ein Haar ein solches Unglück zugestossen.

Nämlich unser Schwiegersohn George Stähling hatte uns mit seinem Auto zum Besuch bei ihnen abgeholt. Ausser meiner Frau, Gladys Gareiss und ich, befanden sich noch Herr und Frau Stähling senior, und George mit seiner Frau im Gefährt. Wir waren noch keine zehn Blocks gefahren, als an der Kreuzung der Morgan und 63<sup>ten</sup> Strassen eine Strassencar, die an der Ecke hätte halten sollen, dies nicht that. George sah die Gefahr als er eben die Strasse kreuzen wollte, und lenkte seitwärts ab. Leider nicht früh genug um ein Collidiren mit der Strassenbahn zu vermeiden, doch aber noch nicht zu spät um uns vor Beschädigung zu hüten. Denn wären wir 2 bis 3 Fuss weiter vorwärts gewesen, so wäre keiner von uns mit dem Leben davongekommen. So wie es war, war der Anprall so heftig, dass die ganze Maschinerie in George's Auto so demolirt war, dass er die Car nicht mehr gebrauchen konnte. Wir aber dankten Gott das es nicht schlimmer abgelaufen war.

Nun war es gut, dass wir durch eine recht komische Situation, schnell unseren Schrecken vergassen. Ich hatte nämlich als wir abfahren eine Flasche Wein eingewickelt und in das Auto gelegt. Als wir nach dem Malheur alle auf der Sidewalk standen, erinnerte mich ein Geruch daran, und ich fragte Herrn Staehling sen., wo die Flasche geblieben sei. Wir sahen uns um danach, und fanden bald dass Frau Staehling dieselbe vorsichtig unter ihrem Mantel hielt, aber leider „upside down“, und da der Kork nicht recht passte, rieselte der schöne Wein auf die

Seite 207

Strasse. Schnell sprang Herr Staehling auf sie zu, und berichtigte die Lage dieses verpönten Artikels, der ja in unserem freien Lande gar keine Existenz-Berichtigung mehr besitzt. – Das hätte schön werden können! Die Streetcar-Beamten, hätten sie es gemerkt, würden jedenfalls Capital daraus geschlagen haben, um die Schuld des Unfalls auf uns zu schieben. Ja, sie hätten uns auch vielleicht noch einlochen lassen, als Uebertreter des „Volstead Law“.

Wir nahmen nun die Streetcar und fuhren nach George und Anna's Haus. George kam erst mehrere Stunden später – ohne Auto. Das hatte er nach längerer Schererei in eine Auto-Repair-Shop ziehen lassen.

## Capitel II

Wir sind im Jahre 1924. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, sowohl in Europa als bei uns, lassen immer noch viel zu wünschen uebrig. Es werden wohl ab und zu einige Lebensmittel etwas billiger, aber auch der Arbeitslohn wird hie und da beschnitten.

Man kann zwar nicht sagen dass die Zeiten schlecht sind, denn die meisten Fabriken und Geschäfte arbeiten unter vollem Betrieb. Arbeit gibt es in allen Branchen vollauf. Aber dass ein Arbeiter mit Familie wie früher in einem Jahre 3<sup>00</sup> bis 500<sup>00</sup> Dollars auf die Seite legen kann, ist nur sehr wenigen möglich.

Hier in Chicago, wie fast ueberall wird viel gebaut. Die Hausrente ist so hoch geschraubt, dass wer nur irgend kann, sich gerne selber ein Häuschen baut, um derselben zu entgehen. Und mit vollem Recht, denn in acht bis zehn Jahren würde er mit monatlichen Abzahlungen in der Höhe der Rente, sein eigenes Bungalow oder Cottage frei haben können. So haben es auch unsere Tochter Hättie und ihr Mann, Byron Lee gemacht, und sich ein Brick-Bungalow, südwestlich von uns angeschafft.

Es liegt in einer vielversprechenden Nachbarschaft, und werden sie jedenfalls kein Geld daran verlieren.



Seite 208

Dies ist nun wieder das wichtige Jahr der Wahl eines neuen Präsidenten. Pres. Harding starb im vorigen Jahre, u. wurde V. Pres. Calvin Coolidge dadurch zum Präsidenten. Wahrscheinlich wird er im Nov. wieder erwählt werden.

Am 28. Febr. d. J. hatte ich das Unglück, von einer Streetcar abzurutschen, wobei ich meinen rechten Arm ausrenkte u. an der Schulter verletzt wurde. Ich musste zwei Wochen zu Hause liegen. Der Doctor sagte mir gleich, dass es lange Zeit nehmen werde bis mein Arm wieder gänzlich geheilt sei. Es scheint als ob er nie wieder ganz in Ordnung kommen sollte, denn ich kann ihn bis heute noch nicht viel gebrauchen.

Daher ist es gut, dass wir unsere Häuser, ausgenommen unser Wohnhaus, vor einiger Zeit verkauft haben, da habe ich nicht mehr so viele Reparatur-Arbeiten mehr zu besorgen.

Nun, der Wahltag ist vorüber, und so ausgefallen wie ich oben andeutete – Pres. Calvin Coolidge – und die meisten anderen Republikaner sind wieder im Amt. Wir wollen hoffen dass sie sich bewähren als gute Staatsmänner und Volkswirtschaftler. Lange schon brauchen wir solche. So wie heute hat sich die Verbrecherwelt noch nie hervorgethan. Raub und Mord, Tag für Tag. Da war zuerst der „Leopold und Loeb“-Fall. Millionärs-Söhne jüdischer Abkunft, welche einen anderen jüdischen Knaben von 11 Jahren, einen Nachbarssohn, entführen, ermorden, und dann seinem Vater schreiben dass er für \$10.<sup>000</sup> Lösegeld seinen Sohn lebendig wieder erhalten solle. Und solche Schandbuben werden nicht gehängt, sondern kommen mit lebenslänglicher Zuchthaus-Strafe davon! Lebenslänglich?

Wenn du, lieber Leser, die heutige Handhabung der Gesetze in den U.S. einigermaßen studirt hast, dann weisst du auch, wie ein Millionär – verurtheilt zu lebenslänglicher Zuchthaus-Strafe – in fünf oder zehn Jahren wieder ein freier Mann ist. Sein Mammon und Advokaten-Kniffe oeffnen den Kerker.

Doch, das ist nur ein Fall. Noch viel scheuslichere Morde sind an der Tagesordnung. Und die vielen Diebstähle und Raubanfälle. Es ist so weit gekommen, dass man auf der Strasse nicht mehr sicher ist, ob nicht ein Auto an dem Seitenweg heran fährt und ein paar Kerle dir befehlen „Hands up!“ Thust du es nicht schnell genug, so schlagen sie, bestenfalls, dich nieder und rauben dich aus. Ebenso leicht ist es möglich, dass eine Revolverkugel dich tot hinstreckt. – Gefangen werden solche feigen Schurken fast niemals, da sie mit dem Auto gleich wieder verschwunden sind. – Dies ist nicht soviel die Schuld der Polizei, als die der lauen Richter. Wir haben viele tapfere Polizisten, viele sind auch schon den Heldentod in Ausübung ihres Berufes gestorben. Aber wenn auch wirklich gefährliche Verbrecher eingefangen werden, kommen sie doch meist mit leichter Strafe davon. Nach einiger Zeit kommen sie, auf Parole, wieder unter die Gesellschaft, und treiben dann ihr Spiel aufs Neue.

Der Danksagungstag war für uns dieses Jahr ein recht denkwürdiger Festtag. Hatten wir doch, was schon lange Zeit nicht mehr vorgekommen ist, unsere sämtlichen Kinder und Enkeln, sowie Bruder Henry und Frau bei uns zu Tische. Unser Sohn Wilke mit Familie waren auf einige Tage von Wayne, Pa., gekommen, und so gab es eine richtige „Family Reunion“. Wir waren siebenzehn an der Zahl. Nun ist auch schon das liebe heil. Weihnachtsfest ein Theil der Vergangenheit. Auch dieses war ein recht fröhliches Fest. Wir feierten es theilweise bei George & Anna und bei Byron & Hattie. Erwachsene wie Kinder wurden reichlich beschenkt. Leider war das Wetter recht kalt, was auch die Freude etwas abkühlte. Abends war es verschiedene Grad unter Null.

Auch seitdem ist es kalt geblieben, und muessen die Kohlen stark herhalten.

Hoffentlich hat es sich bis zur Neujahrsfeier ausgetobt.

Sylvester Abend waren wir zum Abendgottesdienst

Seite 210

in unserer Kirche. Herr Pastor G.A. Faudrey hielt eine, zu Herzen gehende Predigt ueber die Vergänglichkeit der Zeit, und aller irdischen Dinge ueberhaupt. Dann sangen wir, die meisten wohl mit grosser Inbrunst das schöne alte Loblied.

„Nun danket Alle Gott. Mit Herzen Mund u. Händen.“

Und so wollen wir es halten, denn wenn wir Umschau halten, so haben wir im verflossenen Jahre doch recht viel Gutes genossen – vor Allem Gesundheit, und keinen Todesfall in der Familie im Lauf des Jahres zu verzeichnen gehabt. – Gebt unserm Gott die Ehre.

Br. Henry u. Kate gingen von der Kirche mit uns nach Hause, und dort fanden wir auch meinen Neffen Henry – Br. Johann's Sohn. – und da haben wir dann in aller Gemüthlichkeit, bei einem Gläschen Wein die letzten Stunden des Jahres, ueber alte, längst entschwundene Zeiten plaudernd, zugebracht. – Ja, „lang, lang ist's her“ seitdem wir Kinder waren – und dennoch haben wir ueber manche Begebenheiten ebenso herzlich gelacht, als wenn sie eben erst geschehen wären.

Da – die Uhr schlägt 12 – das neue Jahr ist da – alle Dampfpeifen der Fabriken ertönen – viele Glocken läuten – wir springen auf und wünschen uns ein gesegnetes neues Jahr, dann ertönt das Telephone und Anna und Hattie, sowie die Enkeln, wünschen auch ein „Glückseliges Neujahr!“ – Möge der liebe Gott es wollen, und uns Allen auch im neuen Jahr Gesundheit und ein zufriedenes Herz bescheren.

Capitel III

A.D. 1925. – Hell brach der Morgen des Neujahrs-Tages an, aber es war ein recht kalter Anfang. Nach dem Morgengottesdienste fuhren wir hinaus zu Byron und Hattie, wo die ganze Familie zu Mittag eingeladen war, und auch vollzählich erschien. Es gab wiederum ein recht schönes Familienfest, und musste ich unwillkürlich an viel vergangenes denken.

Vieles hätte besser sein können, vieles aber auch schlechter. Zu Neujahr werden viele gute Vorsätze gefasst, sehr wenige aber werden durchgeführt: Ich machte keine, aber es entstand in mir der Wunsch dass wir alle am Ende des Jahres u. zu Anfang des Nächsten uns in so guter Verfassung befinden möchten, als eben jetzt.

Was es auch bringen mag, es ist Gottes Wille, und so wollen wir in das neue Jahr eintreten, und unsere Pflicht und Schuldigkeit thun so gut wir können.

Obwohl auch dieses Jahr nicht ausreichen wird, alle Not und alle betrübenden Zustände der letzten Zeit auszumerzen, wollen wir der Hoffnung leben, dass doch manches gethan werden mag, um Besserung zu schaffen.

Am 30. Januar absolvirte unsere Enkelin Gladys Gareiss die Elementar-Schule (Grammar School) in Ehren. Sie wird jetzt die Hochschule besuchen, hoffentlich mit ebenso gutem Erfolge.

Ja, die Enkelkinder werden auch schon gross, wachsen uns thatsächlich ueber den Kopf. Willie u. Earl Gareiss sind grösser als ich und Gladys ist so gross als meine liebe Frau. Man wird alt!

Das schadet aber nicht, und passirt allen Menschen, die lange leben. Wenn man sich nur so recht von Herzen freuen kann über das körperliche und geistige Gedeihen seiner lieben Nachkommen.

Bei so vielen zu bedauernden Eltern ist leider oft das Gegentheil der Fall.

Nun haben wir schon fast die ersten zwei Monate des Jahres hinter uns, und es ist heute Abend, am 26<sup>ten</sup> Feby. wieder so kalt, wie es den ganzen Winter nur ein paar Tage gewesen ist. Dabei wird unser Kohlen-Vorrath, so wie so schon sehr zur Neige gehend, wohl nicht bis zum warmen Wetter ausreichen. Die Winter-Feuerung hier in Chicago kostet mehr als dreimal so viel als alle Ausgaben für Gas, Electricisches Licht, Telephone und Wasser zusammen.

August 1. – 1925. – Lange bin ich nicht mehr dazu gekommen, weitere Aufzeichnungen zu machen. Der Frühling verging, mit meistens nassen und kalten Wetter und nun stehen wir schon mitten im Sommer. Und nun sollte man meinen, würden die Raub- und Mordthaten, die in den letzten Jahren in unserem Lande, und – leider – namentlich in unserer guten Stadt Chicago nur zu häufig vorkamen, weniger werden, da doch überall Arbeit zu finden ist.

Doch das ändert für die professionellen Banditen nichts an der Sache. Sie wollen eben keine ehrliche Arbeit verrichten, und werden so frech ihr verbrecherisches Thun am hellen Tage zu betreiben.

So unternahmen vor einigen Tagen fünf Raubgesellen um drei Uhr Nachmittags ein grosses Hotel, das Drake Hotel auf der Nordseite, zu berauben.

Das erste war dass sie den Cassirer erschossen. Sie hatten schon die Summe von \$10000<sup>00</sup> ergattert. Doch diesmal erging es ihnen schlecht. Ehe sie entkommen konnten, war die Polizei zur Stelle. Zwei wurden auf der Stelle getöted. Ein dritter verwundet. Den dritten fand man in einer Doctors Office, wo er sich eine verwundete Hand verbinden liess. Doch der vierte, und eigentlich die Hauptperson, denn er hatte die Beute an sich genommen, entkam, und ist auch bisjetzt noch, obwohl eine Belohnung von \$7000<sup>00</sup> für seine Habhaftwerdung, tot oder lebendig, ausgesetzt sind, noch auf freiem Fusse. – Wie es heisst sollen alle gehängt werden, und es wäre gut, wenn einmal ein solches

Seite 213

Exempel constatirt würde. Nur zu leicht kommen die meisten Raubmörder, wenn sie wirklich erhascht worden sind, davon. Es finden sich immer Politiker und raffinierte, gewissenlose Advokaten, die ein Schlupfloch für sie zu finden wissen. Und dann wird weiter geraubt und gemordet, und zwar nicht nur von diesen überführten Verbrechern, sondern die leichte Strafe bringt wieder andere auf die Idee, dass es leichter ist zu stehlen bzw. zu morden, als auf ehrliche Weise sein Brod zu verdienen.

Sieht man sich solchen Zuständen gegenüber gesetzt, so kann man sich nur freuen, dass neulich in Dayton, Tennessee, der Lehrer Scopes, welcher, den Gesetzen seines Staates entgegen gesetzt, seinen Schülern die Lehre Darwin's über Evolution einpaukte, um \$100<sup>00</sup> bestraft wurde. Dieser Fall erregte ungeheures Aufsehen im ganzen Lande, ja sogar in Europa. Die Frage war: „Wer hat recht, die Wissenschaft oder die Bibel?“

Von allen Seiten kamen Gelehrte Professoren um die Sache der Evolution zum Siege zu verhelfen. Da war namentlich der berühmte Advokat Darrow, ein Atheist, der sich am abfälligsten über die Lehre der Bibel ausliess.

Doch er fand einen ebenbürtigen, ja überlegenen Gegner in der Person des ehemaligen Presidentschafts-Candidaten William Jennings Bryan, der die Sache christlicher Religion würdig zu vertheidigen verstand, und den Sieg davon trug.

Dies mag für ihn ein viel weittragenderer Verdienst sein, als mancher einzugestehen gewillt ist.

Schon jetzt ist die Vernachlässigung der Jugend in Bezug auf religiösem Unterricht ein Grund mit für das Ueberhand nehmen von allerlei Verbrechen.

Wem die Unterlage der christlichen Lehre fehlt, hat meistens ein sehr weites Gewissen, und handelt danach. Unzweifelhaft zwar schreitet die nachfor-

Seite 214

schende Wissenschaft immer vorwärts, und die Lehre über Evolution ist nicht einfach zu verwerfen, da die bisher gemachten Auffindungen von Skelette in den verschiedenen Schichten unserer Erde dafür sprechen. Doch dass der Mensch vom Affen abstammen soll ist dadurch keineswegs bewiesen. Wo immer man vorzeitliche Ueberreste von Menschenknochen fand, fand man ebensolche von Geräten, Waffen und dergleichen in der Nähe.

Ein Beweiss dafür, dass diese vorgeschichtlichen Bewohner der Erde auch schon Menschen, und nicht Affen waren. – Doch genug – wir Christen glauben dass der Mensch als Mensch von Gott erschaffen wurde, und der alte W.J. Bryan, der unter anderem sagte, er glaube an die Bibel „From cover to cover“ hat diesen Glauben, der allein dem Leben Werth geben kann, herrlich vertheidigt. Leider gibt es nur wenige seines Standes und in seiner Stellung die den Muth zu einer solchen oeffentlichen Stellungnahme hätten.

Es ist zu bedauern, dass er, gleich nachdem der Fall Scopes erledigt war, eines plötzlichen Todes, noch in Dayton, Tenn., sterben musste. – Man hat ihn im Leben oft lächerlich zu machen versucht – auch ich bin nicht von seiner Partei, und habe nie im Leben für ihn gestimmt – doch heute trauert die ganze Nation über ihn. Er war ein aufrichtiger, gläubiger Christ und starb auch als ein solcher – Suum quique – Ehre dem Ehre gebührt.

#### Capitel IV

Die Zeit der Ferien, und somit die Zeit der Ausflüge, und Vergnügungs-Reisen ist jetzt wieder einmal da. Mein Schwager W. Brenstein hat sich vorgenommen noch einmal die alte Heimat zu besuchen, und uns, sowie andere alten Verwandten dringend ersucht, die Reise mitzumachen. Leider vergebens, denn wir stehen noch zu sehr im geschäftlichen Leben, um monatelang abkommen zu können.

Freilich, die Gelegenheit ist sehr verlockend, da von einem gewissen Herrn Neumann eine „Europa-Excursion“

Seite 215

arrangiert wird, wofür die Kosten der ganzen Reise, alles mitgerechnet, hin und zurück von Chicago aus sich a Person auf etwa \$260<sup>00</sup> bis \$270<sup>00</sup> belaufen werden. Viel weniger als die Hälfte des regelrechten Preises.

Ausser Brenstein haben sich etwa sechs Frauen aus unserer Gemeinde dieser Veranstaltung angeschlossen. Am letzten Sonntag nach dem Gottesdienste nahmen sie von allen Freunden und Bekannten froehlichen Abschied.

Doch, wie so oft, gilt auch hier wieder der Spruch: „Doch mit den Geschickes Mächten, ist kein ewger Bund zu flechten – Und das Unglück schreitet schnell“. Am Dienstag fuhren sie nach New York ab, doch in New Jersey verunglückte der Zug, wobei 46 Personen aus Chicago ums Leben kamen. Unter ihnen befanden sich vier der Frauen aus unserer Gemeinde. Drei derselben wurden am Samstag von unserer Kirche aus zur ewigen Ruhe bestattet. Es war eine sehr traurige Begräbnisfeier, woran sich fast die ganze Gemeinde betheiligte.

W. Brenstein und zwei der Frauen waren so glücklich unversehrt davon zu kommen, und setzten die Reise fort. Von ersterem erhielten wir schon einige Briefe, worin er die Einzelheiten des Unglücksfalles schildert. Diese sind so schauderhafter Natur, dass sich meine Feder sträubt, sie dem lieben Leser oder Leserin hier zu wiederholen, wofür man mich wohl entschuldigen wird.

Im Uebrigen schreibt mein Schwager dass es im alten Ostfriesland wieder ziemlich gut aussieht, und die Folgen der schweren Kriegszeit mehr und mehr als ueberwundener Standpunkt erscheinen. Das freut uns. Mag es so fortgehen.

Als Entschädigung für die nicht mitgemachte Deutschlandreise nahm ich mir vor, unserem Sohn Wilke und Familie in Wayne, Pa., einen Besuch abzustatten. Meine Schwiegertochter Leda und Wilke jun. waren vorigen Monat eine Woche bei uns, und mussten



Seite 216

wir ihr versprechen, sie im Laufe des Sommers zu besuchen. Leider hatte meine liebe Frau das Unglück, bei Hinabsteigen in das Basement, einen Fehltritt zu machen, wobei sie so heftig hinfiel, dass ihr linkes Armgelenk sehr schlimm gequetscht und verrenkt wurde. Der Arzt sagte es seien keine Knochen versehrt, doch würde es eine lange Zeit in Anspruch nehmen, ehe sie die Hand wieder recht gebrauchen könne. Sie hat immer noch viel Schmerzen daran.

Trotzdem besteht sie darauf dass ich allein die Reise nach Philadelphia machen soll. – Wir hatten Anfangs geplant, wir beide sowie Gladys und Willie Gareiss, unser aeltester Enkel, per Auto, in des letzteren „Ford“ die Reise zu unternehmen. Doch konnte diese Absicht, gegentheiliger Umstände halber nicht ausgeführt werden. Also reisste ich allein per Eisenbahn, und verblieb dort im Osten zwei Wochen, worüber ich im Nachstehenden des Näheren berichten möchte.

August 12. – 1925

Es war der erste Montag in meiner am 10. Aug. angetretenen 15-tägigen Ferien. Nachdem ich zu Hause von meiner lieben Frau und von Gladys Abschied genommen hatte, brachten mich unsere Tochter Hattie und ihr Sohn Willie zum Bahnhof der Pennsylvania Rail-Road wo der Zug um 3<sup>30</sup> p. M. abfahren sollte. Wir waren zeitig genug zur Stelle, um noch herzlichen Abschied nehmen zu können. Dann kam der Zug und ich stieg ein. Es war nicht sehr besetzt, und konnte ich zwei Sitze in Anspruch nehmen, die ich auch glücklicher Weise bis am nächsten Morgen behalten konnte.

Bald waren wir ausserhalb des Weichbildes von Chicago, und auch aus dem Staat Illinois, und somit in Indiana. Solange es noch Tag war, konnte ich mir die Sandhügel und Farmen ansehen. Wir fuhren durch viel recht mageres Land, und dann auch wieder durch recht gutes. Man kann dies fast immer den Farmhäusern und Scheunen ansehen.

Als es dunkel wurde, suchte ich meinen Lunch hervor und ass einige Sandwiches. Beiläufig gesagt,

Seite 217

hatten sie mich damit, sowie mit Kuchen, Früchte etc. so gut versorgt, dass ich unterwegs nichts kaufen brauchte ausser Kaffee. Drei oder viermal in der Nacht kam ein Mann herum, der Kaffee und Sandwiches feilbot. Ich nahm verschiedene Tassen Kaffee a 10<sup>ct</sup> die Tasse. Er war ganz gut. In der Zwischenzeit machte ich es mir auf meinen zwei Sitzen bequem, und hatte bei Tagesanbruch genug geschlafen, sodass ich recht wohl fühlte, und meinen Beobachtungsposten wieder aufnahm. Wir waren nun in Ohio. Im Osten war der Himmel feuerroth und eben wurde die aufgehende Sonne sichtbar.

Ich habe noch nie einen so wunderbaren, erhabenen Sonnenaufgang gesehen, als an diesem Morgen. Die Sonnenkugel, gross und blutroth, umgeben von einem Feuermeer, schien viel näher zu sein als sonst. Sie schien mit uns in einer Richtung dahin zu rollen, nur ein dichter Nebelschleier über die Felder lag zwischen uns und ihr. Ab und zu, wenn wir in ein Thal hinab fuhren, verschwand sie gänzlich, um dann wieder, wenn es hügel auf ging, noch prächtiger leuchtend wieder hervorzutreten. Es ging jetzt über Hügel und Thäler, durchnetzt mit Bächen und Flüsschen, in denen meist klares Wasser rieselte. Hier sah ich meist schöne, üppige Farmen, mit vielen Obstbäumen, die voller Früchte hingen. Auch viele Towns passirten wir, in denen die schmucken kleinen Häuser fast alle aus Frame gebaut sind, umgeben mit kleinen Gärten, in denen am hinteren Ende fast immer noch ein kleineres Häuschen zu sehen war, ähnlich einem zweistöckigen Hundehause – doch wird es wohl zu anderen Zwecken benutzt werden.

Etwa um 8 Uhr früh erreichten wir Pittsburgh, Pa., wo wir ungefähr eine halbe Stunde Aufenthalt hatten. Ich blieb im Zuge und ass wieder von meinem Lunch. Es war dort auch nicht viel von der Stadt zu sehen, als Eisenbahn-Schienen, Fabricken und dichter Rauch.

Als es dann wieder losging, wurde die Gegend immer

Seite 218

hügeliger, und immer interessanter für einen, der fast sein ganzes Leben in Chicago, wo alles flach ist, zugebracht hat.

Wir haben zu Hause ein grosses, schönes Oelgemälde von den „Thousand Islands“, und ich musste daran denken, als ich hier ganz aehnliche Landschaftspartien zu Gesicht bekam. Unter anderem passirten wir den sogenannten „Horseshoe Curve“, wo die Eisenbahn eine so kurze Wendung machen muss, dass man, in der vierten oder fünften Car sitzend, die Locomotive an sich vorbeifahren sehen kann.

Die Berge wurden immer höher. An vielen Stellen geht die Bahn durch einen Tunnel. Wir kamen durch viele, recht freundlich anmutende kleine Städte und Dörfer, meistens in Thälern, an einem Fluss gelegen und im Hintergrund Gebirge, wo dann die Kirchtürme, auch wenn sie ziemlich hoch waren, wie Spielsachen aussahen. Auch viele herrliche Wälder sahen wir.

Ueberhaupt waren fast alle Berge, wo nicht Farmland war, sehr bewaldet, und wenn ich dann die darunter hinlaufenden Felsen, die durch den Bahneinschnitt sichtbar wurden, und meistens nur von zwei bis drei Fuss hoher Erdschicht bedeckt waren, musste ich mich wundern wie so starke Bäume dort wachsen konnten.

Auch musste ich staunen über die verschiedene Formation und Farbe der Felsen. Schwarz, Braun, gelb und fast weisse Strecken gab es. Die Lage war immer verschieden – bald in schräger Linie von rechts nach links, dann von links nach rechts, und wieder in horizontaler Linie. – Wie ist dieses alles einmal so entstanden? Wie viele verschiedene Erdwallungen hat diese veränderte Lage der Steine zu Stande gebracht?

Indem ich solchen Betrachtungen nach hing, musste ich an das Psalmenwort denken: „Herr, wie sind deine Werke so gross und viel!“ Und so wie es der Herr gemacht, kann er es auch wieder vergehen lassen. – –

Unser Zug war pünktlich um 5<sup>43</sup> in West Philadelphia eingetroffen, und war ich somit am Ziel meiner Fahrt.

Capitel V

Nachdem ich ausgestiegen, sah ich mich zuerst um nach unserem Sohn Wilke, der mir geschrieben hatte, er wolle mich am Bahnhof in Empfang nehmen. Ich sah ihn nicht auf der Plattform, und stieg nach unten. Auf der Treppe lief mich jemand vorbei, den ich für ihn hielt, doch er lief so schnell, dass ich ihn nicht anreden konnte.

Unten angekommen, fand ich ihn auch nicht. Ich wollte eben wieder nach oben, als der mir vorhin vorbeigelaufene junge Mann mich erblickte, und ich ihn. Dann „in den Armen lagen sich beide“. Nach einigen Begrüßungen und Erkundigungen löste Wilke, der nicht im Auto sondern direct von der Office hergeeilt war, Tickets nach Wayne – etwa 30 Meilen wieder zurück auf der Electricen. In einer guten halben Stunde kamen wir nach Hause in Wayne, wo uns Leda, Wilke jun. und Mrs. Grewe schon mit einem guten Dinner erwarteten. Der Empfang war recht herzlich, wenn auch kurz, da das Essen nicht kalt werden durfte. Während der Mahlzeit berichtete ich denn von Chicago. Auch ueber Mutter's verrenkte Hand, worüber Leda sich die Schuld zuschreiben wollte, was ich indessen widerlegte.

Da ich gar nicht ermüdet war, und das Auto hier immer bereit steht, machten wir nach dem Essen noch einen Ausflug nach dem historischen Valley Forge, etwa 25 Meilen westlich von Wayne. Es war eine schöne Tour, durch Berg und Wald und Feld, doch als wir ankamen war es schon zu dunkel um viel zu sehen, und fuhren wir nur an den verschiedenen alten Gebäuden und Denkmälern vorbei, um bei gelegenerer Zeit nochmals wieder hin zu kommen.

Nachdem wir zu Hause noch ein wenig geplaudert, begaben wir uns zur Ruhe, und ich schlief sehr bald ein, und weiss auch nicht ob ich über die Eindrücke der Reise geträumt habe oder nicht.

Seite 220

Am nächsten Morgen waren wir schon alle früh munter. Nach dem Frühstück stand schon das Auto bereit, um dem, noch im Bau begriffenen neuem Hause in Merion einen Besuch abzustatten. Merion liegt ungefähr halbwegs zwischen Wayne und Philadelphia, etwa 16 Meilen von Phila. und ist eine schöne Vorstadt. Wilke und Leda haben sich dort eine schöne Grundfläche gekauft – 68 x 175 Fuss – und bauen sich ein schönes, comfortables Heim im Dutch Colonial Styl aufgeführt sammt Garage. Das Haus enthält 8 oder 9 Zimmer mit allen modernen Einrichtungen versehen. Es ist nun bis auf die „Finishing“ Arbeiten fertig. W. und L. haben von Anfang an alle Arbeiten überwacht, und da sie auch kein Geld schonen um das beste Material zu erhalten, werden sie ein solides und bequemes Haus haben. Entweder Wilke oder Leda fahren fast jeden Tag hinaus, um die Arbeiten zu besichtigen. In einem Monat oder sechs Wochen werden sie einziehen können. Es wird für W. den Vortheil haben, dass er in der halben Zeit, etwa in 15 M., seine Office in Phila. erreichen kann. Sein Einsteige-Platz u. auch seine P.O.-Addr. wird aber die nächste Villa „Narberth“ sein, da ihm diese am nächsten liegt. Von dem Hause fuhren wir ab nach Philadelphia. Es ging durch Thal und Hügel, Wald und Gärten. So viele und so schöne Hecken habe ich nicht mehr gesehen, seit wir aus Ostfriesland sind. Und dann die prachtvollen Blumen, namentlich die vielen, ganz mit grossen weissen Blüthendolden bedeckten Hydrangias, deutsch Hortensien die ich in meinem kleinen Garten schon jahrelang vergeblich zum blühen zu bringen versucht habe.

Bald waren wir in Fairmont Park, dem grössten Park der Stadt Philadelphia und ueberhaupt wohl der grösste Stadt-Park in den vereinigten Staaten. Wir passirten verschiedene Sehenswürdigkeiten, doch hielten wir uns heute nicht dabei auf, da wir so schnell wie möglich in Phila. sein wollten.

Wir kamen auch bald ohne Unfall (denn beiläufig gesagt fährt Wilke ungemein schnell, jedoch sicher) in die

Seite 221

schöne Stadt der brüderlichen Liebe, und nach dem City Hall u. Tower. Letzteren kann man, nebenbei gesagt schon Meilen im Umkreise, sogar schon in Wayne erblicken. Die Stadt ist schön angelegt wenn auch die meisten Strassen sehr schmal sind. Doch rein sind sie alle. Alleys gibt es nicht. Der Garbagemann holt jeden Morgen alle Abfälle von den Häusern fort. Zwei grosse breite Geschäftsstrassen die Market und die Broad St. erstere von Ost nach West letztere nord nach süd zertheilen die Stadt.

Nahe der City Hall stiegen wir aus, und begaben uns, per Elevator, in die Spitze des „City Hall Tower's“ auf dem oben eine sehr grosse Statue des William Penn majestätisch thront.

Ein Führer begleitete uns, um uns alle interessanten Aussichten zu erklären. Und wie herrlich und erhaben waren diese. Oestlich der breite Delaware River wo man am anderen Ufer die Stadt Camden N.J. überblicken konnte. Westlich wieder der schöne Skuyllkill-Fluss, sich durch malerische Hügel und Städte windend. Dann die schönen, hohen Gebäude in der Stadt selbst.

Wir waren zufrieden mit dem was wir gesehen hatten und stiegen wieder hinab, und sahen unten auf der Strasse einige Leute Tauben füttern, die in grosser Menge herbeiflogen und recht zutraulich thaten.

Mein lieber Leser, kannst du dir vorstellen, dass um die Mittagszeit in Chicago jemand Zeit und Raum hätte vor dem Courthouse Tauben zu füttern?

Doch hier war keine Spur von Hasten und drängen wie bei uns zur Mittagszeit in den „Loop“.

Wir gingen nun über die Strasse nach dem Masonic Temple um uns dort die verschiedenen Hallen der Freimaurer anzusehen. Und es war der Mühe werth, denn solche Pracht und soviel Geldes werth wie dort entfaltet ist, giebt es wohl in wenigen Gebäuden. Jede Halle ist in verschiedenem historischem Styl ausgestattet. Ein Saal wo alles, Pfeiler Wände und Decke mit eingelegtem Golde, dann wieder einer wo alles Elfenbein ist und so weiter. Dazu

Seite 222

die unbezahlbaren persischen Teppiche und grossen echten Oelgemälden und Statuen. Kurz man wird ganz verblüfft von dem Allen. Endlich sagte der Führer, er hätte uns nun wohl alles gezeigt, bis auf die Ziegenböcke, worauf die Freimaurer bei ihrer Einführung reiten müsste, doch da sie so wild wären möchte er sie nicht aus dem Stall führen.

Wilke junior, den wir natürlich bei uns hatten, war aber damit durchaus nicht einverstanden und fasste seinen Vater am Rockärmel und schrie: „Dad, I want to see them Billy Goats!“

Alle mussten lachen und der Führer meinte wenn er grösser geworden sei, könne er vielleicht mal auf einen derselben reiten: Wilke sagte: „No, I want to ride him now!“ –

Wir aber machten uns auf die Suche nach einem Restaurant, da es schon Mittag vorbei war.

Nachdem wir gespeisst hatten, machten wir uns wieder auf „sight seeing“. Vor uns stand wieder der gewaltige City Hall-Thurm mit seinem „William Penn“. Man nennt dem Thurm, scherzhafter Weise „The biggest Pen(n)holder in the world“.

Vor der City Hall steht eine grosse Statue des John Wanamaker, des philanthropischen Eigentümers des grössten und schönsten Department Stores der Stadt.

Wir kehrten in diesen Store ein, und machte einige kleine Einkäufe.

Dann besuchten wir die alte historische Congress Hall, wo das alte Inventar, als es vor 200 Jahren war, noch in gutem Zustande steht wie damals. Der alte Fussboden besteht aus etwa 12-zölligen Eichenbretter, und erinnerte mich an die Fussböden unseres alten Hauses in Leer.

Und nun sah und berührte ich zum ersten Male, und ich darf wohl sagen, mit Ehrfurcht und Freude, die alte berühmte „Liberty Bell“. – Wie schade, dass der grosse Sprung, den sie erlitten, nicht reparirt werden kann.

Alte Glocke, könntest du doch heute wieder erschallen, um unser Volk zu solcher Freiheit, wie sie zu deiner Zeit gemeint war, wieder aufzuwecken!

Seite 223

Nachdem wir dann noch dem alten Courtroom, wo auch noch alles an die Colonial-Zeit erinnert besucht hatten, ging es zur „Independence Hall“. Auch hier war vieles zu beschauen. Auf dem Bürgersteig vor dem Eingang ist eine Platte worauf zu lesen ist: „Abraham Lincoln stood here“. Ich stellte mich auch auf derselben, und gedachte des guten „Old Abe“.

Nun war es spät Nachmittag geworden und wir machten uns wieder in unserer Car und fuhren heim. Dort angekommen, hatten wir alle einen guten Appetit am Abendbrot. Als wir dieses eingenommen, wurde beschlossen, da der Abend so schön war, noch eine Tour nach Valley Forge zu machen. Es geht eine schöne, freilich etwas hügelige Road, aber durch schöne Waldungen und kleine Villen von Wayne, nach dort. Wir erreichten Valley Forge in etwa 40 Minuten.

Leider war es inzwischen zu dunkel geworden, um mehr als die Umrise der verschiedenen Denkmäler und Grotten zu erkennen. Wir fuhren darum herum, und verabredeten bei Tageslicht noch einmal die Stätte zu besichtigen.

Zu hause angekommen, begaben wir uns bald zur Ruhe, da alle recht müde geworden waren.

#### Capitel V

Aug. 13.25

Am nächsten Morgen schien schon die liebe Sonne hell in mein Zimmer, als ich erwachte. Alle anderen waren schon auf und das Frühstück war fertig. Dann machte Wilke sen., Wilke jun. und ich uns daran, wieder eine Tour nach Valley Forge zu machen. Es war ein herrlicher Morgen und die Fahrt allein war schon ein grosses Vergnügen.

Unterwegs machte Wilke mich auf einen kleinen See aufmerksam, in welchem Willie Gareiss und seine Freunde, während seines Aufenthaltes hier oft zum Baden und Schwimmen gegangen wären. Unser kl. Wilke hätte nichts dagegen gehabt, wenn



wir sofort ausgestiegen und ins Wasser gesprungen wären. Doch wir setzten den Weg fort und erreichten bald Valley Forge. Jetzt, bei hellem Sonnenschein, konnte man erst sehen wie schön diese Anlagen gehalten, und die alten Forts und Gebäude überwacht wurden.

Da wir genügend Zeit hatten, konnten wir Alles gründlich besichtigen, und interessant war eben alles. Da war die grosse Statue von General v. Steuben u. andere seiner Zeit. Da war noch das primitive alte Hospital, aus Washingtons Zeit, ein Blockhaus.

Die Betten waren ebenfalls nur aus Baumstämmen hergestellt. Nahe dabei war der alte Backofen. Ein Führer, der uns mit Argus-Augen bewachte, erklärte uns vieles, auch warum an vielen Stellen die Rinde oder das Holz an den „Logs“ fehlten. Nämlich viele Besucher wollen durchaus ein „Souvenir“ mit sich nehmen. Dieses ist aber nicht erlaubt, da sonst im Laufe der Zeit wohl wenig zu sehen übrig bleiben würde.

Von hier gingen wir nach dem alten Schoolhouse. Dies ist das erste für Schulzwecke errichtete Gebäude in den Ver. Staaten. Auch dieses ist ein sehr primitives Holzhaus. Die Fenster sind mit schweren Eichen-„Shutters“ versehen. Im Innern sieht es noch so aus wie zur Zeit als es noch benutzt wurde. Sogar an der Wandtafel sind noch Buchstaben und Figuren welche die Schüler damals geschrieben haben.

Hinter dem Pult steht jetzt ein alter ehrwürdiger Mann, der den Besuchern über alles Erklärungen giebt und nebenbei Souvenirs und Bücher über Valley Forge feilhält. Ich kaufte ein solches Buch für W.j. Auch Wilke kaufte einige Sachen.

Dann trugen wir unsere Namen ein, in das aufliegende Registrations-Buch, und verliessen das alte Schulhaus, – ich mit der Empfindung etwas echt patriotisch historisches in Anschau genommen zu haben.

Nachdem wir noch verschiedene alte Gebäude und

Seite 225

Verschanzungen besichtigt hatten, kamen wir nach dem Hauptquartier Geo. Washingtons. Dies ist nahe dem Eingange nach Valley Forge.

Haus, Zimmer u. Möbel sind noch in gutem Zustande u. steht noch so da, wie zur Zeit als er darin hauste. An einem Ende des Kellers ist die Wand ausgebrochen und der Anfang eines Tunnels zu sehen, welcher damals, in schwerer Zeit, mit der Absicht ausgegraben werden sollte, um im Falle einer Ueberrumpelung durch die englische Armee, für Washingtons Soldaten eine Möglichkeit zur Flucht über den Fluss zu bieten. Doch er brauchte nicht vollendet zu werden.

Wenn man auf den Höhepunkt von Valley Forge steht, bei dem herrlichen Ehrenbogen, mit seinen pathetischen Inschriften aus damaliger Zeit, so erkennt man sofort, dass der edle Gen. Washington wohl keinen besseren Platz für ein Winterquartier für seine ausgemergelten treuen Soldaten hätte wählen können. Denn nach allen Seiten kann man meilenweit in die Thäler blicken, und ein annähernder Feind würde frühzeitig genug beobachtet werden können.

Lange stand ich dort oben, vertieft in die Eindrücke dieser historischen Stätte. Es war schon spät am Nachmittag, als wir den Heimweg antraten.

Wir fuhren noch nach dem neuen Hause, wo Wilke einige Anordnungen zu treffen hatte, und kamen zur Suppenzeit wohlbehalten heim.

Nachher verging der Abend nur zu schnell in Gesprächen über all das Gesehene.

Aug 14.<sup>25</sup> Am nächsten Morgen statteten wir zuerst wieder dem Neubau einen Besuch ab.

Von dort ging es nach dem Fairmount Park, Phila., wo wir die Horticultural Hall, das Museum und das Aquarium besuchten. An allen diesen Plätzen fand sich soviel Sehenswürdiges vor, dass es zu weit führen würde, um alles ins einzelne zu beschreiben.

Seite 226

Aug.15.<sup>25</sup> Heute lautete das Programm „Nach dem Phila. Zoo“. Von diesem Trip erwarteten wir, namentlich Wilke jun. und ich ganz ausserordentliches. Und wir wurden auch nicht enttäuscht. Der Tierpark in Phila. ist wohl einer der besten und grössten in America.

Wir nahmen uns Zeit alles genau in Augenschein zu nehmen und wandelten von Käfig zu Käfig. Plötzlich entstand eine Panic unter der zahllosen Menge der Besucher. Es war Fütterungszeit, und eine grosse Wildkatze war beim Oeffnen ihres Käfigs entsprungen und lief frei im Park herum. Jedermann versuchte sofort die Entfernung zwischen ihr und sich zu vergrössern. Doch die Parkbeamten scheinen für dergleichen Fälle wohl vorbereitet zu sein.

Es erschienen sofort drei Männer, einer mit einer Schlinge, der andere mit einem Sack und der dritte mit scharfgeladener Flinte auf der Bildfläche.

Nun ging die Jagd los. Die arme Wildkatze war so verblüfft, dass sie nicht daran dachte auf einen Baum zu springen, sondern immer nur weiter rannte. Es dauerte nicht lange, da hatte der Mann mit der Schlinge sie eingeholt und erwischt. Der zweite warf den Sack über sie, und so wurde sie wieder nach ihrem Käfig geschleppt, wo sie sich ganz erschöpft niederlegte, und jeden anfauchte, der ihr zu nahe kam.

Das war ein Erlebnis für unseren W. jun. worüber er nie genug sprechen konnte, und während der ganzen Heimfahrt, die wir nun antraten, stand ihm der Mund nicht still.

Nun muss ich noch bemerken dass mir eines auffiel. Nämlich es wird in Phila. ein Eintritts-Geld zum Zoo, u. zw. 35<sup>¢</sup> a Person verlangt. In Chicago ist der Eintritt frei, aber der Zoo ist auch lange nicht so ausgestattet wie derjenige in Phila.

Meine Ansicht ist, es wäre ganz in der Ordnung, auch bei uns ein Eintritts-Geld zu erheben und den Zoo zu vergrössern. Thierfreunde wissen, dass es Geld kostet Thiere zu halten, und würden gewiss gerne Eintrittsgeld zahlen.

Capitel VI

Aug. 16<sup>th</sup> 25. An diesem Morgen liessen wir das Auto in der Garage, und machten uns schon frühzeitig auf den Weg nach der R.R. Station in Wayne. Wir wollten heute die Stadt New York besuchen, die ich seit dem Jahre 1866 – also in 59 Jahren nicht wieder gesehen hatte. Damals ging ich als kleiner Grünhorn mutterseelenallein von dort nach Chicago zu meinen lieben Eltern. Heute ging alles wie am Schnürchen. Wir verpassten keinen Zug u. waren gegen 10 Uhr Vorm. in New York.

Wir gingen zunächst nach dem M<sup>c</sup>Alpin Hotel, wo Wilke, der ja oefters nach N.Y. kommt, ein Zimmer für uns belegte, da wir ueber Nacht da zu bleiben gedachten.

Als wir „geluncht“ hatten, begaben wir uns nach den Steamboat Docks und bestiegen ein kleines Excursion Boat, welches regelmässige Fahrten um ganz Manhattan Island, also New York City, herum macht. Es war eine ebenso angenehme als belehrende Tour, welche fast 2 Stunden in Anspruch nahm.

Wir sahen in den Piers Schiffe aus aller Herren Länder. Hunderte von Jungen badeten im Fluss, sie konnten tauchen und schwimmen wie die Fische.

Wir passirten unter der berühmten Suspension Bridge sowie unter alle den Anderen. Sahen Brooklyn, Hoboken und das Sing Sing-Gefängniss, wo die Insassen ein grosses Baseball-Spiel im Gange hatten. Ein Beweiss, dass es doch auch Erholungsstunden für die Gefangenen gibt.

Dann sahen wir ein sog. Rum Runner-Boat, welches von den Dry-Agents vor einigen Stunden gekapert worden war. So erklärte der Guide, der uns auf alles sehenswerthe aufmerksam machte.

Nun kamen wir nahe Ellis Island, den jetzigen Landungsplatz für Einwanderer.

Unter vielen aus- und einfahrenden Passagier-Dampfern sahen wir auch eines mit vielen Irländischen Einwanderern

Seite 228

welches, wie uns der Guide versicherte, das erste Passagier-Schiff sei, welches nicht in Ellis Island anlegen brauchte, da diese Einwanderer aus Irland, dem neuen Gesetze gemäss, schon im Heimathshaven auf ihre Einlassungs-Fähigkeit untersucht worden seien. Diese neue Einrichtung ist probat, da sie das Wieder-Zurückschicken von unerwünschten Personen ausschliesst, und diese nicht erst die Reise nach Amerika und zurück machen müssen. – Wie vielen armen Menschen ist dieses in den letzten Jahren schon passirt.

Als unsere Fahrt endlich zu Ende war, suchten wir ein Restaurant auf, denn die Wasserfahrt hatte uns hungrig gemacht. Wir fanden bald was wir wollten und packten tüchtig zu.

Schon lange hatten wir die „Statue of Liberty“ in Sicht gehabt. Wir wollten doch auch der französischen Dame einen Besuch abstatten, und so stiegen wir in ein kleines Steamboat, welches zu dem Zwecke da war.

Wer dieses grossartige Werk zum ersten Mal besucht, muss schon staunen über das gewaltige Piedestal, worauf die eigentliche Statue steht. Die Dimensionen dieser Göttin der Freiheit sind ganz ungeheuer.

Im Innern führt ein Elevator fast bis ganz oben hinauf. Doch da heute Sonntag war, war sie nicht in Betrieb. Wer hinauf wollte, musste steigen. Viele der Besucher thaten dies bis sie die Welt aus den Augen der Statue anschauen konnten.

Doch ich kam nicht weiter als bis ungefähr halbwegs. Es wurde mir zu schwer und wir stiegen wieder ab, und sahen uns die Lady von aussen näher an.

Es muss ein massives Stück Arbeit gewesen sein dieses Werk aufzustellen. Die Franzosen machten den Ver. Staaten diese Statue zum Geschenk, und es war gewiss ein recht wertvolles. Leider kann ich mich der geheimen Ansicht nicht enthalten dass die Franzmänner dabei die Absicht hatten um, wie man bei uns sagt: „Mit einer Wurst nach einem Schinken zu werfen!“

Seite 229

Eh, bien! Nous verrons! Wenn man an das viele unschuldige Blut denkt, was im Weltkriege von unseren Soldaten geflossen, um „La Grande Nation“ aus der Patsche zu helfen, und dann an die vielen Millionen Dollars, die Frankreich uns heute noch schuldet, u. wofür es nicht einmal die Zinsen entrichtet, – dann möchte man sagen dass für diese Statue schon mehrmals bezahlt worden ist, und von einer Dankes-Verpflichtung an Frankreich, schon länger nicht mehr die Rede sein sollte.

In unserem Hotel angelangt unterhielten wir uns noch ein Stündchen, bei einer guten Cigarre über das Gesehene, und gingen dann zur Ruhe.

Am Morgen fühlten wir uns wieder frisch. Nach einem guten Frühstück gingen wir aus. Ich wollte die Stätte sehen, wo in den sechziger Jahren mein Onkel Lüpke wohnte, nämlich an 30<sup>th</sup> St & 8<sup>th</sup> Ave.

Doch es sah dort nicht mehr so aus als damals. Die alten Framehäuser haben gewaltigen Brickgebäuden Platz gemacht.

Auch passirten wir den Ort wo ich damals als Bäckerlehrling angestellt war. Es war an Brdway & 5<sup>th</sup> Ave, und damals ein 2stöckiges Framehaus.

Wie erstaunt war ich, als ich sah, dass dort das weltberühmte „Flat Iron Building“ sich befand.

Es ist eine lange Fahrt doch die Fare ist nur 5<sup>¢</sup>, sowohl auf der Surface-, wie auf der Elevated- und auch der Subway-Bahn, die alle nebeneinander am Broadway durch die ganze Stadt fahren, fare 5<sup>¢</sup>.

Es ist anders als in Chicago, wo das Monopol herrscht, und die Carfare nach Belieben hinauf geschraubt wird.

Wir kamen nach „Castle Garden“. – Wie viele tausende Einwanderer zogen in vergangener Zeit von hier aus

Seite 230

ihrem Schicksal in America entgegen. Viele fanden das Glück, andere das Gegenteil.

Ich erkannte sofort die Umriss des Gebäudes. Doch es sieht nicht mehr so baufällig aus. Auch das Innere kam mir bekannt vor. Die Stalls wo die Einwanderer mit Sack u. Pack warten mussten, bis sie von den betr. Beamten die Erlaubniss erhielten um abzuziehen.

Jetzt wird das ganze Gebäude als ein Aquarium benutzt, und es ist ein recht reichhaltiges. Man sieht dort die seltensten Fische und Amphibien. Ich wäre gern noch länger da verweilt, doch wir wollten noch mehr von New York sehen.

Zunächst gingen wir nach Wall Street. Die Strasse ist nur einige Blocks lang, und macht gar nicht den Eindruck den man ihrer Weltberühmtheit angemessen erwarten sollte.

Gegenüber aber, an der anderen Seite des Broadway ist ein Gebäude, welches ein erhabeneres Gefühl auslöst.

Es ist die alte Episcopal Trinity Church. Sie ist mehrere Jahrhunderte alt, von beiden Seiten mit einem Friedhof umgeben, worin sich die Denkmäler vieler berühmter Männer befinden. Viele der alten Steinplatten sind so verwittert, dass sie kaum noch einen Zoll dick sind und die Inschriften fast unleserlich.

Eingeklemmt dort zwischen 20 bis 30 Stock hohen Office-Gebäuden, wird doch alle Tage Gottesdienst gehalten. Auch wir wohnten einem solchen bei. Es waren viele Besucher anwesend. Ob aber von den Geldmensen aus Wall Street darunter waren, weiss ich nicht.

Von hier besuchten wir den Woolworth Tower, das höchste Gebäude der Stadt. Es hat 54 Stockwerke und wir kamen per Elevator bis nach dem höchsten. Hier gibt es nun eine Rundschau, wie man sie wohl selten findet. Der Führer erklärte uns alles was wir sehen konnten. Im Innern dieses Stockwerks befindet sich ein Laden, wo man zu hohen Preisen billige Souvenirs kaufen kann.

Seite 231

Nun war es wieder spät Nachmittag geworden.

Wilke brachte mich noch nach einigen sehenswürdigen Plätzen und dann gings vom Hotel aus nach der Eisenbahn-Station. In der Nähe derselben wusste Wilke eine Stelle, wo man echtes Lagerbier a 25<sup>¢</sup> das Glass haben konnte. Nachdem wir ein paar Glass getrunken, gings auf den Zug – um 11 Uhr waren wir dann wieder wohlbehalten in Wayne, wo uns Leda, trotz der späten Stunde noch mit einem guten Imbiss aufwartete.

Eins habe ich vergessen zu berichten. Da ich noch immer gerne wissen möchte, was aus meinen Vettern, den Söhnen Onkel Lüpkes in N.Y. geworden ist, fand Wilke im Address-Calender den Namen Bernhard Tebbens verzeichnet. Er hatte eine Office an Park Ave. Wir suchten ihn auf. Er war ein netter junger Mann, aber kein Verwandter von uns, wohl aber waren seine Eltern aus Ostfriesland eingewandert.

Aug. 18.<sup>25</sup> Heute musste Wilke den ganzen Tag in der Office zubringen, da die Arbeit dort sich wohl aufgehäuft haben wird.

Ich wollte zu Hause bleiben, doch das war ausgeschlossen, denn Leda u. Mrs. Grewe hatten schon am Tage vorher alles hergerichtet zu einem gemütlichen „Basket Picnic“.

Nun gut! Wir fuhren schon früh fort. Zuerst für einige Augenblicke zu dem neuen Hause in Merion und von dort nach dem schönen grossen Fairmount Park. Wir haben in Chicago auch schöne grosse Parks aber nicht zu vergleichen mit Fairmount Park in Philadelphia. Dieser ist so gross und weitgehend angelegt, dass man in dem Gelände noch natürlichen Urwald, Hügel und Flüsse vorfindet. Wir kamen in ein recht malerisch, romantisch aussehendes Thal. Eine kleine hölzerne Brücke führte über dem klaren, still murmelnd dahin rieselnden Bach. Hier waren am Fusse eines bewaldeten Hügels



Seite 232

einige primitiven Tische und Bänke angebracht. Hier machten wir halt. Holten unsere Lunch-Baskets hervor und Mrs. Grewe u. Leda deckten den Tisch. Sie hatten einen recht reichhaltigen Imbiss mitgebracht, viel mehr als wir, trotz unserem guten Appetit, auf einmal bewältigen konnten, sodass wir auch für den Abend noch, wo Wilke uns, wie verabredet, im Willow Grove Park aufsuchen wollte, genug übrig behielten.

Nach beendeter Mahlzeit schauten wir uns dann ein wenig um. Einige Jungens waren am fischen, und fingen auch welche. Dies interessierte unseren Junior so sehr, dass er kaum zu bewegen war, wieder einzusteigen als die Fahrt weitergehen sollte nach dem Willow Grove Park.

Dies ist ein Vergnügungs-Platz wie wir sie auch bei uns haben z.B. wie „White City“, und andere.

Junior und ich machten zunächst eine Gondelfahrt in Venedig. Es war sehr interessant, nur musste ich den lebhaften Jungen immer davon abhalten, im Boot aufrecht zu stehen, welches beim Passieren der niedrigen Brücken lebensgefährlich sein konnte. Nachher besahen wir uns noch verschiedenes, kauften einige Kleinigkeiten, und dann erschien auch schon mein Sohn auf der Bildfläche.

Dann machten wir uns nach Musick-Podium, wo der grosse Marschkönig „Sousa“ mit seiner Kapelle spielte. Dies war der Haupt-Anziehungspunkt, und nicht ohne Grund. Die Musick- und Lieder-Vorträge waren ausgezeichnet, und wir blieben bis das ganze Programm zu Ende war.

Als wir dann noch ins Restaurant uns restauriert hatten, traten wir die Heimfahrt an. Als wir vor dem Hause hielten waren alle ausser Wilke u. ich eingeschlafen. Somit war wieder ein schöner Tag zu Ende.

Capitel VII

Am 19<sup>ten</sup> Aug., dem folgenden Tage, musste ich wohl oder uebel mein Wort einlösen mit meinem lieben Enkel dessen Revier zu durchwandern. Jeden Morgen hatte er mich gefragt:

„Grandpa, when are we going to the Woods?“

Nach dem Frühstück gingen, oder besser fuhren Leda u. ich „shopping“.

In Wayne besitzt fast jede Familie ein Auto, welches bei jeder Gelegenheit benutzt wird. Auch beim Einkaufen in den Stores.

Es war fast Mittag, als wir zurückkamen, und es wurde zuerst gegessen, und dann führen wir nach Mr. Ball's Haus, wo Junior seine beiden Kameraden, die Söhne Mr. Balls, der ein College und guter Freund meines Sohnes ist, abholen wollte.

Wir hielten uns eine Weile dort auf, um den schönen Platz zu besichtigen. Es war wie ein kleiner Park, und recht schön angelegt. Auch viele Obstbäume, voller Früchte waren vorhanden.

Der alte Mr. Ball, Vater des jüngeren, der bei ihnen wohnt, hält sich eine Anzahl Hühner, die auch mich interessirten, da ich fast immer selbst Hühner gehalten habe.

Endlich fuhren wir denn los nach den „Woods“ Es war einige Meilen entfernt. Dort stiegen wir, ich und die drei Jungens aus. Leda wollte uns von derselben Stelle um 4 Uhr wieder abholen. Nun hinein in den schönen Wald.

Ich erinnerte mich der längst vergangenen Jugendzeit, als wir auch so gerne im Walde herum wanderten. Namentlich der Zeit als wir botanische Studien machen, und uns noch unbekannte Pflanzen mitbringen mussten.

Die Jungens dachten aber wohl ich hätte noch nie einen Wald gesehen, und machten mich auf alles aufmerksam. Sie kannten dort jeden Baume und jeden Stein. Wir kamen an einen kleinen Bach.

Seite 234

Die Jungens die mir etwas vorangekommen tranken Wasser. Als auch ich getrunken hatte, und wir weiter gingen, nahm jeder das Glass mit, woraus er getrunken hatte: Ich sagte: „Boys, you have to leave the Glasses there. Someone else might want to drink.“ – Da lachten sie und sagten: „Let them bring their own Glasses. These are ours!“

Damit gingen sie nach einer kleinen Brücke, und unter derselben versteckten sie ihre Gläser, die sie, wie ich nun wusste, von zu Hause hierher gebracht hatten.

Dann zeigten sie mir ein „Natural Theater“. Und das war es wirklich. Zwei lange Reihen Steine sah man die aussahen wie Stühle mit hohen Rücklehnen.

Davor war eine grosse ebene Fläche aus Stein, was dann die Bühne bedeutet haben würde.

Wie das wohl so entstehen konnte? Oder war es vielleicht von primitiven Indianern hergerichtet worden. Jedenfalls war es eine merkwürdige Erscheinung.

Dann ging es wieder kreuz und quer durch Hügel und Wald, bis zu einem kleinen Gewässer, wo unser Junior seine Frösche fängt, die ihm dann seine Grossmutter braten muss, nachdem er sie eigenhändig so weit hergerichtet hat. Auch heute fing er einen Frosch, den wir mit nach Hause nahmen.

Dann trafen wir Mrs. Ball im Auto, die uns herum fahren wollte. Doch die Buben wollten nicht weiter als bis zum anderen Ende des ausgedehnten Waldes.

Da stiegen wir dann wieder aus, und wanderten hinein. Hier waren Männer beschäftigt Bäume zu fällen, da hier ein Haus gebaut werden sollte.

Es ist nicht ohne Lebensgefahr, an solchem Platze herum zu spazieren, und ich ging mit den Jungens weiter in den Wald. Auch mussten wir an den Heimweg denken, denn es war nun bald 4 Uhr.

An den Fahrweg angekommen, dauerte es nicht lange, da kam Leda angefahren. In einigen Minuten langten wir zu hause an.

Ich war froh, denn ich fühlte, dass ich für den

Seite 235

Tag genug gelaufen hatte. Wilke suchte sich einen grossen Fruitjar für seinen Frosch, und versorgte ihn mit Futter, bestehend aus eingefangenen Fliegen.

Am Abend fuhren wir noch nach dem in Wayne wöchentlich veranstalteten „Comunity Concert“. Hier wurde ich nun allen Freunden und Nachbarn Wilke u. Ledas vorgestellt, und wir unterhielten uns vorzüglich. Singen und Musik war gut. Nachher wurde getanzt.

Wir aber machten uns nach hause, da wir schon früh am andern Morgen nach Atlantic City wollten.

Aug. 20.25.

Als wir am Morgen erwachten, sah das Wetter nicht sehr einladend aus. Es hatte in der Nacht stark geregnet, und der Himmel war noch ganz bewölkt. Dennoch gaben wir unsere Absicht nicht auf. Der Lunch für den Trip war bereitet, und das Auto wurde vorgefahren. In Hinsicht auf das Wetter verzichtete Mrs. Grewe darauf, die Tour mit zu machen.

So fuhren denn wir vier, Wilke, Leda, Junior und ich los, und waren bald in Philadelphia. Dann ging es über den River nach Camden N.J., die Schwester-Stadt Philadelphias. Diese Stadt mussten wir durchfahren um nach dem Highway, dem sog. „White Horse Pike“ zu gelangen.

Ich freute mich, endlich aus dem Wirr-Warr der grossen Städte heraus zu kommen. Waren wir doch verschiedene Male in „Jams“ gewesen, wo wir in 15 bis 20 Minuten keinen Fuss vorwärts kamen.

Dieser „White Horse Pike“ nun ist ein schöner breiter Fahrweg, bis nach Atlantic City hinein. Die ganze Strecke, über 60 Meilen, sind im vortrefflichen Zustande. Der Asphalt ist so glatt und eben wie Glass.

Er führt durch verschiedene kleine Städte, als da sind Egg Harbor, Obsecon und andere. Wir waren im Herzen des Staates New Jersey. Ein schönes Gelände sah man

Seite 236

von beiden Seiten des Weges. Meistens grosse Obstfarmen und Weingärten. Viele der Farmer, deren Haus am Fahrwege gelegen war, hatten alle Sorten Früchte und Gemüse zum Verkauf ausgestellt, und schienen guten Absatz zu haben.

Einige Meilen diesseits Atlantic City ist das Land sumpfig und so weit man sehen kann, mit einer Art Röhricht bewachsen. „Nun“ sagte ich zu Wilke, „da ist es kein Wunder, dass in New Jersey die Mosquitos so viel grösser sind, als anderswo, denn eine bessere Brutstätte für dieselben als hier, könnte es wohl nicht geben.“

Alle stimmten wir bei, und dann waren wir in Atlantic City.

Lieber Leser, wer wie ich, zum ersten Mal in einen Ocean-Bade-Ort kommt, der muss sich unbedingt wundern über das Treiben, was ihm nun zu Gesichte kommt. Männer, Frauen und Kinder, die meisten ohne irgend welche Kleidung ausser leichtem Badeanzug, und die Haut roth gebrannt wie Indianer, liefen überall in den Strassen umher.

Wir gingen nach dem berühmten „Boardwalk“. Dies ist ein sehr breiter hölzerner Fussweg, über 8 Meilen lang, auf der einen Seite vom Oceanstrande, auf der anderen von Stores und Restaurants u. Hotels begrenzt.

Von hier gehen viele „Piers“ aus, von denen man das Wasser erreichen und baden kann.

Die beiden Wilke's waren auch sofort ins Wasser. Leda und ich sahen nur zu, aber schmecken musste ich das Salzwasser doch, da ich so lange den Ocean nicht mehr gesehen hatte. – Dann erhob sich ein heftiges Gewitter, und mussten wir schnell unter Dach zu kommen suchen, sonst wären wir auch ohne zu baden, bis auf die Haut nass geworden. Es ging jedoch bald vorüber, und die Sonne brach hervor.

Nun konnten wir auf dem Boardwalk Beobachtungen anstellen, wo auch vieles uns interessirte. Unter anderem ein „Sand Sculptor“. Dieser verstand es aus Sand allerlei Figuren, und auch die Gesichter anwesender Besucher ganz aehnlich aus freier Hand zu verfertigen.

Seite 237

Wer zu gemütlich ist um zu Fuss zu gehen, kann sich für 1 Dollar per Stunde in einem Rollwagen von einem starken Neger herumfahren lassen.

Autos aber, oder anderes Fuhrwerk sind am Boardwalk verboten.

Ich glaube ich habe nirgends schönere Hotel-Gebäude gesehen als in Atlantic City. Und es sind deren sehr viele. Ueberall herrschte reger Verkehr.

Auch wir kauften verschiedene Souvenirs. Dann nahmen wir einen kleinen Imbis und machten uns auf den Heimweg.

Wilke fuhr recht flott. Etwa auf dem halben Wege hielten wir an, um Lunch einzunehmen. Wir hielten bei einem Farmhause, wo Leda einige Körbe schöner Peaches kaufte.

Leider waren die bewussten Mosquitos hier so zahlreich, dass wirr uns nicht lange aufhielten und weiterfahren. Auch fing es wieder etwas zu regnen an, doch wir kamen schnell durch Camden und Phila und von dort nach Hause ohne Unfall oder Aufenthalt.

Diesen Abend konnte ich lange nicht einschlafen. Immer musste ich an die vielen grotesken Gestalten denken, die ich heute in Atlantic City gesehen hatte, und auch an das was ich nicht gesehen hatte, wohl aber vermuthete, nämlich das unter diesen Badegästen sich viele, ja sehr viele, Glücksritter, Spieler, Diebe, und auch schlechte Frauenzimmer befinden, die hier die beste Gelegenheit haben den Uneingeweihten und den während der Kriegszeit schnell emporgekommenen „Sports“ zu rupfen.

Und an diesem „rupfen“ betheiligen sich ausser diesem Caliber auch viele der dortigen Geschäftsleute. Ein jeder will einige Federn ausziehen.

Prenez vous guard! sagt der Franzos.

Seite 238

Aug. 21.25. Ein Regentag. Nun ja. „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil.“ Und so fügt man sich darin. Wir fuhren gegen Mittag zum Neubau, und gingen dann am Abend nach einem Theater. Das Stück aber war nicht ganz besonders. Da war das grosse Feuerwerk, dem wir später am Abend beiwohnten, viel interessanter. Es war von einer katholischen Gemeinde, einige Meilen südlich von Wayne, zum besten der Kirche in Scene gesetzt, und war wirklich grossartig.

Auf dem Heimweg passirten wir einen Friedhof für Hunde reicher Leute. Man sah sehr schöne Denkmäler, viel kostspieliger als man sie auf den Gräbern manches armen Menschen findet – für Hunde. Leider gibt es viele reiche Leute, die mehr von ihren Hunden als von armen Mitmenschen halten.

Aug. 22.25. Schon am frühen Morgen gingen Wilke und ich nach der R.R.-Station und lösten Tickets nach Phila. Hier angekommen ging es nach Wilkes Office. Hier war er nun in sein Element. Ich sah sofort, dass er eine wichtige Rolle spielte in dem grossen Kohlen-Geschäft der Herren Wheeler Co., deren Mienen über einen grossen Theil des Staates Pennsylvania verbreitet sind, und Filiale in New York u. Baltimore besitzt.

Herr Wheeler, dem ich natürlich vorgestellt wurde war sehr liebenswürdig und ein gemütlicher alter Herr. Wie viele Millionen er werth ist, weiss unser Wilke vielleicht besser als er selber. Seine Office-„Suite“ war prachtvoll eingerichtet. Wir unterhielten uns eine Weile recht angenehm. Da auch er in Merion, ganz nahe bei Wilke, einen schönen Platz hat, lud er uns ein, ihn am Sonntag zu besuchen, was wir jedoch nicht versprechen konnten. Ehe wir uns verabschiedeten gab er Wilke eine Flasche guten Whiskey, die ich mit nach Chicago nehmen sollte, welche aber noch heute in Merion ist.

Nebenbei gesagt hat Herr Wheeler etwa 50000 Dollar werth Weine u. Whisky in seinem Privat-Keller, wie ja die meisten reichen Leute es haben seit Einführung der Prohibition!

Seite 239

Von der Office gingen wir zuerst nach einem Restaurant. Nachdem wir eine gute Mahlzeit eingenommen, fuhren wir hinaus nach der Navy-Yard und den Dry Docks, wo ich vieles mir bisher unbekannte in Augenschein nehmen konnte. Unter anderem viele der wohlbekannteren Kriegsschiffe, von denen man seiner Zeit immer in den Zeitungen las.

Die Anlagen und Gebäude in der Navy Yard sind sehr umfangreich, und als wir so ziemlich alles besichtigt hatten, waren wir müde genug um an den Heimweg zu denken.

Am Abend sassen wir dann auf der grossen Frontporch und tauschten unsere Eindrücke über das Geschehene aus. Wilke junior, der nicht mit uns war, stellte viele Fragen. Er wollte alles ausführlich wissen.

#### Capitel VIII

Aug. 23.25. Ein herrlicher Sonntagmorgen. Wilke und ich machten uns auf nach Narberth, um den Gottesdienst in der dortigen Ev.-Luth. Trinity-Kirche beizuwohnen. Der Pastor Rev. MacLinn hielt eine gute Predigt. Er kannte Wilke und Familie schon, da sie öfters nach der Kirche kommen, und sich auch, seitdem sie in Merion wohnen, der Gemeinde angeschlossen haben. Ich wurde ihm vorgestellt, und im Laufe unseres Gespräches erfuhr ich, dass er mit unserem Pastor Faudrey von der St. Stephans-Kirche bekannt sei.

Am Nachmittag fuhren wir hinaus nach Trappe. Dort besuchten wir die als Sehenswürdigkeit so berühmte erste Lutherische Kirche America's.

Sie wurde im Anfang der Revolutions-Zeit von dem Pastor und späteren General Muehlenberg eröffnet.

Ein schönes Stück Geschichte stellt dieses alte Gebäude dar. Hier war es wo nach beendigtem Gottesdienst der patriotische Pastor Muehlenberg zu seiner Gemeinde sprach: „There is a time to pray,



Seite 240

and there is a time to fight!" worauf er seinen Talar abstreifte und in der Uniform der amerikanischen Freiheitskämpfer dastand.

Dann zogen er, und die meisten der Gemeinde, in den Krieg gegen die englischen Unterdrücker wo sie sich mehrfach durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Muehlenberg wurde zum General erhoben. Auch sein Sohn war in der Armee.

Die Gräber beider sind heute noch wohlerhalten neben der Kirche zu sehen, sowie auch viele andere berühmte Namen aus der damaligen Zeit auf diesem Kirchhof zu finden sind.

Die Gemeinde zu Trappe hat eine neue Kirche in der Nähe der Alten aufgeführt, und wird letztere nur einmal im Jahr benutzt, wo dann alles von nah und fern hinströmt. Dann heisst es aber aufgepasst, dass keine „Souvenirs“ mitgenommen werden.

Dieses ist leider schon in solchem Grade geschehen, dass die Rinde von den Pfosten meistens abgeschält, und überall Einschnitte in den Bänken und sogar in der ehrwürdigen Kanzel zu sehen sind.

Nachdem wir alles gründlich, denn es war sehr interessant, in Augenschein genommen hatten, zeichneten wir unsere Namen in dem Registrations-Buch und fuhren nach Norristown, Pa.

Auch hier sind verschiedene historische Plätze zu sehen. Wir begaben uns hier in ein Restaurant und nahmen einige Erfrischungen zu uns, und traten, neugestärkt, den Heimweg an. – Wieder eine schöne Fahrt durch Hügel und Wald.

Den Abend verbrachten wir dann in gemütlichem Plaudern bei einem Gläschen guten Bieres, welches Leda immer zu beschaffen wusste.

Da es am nächsten Morgen nach Washington D.C. gehen sollte, begaben wir uns zeitig zur Ruhe. Allein, früh zu Bett gehen und früh einschlafen sind zwei verschiedene Dinge, wie du, werter Leser wohl aus eigener Erfahrung wissen wirst.

Seite 241

Ich lag noch lange wach, und liess die historischen Plätze die wir in diesen Tagen besucht hatten im Geiste an mir vorübergehen.

In den vorangehenden Capiteln habe ich versucht, das meiste davon zu beschreiben. Doch ich finde dass es dennoch nur lückenhaft ist, da mir einige sehr erwähnenswerte Localitäten erst später wieder einfallen.

Da ist z.B. das alte zerfallene Framehaus der Betty Ross in Phila. wo diese die erste Americanische Flagge gemacht hat. Der Vordertheil des Häuschens wird als „Souvenir Store“ benutzt, aber die zwei hinteren Zimmer sind noch in derselben Verfassung als zur Zeit, wo die berühmte Betty Ross noch darin wohnte.

Schon im Morgengrauen kam Wilke in mein Zimmer mich zu wecken. Doch ich war schon munter. Wir assen schnell ein wenig Frühstück.

Dann nahm ich Abschied von Leda, Wilke jr. und Mrs. Greve, weil ich von Washington aus die Heimreise antreten wollte.

Sie wollten mich gerne noch länger halten, und Wilke wollte mich nach Johnstown, mitnehmen, wo ich dann das Innere ihrer Coalminen in Augenschein nehmen sollte.

Doch ich blieb bei meinem Entschluss, da meine Ferien zu Ende gingen, und ich noch ein paar Tage zu Hause zubringen wollte.

Nach kurzem aber herzlichem Abschied, gingen Wilke und ich zum Depot, nach Philadelphia und um 8 Uhr Vorm. in den Zug nach Washington.

Leda hatte uns reichlich Lunch mitgegeben, und wir machten schon auf diesem Zug Gebrauch davon, obschon ich das letzte erst in Chicago verzehrte. Wir kamen auf dieser Reise auch durch Baltimore, hatten jedoch nicht Zeit auszusteigen, und habe somit nicht viel von dieser grossen Havenstadt zu Gesicht bekommen.

Capitel IX

Aug. 24.25. Washington D.C. – 10 Uhr Vorm. Der Zug hielt im Central Station. Ich habe immer eine hohe Meinung von der Union Station in St. Louis Mo. gehabt, aber mit diesem Gebäude ist sie denn doch nicht zu vergleichen. – Hier ist alles viel grossartiger angelegt, und zur gleichen Zeit kommt man sich fast gar nicht fremd vor. Alles ist hier zu haben und es ist so eingerichtet dass man es auch leicht findet, auch ohne einen „Information Clerk“ belästigen zu müssen.

Wir traten auf den Perron hinaus, vor welchem sich eine grosse marmorne Grotte, die Entdeckung Americas durch Christopher Columbus darstellend und von den Knights of Columbus dedicirt, befindet.

Es ist wirklich ein grosses Kunstwerk und ein werthvolles Geschenk.

Wir waren gekommen um so viel wie möglich von unserer Landes-Hauptstadt zu besichtigen, und bestiegen einen Auto-Omnibus, deren es verschiedene Lines gibt, die alle vom Central Station abfahren.

Der Conductor machte die Passagiere auf alle Sehenswürdigkeiten u. Gebäude aufmerksam, doch Wilke der auch in Washington wie zu Hause ist, konnte mir alles erklären, wovon der Conductor nichts sagte.

Er zeigte mir alle die schönen Residenzen der Gesandten, und die Wohnungen der hohen Beamten. Dann besuchten wir zuerst das „Weisse Haus“. Unser President predigt bei jeder Gelegenheit von „Economy“. Betritt man aber seine Wohnung – „the White House“, so muss man staunen über die Pracht, die sich da entfaltet. Da ist wahrlich nicht gespart worden, sondern wohl verschwenderisch mit dem Geld umgegangen, um diesen Luxus herzustellen.

Eine Halle ist noch schöner eingerichtet als die andere. Man sieht goldene Pianos und goldene Stühle und Sessel. – Grosse Kronleuchter

Seite 243

aus Gold und dem feinsten geschnittenen Glas und Juwelen hergestellt – einige vielleicht 12 Fuss im Durchmesser und vielleicht zweimal so hoch.

Werthvolle Gemälde bedecken die Corridore.

Der, das Haus umgebende Garten ist voller Marmor-Statuen und Springbrunnen.

Leider war Pres. Coolidge verreist und konnten wir uns ihm weder vorstellen noch in seine Zimmer uns umsehen, da diese abgeschlossen waren.

Von hier gingen wir nach dem „Capitol“-Gebäude. In der Rotunda mussten wir einige Zeit warten, bis sich genug Besucher eingefunden, um es für den „Guide“ rentabel zu machen sie durch das weitläufige Gebäude herum zu führen. Jeder musste einen Quarter zahlen.

Dies ging nun meinem Sohne über den Hutrand und er konnte sich nicht enthalten, seine Meinung auszusprechen.

Sich an den Führer wendend sagte er: „This charging a Quarter per Person for showing them their own property must be another new Rule, in accordance with the ‘Economy’ practice of our present Government. – The Guides used to be paid from the Funds of the Treasury.

I have been here many times before. No charges were requested, although a ‘Tip’ was never refused.”

Der Guide erwiderte nichts, aber die ganze Gesellschaft schmunzelte. Nun, er hatte recht!

Unsere Besichtigung dauerte anderthalb Stunden. Von der Rotunda aus ging es durch alle Säle, von denen ich nur einige erwähnen will.

Da war die grosse Congress Hall sowie die kleine des Senates. Dann die „Hall of Fame“ wo die Statuen aller berühmten Americaner zu sehen sind.

Der Führer sagten es sollten aus jedem Staate zwei Statuen geschickt werden, bisjetzt hätten aber nur 25 Staaten ihre Statuen geschickt. Er forderte die

Seite 244

Anwesenden auf, den Namen ihres Staates zu nennen, und er würde ihnen dann die Statuen derselben nennen.

Ich rief „Illinois“. „Dies ist der erste Staat, der weibliche Statuen eingeschickt hat“, sprach der Führer, und wies auf dieselben, Frances Willard war eine, hin. Es waren nur 4 Illinoiser anwesend, und ausser mir, keine aus Chicago.

Der Führer machte uns auf ein Phenomen eigener Art aufmerksam. Nämlich wenn sich jemand ganz hinten im Saale hinstellte und ganz leise sprach, konnte man es an einem gewissen Punkte ganz laut hören. Eine Erklärung dafür ist nicht bekannt.

Sodann begaben wir uns nach dem berühmten „National Library“, nicht weit vom „Capitol“ entfernt, und mit das Interessanteste, was in Washington zu sehen ist.

Alterthümer und Bilder aller Art, Zeitungs-Caricaturen aus Lincolns Zeit und vieles andere. Das interessanteste für mich waren die originellen Manuscripte unserer Constitution sowie der Declaration of Independence, die hier unter Glasbedeckung ausgelegt waren.

Mit Ehrfurcht las ich in denselben und besah die Unterschriften. Ich legte meine Hand darauf und gedachte der grossen Männer, die hier ihre Namenszüge hingesezt hatten.

Hätten wir doch heute nur noch mehr dieser selbstlosen, ehrlichen und tapferen Patrioten als diese es waren!

Nachdem wir wieder die vielen marmornen Treppen hinabgestiegen waren, fuhren wir nach Arlington zum Grab des „Unknown Soldier“. Dies ist eine grossartige Anlage, mit schöner Kapelle und alles ist aus Marmor, sogar alle Sitzplätze. Hier liegen tausende der armen Soldaten begraben. Alle Gräber sind mit kleinen Brettern, die mit dem Namen des Betreffenden,

Seite 245

oder aber mit der Aufschrift „Unknown“ versehen sind.

Wie traurig ist das, lieber Leser. – Unbekannt im Tode – aber doch beweint von den Ihrigen, die nur wissen dass sie nie wiederkommen.

Nun war es Abend geworden, und wir fuhren nach dem Bahnhofe um den 10½ Uhr B. & O. Zug, mit dem ich die Heimfahrt antreten wollte nicht zu versäumen.

Wir kamen denn auch zeitig genug dort an um noch ein wenig Lunch essen zu können und auch noch einige Souvenirs einzukaufen.

Dann besorgte Wilke mein RR-Ticket. Ich wollte zwar wieder im Smoker heimfahren, doch er hatte schon aus eigener Tasche ein Billet für den Schlafwagen eingelöst.

So musste ich, nolens-volens, mit ihm zum Pullman-Sleeper gehen, wo wir noch einige Minuten plaudern konnten, dann aber Abschied nehmen mussten, da auch Wilke noch am selben Abend mit einem 11 Uhr Zug die Rückreise antreten wollte.

Es ist uns beiden wohl scher geworden, auseinander zu gehen, denn „Scheiden thut weh“.

Ich hatte ein „lower berth“ – über mir war ein Professor der University of Chicago. Wir unterhielten uns eine Zeitlang und legten uns dann in unsere Kojen.

Mir gegenüber war ein deutsches Ehepaar eingerückt. Ich war noch nicht eingeschlafen, als auf einmal die dicke Frau auf mein Lager plumpste. Sie richtete sich aber schnell wieder auf, und ich hörte wie ihr Mann sagte: „Ja aber Alte, du kannst nicht die Shuh im Stehen ausziehen auf einem Eisenbahn-Zug. Setz dich daher.“

Ich konnte nicht gleich einschlafen, und hielt

Seite 246

noch einmal Revue über die Reise. Ich zählte die Flüsse und Staten, die ich gesehen hatte.

Die durchkreuzten Staten waren, Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania, New York, New Jersey, Virginia.

Die groesseren Flüsse die ich gesehen, waren: Der Ohio R. – Schuykill R. Hudson R. East & North R. – Potomac R. – Delaware R. und andere. –

Dann schief ich darüber ein, und als ich erwachte, waren wir in Ohio.

Am nächsten Nachmittag gegen 4 Uhr war ich am B. & O. Station an 63<sup>rd</sup> St. Chicago.

Eine halbe Stunde später war ich zu Hause, wo mich meine liebe Frau herzlich begrüßte.

Auch unsere I. Gladys freute sich mich wieder Heim zu sehen. Später am Abend kamen Anna und Hattie, beide mit vollzähliger Familie. Ich freute mich auch, und dann musste ich erzählen, denn „Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen!“

Und Du, lieber Leser, wenn Du von Seite 216 dieses Buches an gelesen hast, weisst auch, was ich zu erzählen hatte.

#### Capitel X

Die Hauptsache für mich war natürlich dass ich Alle meine Lieben bei bestem Wohlsein wieder fand.

Doch meine liebe Frau hatte mir verschiedene traurige Vorfälle aus unserer Nachbarschaft zu berichten.

In der vorigen Woche war nämlich die Tochter unseres alten Nachbarn „Mr. P. Crot“ – Marie, die im Polizei-Amt als „Police Woman“ angestellt war verunglückt. Sie und eine Kameradin hatten ihre Ferien in Iowa zugebracht. Bei einer Auto-Fahrt wurden sie an einer Eisenbahn-Kreuzung überfahren. Während die Freundin mit schweren Verletzungen davon kam, wurde Marie Crot auf der Stelle getötet.

Dies war ein schwerer Schlag für diese

Seite 247

Familie, da sie erst vor einem Jahre die Mutter, Mrs. Crot, zu Grabe getragen hatte.

Dann war, auch in voriger Woche, unsere hochverehrte und allgemein beliebte Frau Pastor, Mrs. Anna Faudrey, durch den Tod in die ewige Heimat abberufen worden.

Ich darf mich wohl so ausdrücken, denn wenn je eine wahre Christin gelebt hat, so war es sie. – Lange Jahre hindurch immer kränklich, ja manchmal totkrank, verlor sie nie den Muth. Immer war sie freundlich und zum Helfen bereit, wo sie nur konnte.

Unsere ganze Luth. Stephans-Gemeinde trug sie auf Händen, und wird sie noch lange schmerzlich vermissen.

Unser Herr Pastor G.A. Faudrey ist zu bedauern. Er steht jetzt ganz alleine da, da sie keine Kinder hatten, und auch sonst keine Verwandten hier in der Stadt.

Ich machte ihm am folgenden Morgen einen Condolenz-Besuch. Fand ihn recht traurig aber gefasst. „Es war Gottes Wille“ sprach er.

Ja, ja – „Es war Gottes Wille“. Aber wie wenige sind unter uns, die sich darin ohne Murren fügen? Unwillkürlich drängt sich die Frage auf „Warum?“.

Wie viele von uns können aus ganzem Herzen und ohne Nebengedanken sprechen „Dein Wille geschehe!“?

Die nächsten paar Tage verbrachten ich und meine I. Frau damit Besuche zu machen, bis ich mich wieder zur Arbeit melden musste.

Herbst und Winter vergingen in gewohnter Weise – Weihnachten kam und wurde gebührend gefeiert. Auch Neujahr wurde nicht vergessen. Unser selbstgemachter Wein schmeckte herrlich, und wurde gut in Anspruch genommen.

Jetzt ist es Frühjahr, aber nicht „Frühling“. Wir schreiben heute den 14. April, doch es liegt



Seite 248

noch viel von dem einige Tage vor Ostern gefallenem Schnee in allen Ecken. Auch müssen wir noch jeden Tag heizen.

Trotzdem habe ich heute ein schönes Nistkästchen in einem unserer grossen Pappelbäume angebracht, denn „Auf den Schnee, auf den Schnee, Folgt der grüne Hoffnungsklee.“

Nun ist der liebe Mai schon seit acht Tagen ins Land gerückt, aber auch er hat soweit nur kaltes, regnerisches Wetter gebracht.

In unserem Hause wird jedoch zur Zeit nicht viel an das Wetter gedacht, da die bevorstehende Feier unseres 50jährigen Hochzeitstages die Gemüther unserer Kinder u. sonstigen Verwandten zu sehr in Anspruch nimmt.

Sie wollen durchaus eine grosse Festlichkeit veranstalten, und sprechen davon eine Halle zu mieten, da unser Haus zu klein wäre für alle Verwandten und Freunde.

Doch dies ist nicht nach unserem Sinne. Meine liebe Frau und ich möchten lieber nur die nächsten Verwandten einladen, und die Feier in unserem eigenen Haus abhalten.

Dabei ist es denn auch geblieben. An alle unsere näheren Verwandten sind Einladungs-Karten abgeschickt worden, und Vorbereitung für etwa 80 Gäste werden getroffen werden.

Es würden weit ueber 100 Personen sein, doch wir können nicht darauf rechnen, dass die zu weit entfernt wohnenden, z.B. die in Missouri Kansas u. Nebraska ansässigen Geschwister und Familien anwesend sein werden.

Nun, wir wollen hoffen, dass wir bis dahin gesund bleiben, und die meisten unserer Lieben um uns versammelt sehen mögen.

Capitel XI

Mai 28.1926 Die Goldene Hochzeit

Heute vor 50 Jahren war, es als wir, meine liebe Christine und ich, im Hause ihrer Eltern in Sullivan, Mo., getraut wurden. Fünfzig Jahre ist eine lange Zeit, und nur wenigen ist es vergönnt Goldene Hochzeit feiern zu dürfen.

Darum wollen wir vor allen dingen zuerst dem Herrn danken und lobsingen für den Segen und die Gnade, die Er uns bis hier erwiesen hat und Ihn bitten, auch fernerhin uns nicht zu verlassen, sondern uns gnädiglich zu führen bis an unserem Ende, und dann ewiglich. – Amen.

Dies ist die dritte Feier dieser Art, die meines Wissens in unserer Familie zu verzeichnen sind, und merkwürdiger Weise war es immer eine Tebbens-Pooker-Ehe die in Betracht kam. Denn da waren zuerst meine Grosseltern: Christoph J. Tebbens u. Mechelina, geb. Pooker. Dann mein Onkel Gerh. C. Tebbens u. Margarethe, geb. Pooker. Und nun wir, C.J. Tebbens u. Christine, geb. Pooker.

Heute ist Freitag und recht schönes Wetter. Unser Sohn Wilke u. Familie kamen schon gestern an aus Wayne, Pa. Auch unsere Töchter Anna u. Hattie mit ihren Familien sind schon hier.

Am Nachmittag kamen unser Schwager Weert Brenstein mit sammt allen seinen lieben Kindern, zwei Söhne, John & Christ u. vier Töchter, Gesine, Christine Rebecca, Marie u. Helen, alle verheirathet u. mit Familie. Dann kam mein Bruder Henry u. seine Frau Kathe und deren Söhne, Christ und Frank mit Familien. Auch die Wittwe meines verst. Bruders Johann und ihre Kinder kamen im Laufe des Nachmittags. Auch unser Pastor Rev. G.A. Faudrey erschien gegen Abend, sowie auch Mr. H. Staehling mit Frau, die Eltern meines Schwiegersohns George Staehling. – Es waren im Ganzen etwa 70 Personen erschienen. Auch Fred Boan & Margaret aus Deerfield kamen noch.

Da alles von der jüngeren Generation gut arrangirt

Seite 250

worden war, und für Bedienung reichlich gesorgt war, hatten Ma und ich weiter nichts zu thun als die lieben Gäste zu bewillkommen, und für die vielen herzlichen Gratulationen und reichlichen und prachtvollen Geschenke zu danken, bis es zu Tische ging. Die Tafel war oben, in unserem grossen Zimmer gedeckt und alles verlief nach Wunsch, in geordneter Weise.

Herr Pastor Faudrey sprach das Tischgebet und hielt dann eine, der Gelegenheit entsprechende Ansprache an uns und die anwesende Gesellschaft, die gebührend anerkannt wurde. Nachdem auch ich einige Worte im Bezug der Feier gesprochen hatte, nahm unser Sohn Wilke das Wort. Seine Rede machte uns rechte Freude, sowie auch das selbst verfasste Gedicht unserer Tochter Hattie in Beziehung des heutigen Festes. Dann wurden noch verschiedene kleine Ansprachen, von Br. Henry und anderen gemacht, und so ging das Mahl, indem wir dabei einige Gläschen unseres selbst gekelterten Weines getrunken, fröhlich zu Ende.

Nicht aber schon das Fest selbst, denn nun kam erst die rechte Gemütlichkeit unter den Gästen. Die Aelteren wurden zutraulich miteinander im Gespräch über längst vergangene Zeiten, und die Jungen wurden lustig und sangen ihre Lieder. Erst in früher Morgenstunde konnten die Letzteren zu dem Entschlusse kommen, den Heimweg anzutreten, oder besser „heimzufahren“, da alle ihre „Autos“ hatten.

Und wir, die Jubilare, wir beiden Alten? Nun, wir legten uns zur Ruhe, mit dem Gefühl, einen unvergesslichen Tag verlebt zu haben, mit dankendem Herzen zu Gott, von dem wir alles haben, auch langes Leben und Gesundheit, und hätten gern gesungen „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.“ Es war schon spät als wir am Morgen aufstanden, und wir uns mit Musse noch einmal die schönen Blumen und Geschenke aller Art betrachteten.

Wenn wir aber gedacht hatten, dass nun die goldene

Seite 251

Hochzeit erledigt sei, so hatten wir uns geirrt. Auf einer Hochzeit folgt eine Hochzeits-Reise, wenn es möglich gemacht werden kann. Da dies nun bei uns damals leider nicht der Fall war, bestanden Wilke und Leda darauf dass wir mit ihnen nach Merion kommen sollten.

Ich war nun zwar erst letztes Jahr dagewesen, und wollte haben Ma sollte allein mitgehen, zumal Leda sich erbot sie wieder heimzubringen.

Sie wollte aber ohne mich nicht fort, und so entschlossen wir uns dann, beide mit ihnen zu gehen.

Schon am Montag reissten wir ab, und sogar „de Luxe“ im Pullman-Compartment mit der Pennsylvania R.R.

Am nächsten Nachmittag kamen wir an. Ich musste mich wirklich wundern über ihren schönen Platz. Es war als hätten sie schon mehrere Jahre dort gewohnt, wenn man dem Garten nach hätte urtheilen sollen.

Nun, ich hatte noch etwa eine Woche von meinen Ferien übrig und blieb so lange ich konnte.

Die Gegend dort ist so schön und interessant, dass man nicht müde wurde, es auch zum zweiten Male anzusehen, zumal Wilke & Leda alles aufboten es uns angenehm zu machen.

Ich nahm dann Abschied, doch Ma blieb noch einen ganzen Monat dort, denn in einer Woche kann man nicht überall hinkommen, wenn man auch wie W. & L. eine neue „Paige Car“ hat. Und Ma sollte doch auch Washington, New York u.s.w. sehen ehe sie wieder nach Chicago ging.

So langte ich denn einen Tag vor Ablauf meiner Ferien glücklich wieder zu Hause an. Unsere Tochter Hattie, die sich erboten hatte während unserer Abwesenheit für uns hauszuhalten empfing mich schon an der Thür. Sie und die Kinder waren alle wohl und munter.

Das erste was ich that war alle die Blumen und Gewächse, die ich mitgebracht hatte, zu pflanzen.

Dann ging's ans Erzählen über hier und dort.

Seite 252

Am Abend kamen dann auch George u. Anna mit den Kindern herüber, und war des Fragens und Antwortens kein Ende.

Am nächsten Morgen musste ich wieder ins Geschirr gehen, was mir gar nicht unlieb war, denn wenn man aelter wird, ist das alte, gewöhnte Geleise immer noch das beste.

So verging denn die Zeit schnell, bis meine liebe Frau wieder heimkehrte. Leda, unsere Schwiegertochter kam mit ihr, da sie bange waren, dass Ma auf der Reise etwas zustossen könnte.

Wir sind ihr herzlich dankbar dafür. Sie konnte aber nur ein paar Tage bleiben.

So haben wir nun beide das Heim unseres lieben Sohnes gesehen, und freuen uns darüber, denn es ist sehr schön. Möge der liebe Gott ihnen auch fernerhin zur Seite stehen.

#### Capitel XII

Nun ist die schöne Sommerszeit schon wieder dahin. Noch haben wir viele Blumen im Garten doch in einigen Wochen wird wohl alles tot und abgestorben sein. Schon habe ich die werthvollsten Gewächse eingetopft, um sie zum ueberwintern vorzubereiten.

Es ist wieder die Zeit, wo man viel Geld ausgeben muss, zumal wir uns einen neuen „furnace“ angeschafft haben, dann die grosse Kohlen-Rechnung, und dazu die Einmache-Zeit. Ma ist viel beschäftigt damit.

Morgen, am 29<sup>ten</sup> Oct. 1926, wird wieder eine goldene Hochzeit gefeiert werden, nämlich diejenige unseres Schwagers und Bruders Wilko Pooker und seiner I. Frau Caroline, wohnhaft zu Hillsboro, Mo., wo sie die ganzen 50 Jahre auf ihrer Farm verlebt und eine grosse Familie erzogen haben. Möge der Herr auch ihnen noch viele frohe Tage erleben lassen. Es ist ja ein so seltenes Glück, und so wenigen vergönnt, 50 Jahre lang als Ehepaar Hand in Hand durch dieses wechselvolle Leben zu wandeln.

Schwager W. Brenstein war der einzige der von Chicago der Feier beiwohnen konnte und hat nach seiner Rückkehr ausführlich darüber berichtet. Auch sie haben im Hause und in der Kirche den Tag frohlich und würdig verlebt. Ausser dem Pastor, hat auch ihr jüngster Sohn Oscar aus Kansas City, der auch Pastor ist, eine rührende Ansprache gehalten.

Es ist immer ein erhebendes Gefühl für die Eltern, zu wissen, dass ihre Kinder es weiter gebracht haben, als sie selber es gekönnnt haben.

Für ein solches Glück kann man dem Herrn nicht genug danken, wenn man bedenkt wie viele arme Eltern, die wohl auch ihr bestes versucht haben mögen, ihre Kinder zu guten Menschen zu erziehen, doch durch ungerathene Söhne oder Töchter vorzeitig alt und grau werden, und aus Graun in die Grube fahren.

In unserer Jugendzeit wurden die Kinder noch mehr an Religion gehalten. Bibelsprüche und Gebete mussten auswendig gelernt werden. Und ich weiss aus Erfahrung, dass viel des Gelernten fürs Leben sitzen blieb.

Oh, ihr alten Kirchenlieder, wie viel Trost, und wie viel Dankgefühl habt ihr nicht schon mancher armen Seele in den wechselvollen Lagen des Lebens gespendet.

Wir setzen Denkmäler, und verehren unsere grossen Dichter – Volksdichter – wie Goethe, Schiller und andere, und mit vollem Recht, doch die Dichter geistlicher Lieder sind fast nur den Kirchengängern bekannt, als da sind – Martin Luther – Paul Gerhard – Gellert – Schmolke – und viele Andere – und doch meine ich, haben gerade die letzteren mehr und besser für menschliche Seelen gewirkt als die mehr berühmt gewordenen.

Bist du betrübt, lieber Leser? Erwinnere dich eines der einschlagenden Trostlieder. – Fühlst du Dankgefühl gegen deinen gütigen Gott? Singe ein Loblied!

Oder willst du beten? Her mit dem alten Gesangbuch und du wirst in allen Fällen finden was du suchst.

Oder lachst du vielleicht über meine „veralteten“ Anschauungen? Dann bedauere ich dich! – Wer nur weltliche Anschauungen in sich traegt, kann nie den inneren Frieden erlangen.

Seite 254

Nun neigt sich auch dieses Jahr wieder seinem Ende zu.

Schon Mitte December, und richtiges Winterwetter. 3° unter Zero. Das greift den Kohlenvorrath stark an. Doch wir sind alle gesund und können zufrieden sein.

Zu dieser Jahreszeit gibt es immer viele Krankheiten unter den Bewohnern einer Grossstadt wie die unsere. Und ausserdem viel Armuth und Elend, und es ist nur gut dass die oeffentlichen Wohlfahrts-Gesellschaften viel Gutes thun, sonst würden noch viel mehr Fälle von Tod durch Hungern oder Erfrieren zu verzeichnen sein.

Und nun steht auch die Zeit der fröhlichen Feiertage wieder vor der Thür. Fröhlich oder traurig sind sie für die Menschen. Je nachdem sich die Lage bei ihnen gestellt hat.

Wenn man aber sieht wie sich die Leute in den Geschäftslokalen drängen um Geschenke zu hohen Preisen einzukaufen, sollte man meinen, dass es nur wenige Armen gäbe.

Eigenthümlich ist es auch, wie sich die Auffassung der Weihnachtsfeier bei uns geändert hat. Vor 40 oder mehr Jahren wusste man fast nichts davon. Später wurden nur die Kinder vom „Santa Claus“ beschenkt. Nun aber hat fast jede Familie einen Weihnachtsbaum und Alt und Jung erhalten Geschenke, und klein sind sie meistens auch nicht, sodass nach Weihnachten viele Familien keinen Dollar mehr zur Verfügung haben.

Dabei glauben die Kinder von 4 bis 6 Jahren schon nicht mehr an einen „Sanct Nicholas“ wie zu unserer Zeit.

Doch hat dieser Wechsel in der Volksstimmung auch eine recht schöne Gepflogenheit gezeitigt, nämlich den in allen Kirchen gehaltenen Fest-Gottesdienst und den veranstalteten Kinder-Weihnachtsfest. Da hört man noch einmal von hellen, klaren Kinderstimmen die alten Weihnachts-Lieder, die meistens alle von deutscher Sprache ins Englische uebersetzt worden sind, erschallen. Das söhnt mich dann mit vielen unschönen Gewohnheiten wieder aus, als da sind, die Ansicht vieler Menschen, dass an den Feiertagen recht viel gegessen und noch mehr getrunken werden müsse.

Capitel XIII

Weihnachtsabend – Noch herrscht reger Verkehr in den Stores an den Geschäftsstrassen. Viele Nachzügler müssen noch in den letzten Stunden Einkäufe machen, während es in den Strassen der Wohnungs-Districte schon anfängt feierlich auszusehen. In vielen Fenstern sieht man schön geschmückte Christbäume erglänzen.

Es ist gutes Wetter, etwas kalt, doch fehlt der von der Jugend so erwünschte Schnee.

Die Kirchenglocken läuten von nah und fern. Wir machen uns auf den Weg zu unseren Kindern, George & Anna, da deren drei Kleinen, George, Annette u. Christopher heute abend in der Kirche ihren Kinder-Gottesdienst feiern.

In unserer Kirche wird er morgen abend abgehalten werden. Es ist interessant auch für uns Alten, die Sprüche und Lieder der Kinder, die auch wir einmal gesprochen und gesungen haben, mit anzuhören. Es war schon spät, als George uns mit dem Auto wieder heim brachte.

Am nächsten Morgen – Fröhliche Weihnachten und allgemeine Bescheerung!

Welche Freude allerseits – Welche Ueberraschungen. Viel mehr, als man erwartet hatte. Auch von Wilke, unserem Sohn in Philadelphia und Familie waren Geschenke eingetroffen. Und von Anna & George sowie von Hattie u. Familie – reichlich.

Frohen Herzens gingen wir dann zur Kirche, und am Abend zum Kindergottesdienst.

Ich darf wohl sagen, dass wir dieses Jahr ein recht fröhliches Weihnachtsfest würdig gefeiert haben, und uns freuten dass alle gesund waren und im Familienkreis sich versammelten.

O du Weihnachtszeit: Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen!



Seite 256

Der Heiland sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Doch um die Weihnachtszeit möchte man sagen, dass es doch grossen Einfluss auf die Menschheit ausübt.

Friede herrscht in den Gemeinwesen. Mitgefühl für die Armen und Verlassenen, Waisen und Wittwen bezeugt sich allenthalben durch thatkräftige Hilfe und Unterstützung.

Friede auch herrscht in Familienkreisen, und man findet sich zusammen, kommt sich wieder näher, und verlebt einige köstliche Stunden im Austausch der Gedanken und Ansichten, und auch Aussichten für die Zukunft.

Ja, es ist wahr: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind –

Auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind.“

Nun kommt Sylvesterabend und Neujahr. Da es wieder auf Samstag fällt, haben wir nochmals zwei Feiertage.

Am Sylvesterabend waren wir, Christine und ich ganz allein zu Hause. Dies war, soviel ich mich erinnere, wohl das erste Mal das es sich so traf.

Wir warteten in aller Ruhe bis die Uhr 12 schlug, und wünschten uns gegenseitig ein „Glückseliges neues Jahr“.

Dann aber fing das Telephon an zu lärmern, und die Kinder wollten alle zugleich glück wünschen.

Noch immer muss ich am „Olle Jahrs Abend“ an die „Speckendicken“ denken, die in Ostfriesland nur an diesem Abend gegessen wurden. In den ersten Jahren nach unserer Einwanderung backte Mutter noch immer welche. Und mit welchem Gusto wurden sie verzehrt.

Am Neujahrmorgen gingen wir alle zur Kirche und am Nachmittag waren wir bei Hattie.

Am nächsten Tage, Sonntag, waren wir alle zusammen bei uns zu Mittag und Suppe. Wir hatten einen recht gemütlichen Tag und Abend.

Somit sind nun die Feiertage wieder für eine Zeitlang vorüber, und das Alltagsleben beginnt wieder.

Seite 257

Für mich ist das nun nicht so schwer, da ich schon seit langer Zeit Posten bekleide, wo ich erst so um 9, 10 oder 11 Uhr anzufangen brauche.

Aber viele müssen ja schon früh heraus, und das ist im Winter keine angenehme Sache.

Hauptsächlich nicht für solche, die etwas zu stark gefeiert haben.

So glänzten denn im Geschäft am Montagmorgen viele durch ihre Abwesenheit, und Andere mussten ihre Stelle vertreten, so gut es ging.

Leider „Es ist nichts schlimmer zu ertragen, Als eine Reihe von guten Tagen“.

Aber am Dienstagmorgen war die Mannschaft fast wieder vollzählig am Platz.

Natürlich, es war ja Zahltag, und das Geld war wohl den meisten ausgegangen, sonst hätten sie wohl gerne noch einen Tag gebummelt.

Noch eine schöne Ueberraschung wurde uns am folgenden Sonntag.

Ich war am Nachmittag in die Gemeinde-Versammlung gegangen. Als ich gegen 5 Uhr nach Hause kam, waren George und Anna mit den Kindern bei uns. Ich hörte Musick, und als ich mich umsah, stand da im Diningroom ein schönes Radio-Instrument.

Ich dachte George hätte das seinige von zu Hause mitgebracht, und frug ihn, worauf er antwortete: „No, it is yours. It is our Christmas present!“

Mein Erstaunen war so gross wie meine Freude. Hatten sie uns doch schon zu Weihnachten reichlich genug beschenkt und nun noch dieses.

Doch wir mussten es annehmen, und waren ihnen herzlich dankbar dafür. Es ist ein schönes Cabinet-Radio und gibt alles, was in der Luft an Tönen zu erreichen ist hell und klar wieder, nicht nur von Chicago Broadcasting Stations, sondern auch alle von auswärts von allen Staten, trotzdem wir noch keine äussere Verbindung haben, sondern nur im Zimmer.

Seite 258

Es ist wahrlich erstaunend, wenn man sich in seine Jugendzeit zurück denkt, und dann alle die Erfindungen und Errungenschaften die seitdem in allen Gebieten der Wissenschaft gemacht worden sind, der Reihe nach aufzählt.

Wenn jemand, der vor hundert, oder auch nur vor fünfzig Jahren gestorben wäre, jetzt auf die Erde zurück versetzt werden könnte, würde er gar nicht mehr glauben dass dies dieselbe Welt und dieselben Plätze und Menschen wären, die er zu seiner Zeit gekannt hätte. Was wüsste er von Dampfkraft, Gasbeleuchtung, Electricität, Telegraphen, Telephonen, Sprechmaschinen, Radios, oder den Fortschritten in der Heilkunde und noch vieles andere.

Ja, der liebe Gott hat die Menschen in vielen Geheimnissen der Natur eingeweiht, so dass sie heutzutage nach Belieben in die Luft herumfahren und durch die Luft aus irgendeiner Entfernung miteinander sprechen können.

Dennoch bleibt das alte Sprichwort wahr: „Gott lässt die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“

Er kennt das Menschengeschlecht. Sie sind Ihm ja nicht einmal dankbar für seine Wohlthaten.

Anstatt in Ehrfurcht auszurufen: „Herr wie sind deine Werke so gross und viel!“ begründen sie alles auf ihre eigene Klugheit und Geistesgrösse.

Und hrein sind die erfolgreichsten Erfinder oft die Schlimmsten.

Ein Mann wie Thomas Edison, dem wir viele der werthvollsten Errungenschaften auf dem Gebiete der Electricität verdanken, muss sich zwar herbei lassen an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, aber dass es einen bewusst handelnden, allwissenden und allmächtigen, lebendigen Gott geben soll, dass verleugnet er oeffentlich!

Er sagt: „The word ‚God‘ means nothing to me“!

Ein schönes Vorbild für die uebrige Menschheit. Da kann man nur sagen: „Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“

#### Capitel XIV

Nun ist es schon Mitte Februar 1927. Das Wetter ist immer so schön, dass man beinahe vergisst, dass es noch Winter ist.

Obschon der Wetteronkel vom U.S. Wetter-Bureau uns oft mit Regen, Schnee oder Frost droht, bleibt es immer Maiwetter.

Freilich, in der Astronomie und auch in der Wetterkunde sind grosse Fortschritte erzielt, doch gilt auch hier, was ich im vorherigen Capitel betonte. „Unser Wissen ist Stückwerk“.

Theorie ist eben nicht Wirklichkeit, und mancher Laie könnte einem grossen Gelehrten Fragen stellen, die er vergeblich zu beantworten suchen würde. Zum Beispiel die einfache Frage „Was ist ‚Leben‘ und wie entsteht es?“ Wollte er ehrlich sein, so müsste er antworten:

„Das weiss nur Gott.“ Und so ist es mit vielem Anderen, dass wir sehen und fühlen können.

Es heisst von einem berühmten Astronomen dass er, als er auf seinem Sterbebette lag, sagte dass bei allem Wissen, er doch mit den Kindern aussprechen müsste „Twinkle, twinkle, little star – I wonder what you are?“

Und während die Wissenschaft immer vorwärts dringt, immer neues erfindet, gehen viele Künste und viele Fähigkeiten auf vielen Gebieten, die den Alten vor Tausenden von Jahren bekannt waren, und die sie ausübten, so dass noch heutzutage hin und wieder Ueberreste derselben gefunden werden, die uns und unsere Zeitgenossen in Staunen setzt, ganz verloren.

Und so wird es wohl auch immer weiter gehen. Wie es jetzt keine Juweliere mehr gibt, die solche Arbeit, wie man an alten Schmucksachen sieht machen können, wird es in absehbarer Zeit auch keinen Schmied mehr geben, der ein Pferd beschlagen könnte, und auch keine Sattlermeister mehr. So ändert sich die Welt, und wir alten Leute

Seite 260

wundern uns, schütteln über vieles den Kopf und stellen unsere Vergleiche an, aber es hilft nichts.

Wir müssen mit, wenn wir nicht als Sonderlinge ausgelacht werden wollen.

Die Bekleidung, Lebensweise und Gewohnheiten der Jetztzeit sind grundverschieden von denen die vor 40 oder 50 Jahren als mustergültig anerkannt wurden.

Zur Zeit als wir uns verheiratheten, war \$1<sup>95</sup> bis 2.<sup>25</sup> ein guter Tageslohn. Dabei konnte man anständig leben und noch 4 bis 5 Dollars wöchentlich ersparen.

Heute ist der durchschnittliche Taglohn 5 bis 7 Dollars, und davon können die meisten Familien noch keine Ersparnisse zurücklegen.

Das begründet sich auf zwei Thatsachen, nämlich erstens ist alles, was zum Lebensunterhalt notwendig ist fast dreimal so theuer als zum Ende des vorherigen Jahrhunderts und zweitens sind die Menschen nicht mehr so genügsam wie früher. – „Tempora mutantur“!

Wir schreiben heute den 25<sup>ten</sup> März und das Wetter ist immer schön geblieben. Es ist in der Fastenzeit, und es wäre sehr wünschenswerth, wenn doch mehr Menschen sich darauf besinnen würden, was diese Zeit zu bedeuten hat.

Es werden zwar hier in Chicago oefters grosse religiöse Versammlungen und „Revival Meetings“ abgehalten. Auch ist zur Zeit eine junge Evangelistin, die 15jährige Uldine Utley aus Californien hier. Sie hält allabendlich lange Predigten in einer Baptisten-Kirche, und auch Sonntags im Colliseum-Gebäude, vor grossen Zuhörer Massen, wovon sich auch dann viele „bekehren“ lassen, aber ob diese fortan gute Christenmenschen bleiben, möchte ich nicht verbürgen, wenigstens bei vielen nicht. Immerhin sind diese religiösen „Efforts“ besser als die vielen Tanzvergnügen und Theater in der Fastenzeit. Hoffentlich geht doch mancher ernstlich in sich und wird wirklich ein besserer Mensch. Es gibt ja leider so viele hier, die zwar durch den Einfluss der Eltern, in ihrer Jugend religiösen Unterricht genossen

Seite 261

haben, aber später ganz und gar abtrünnig geworden sind, und jahrausjahrein in keine Kirche mehr kommen. Möchten doch viele solcher durch den Besuch solcher Erweckungs-Versammlungen wieder auf den rechten Weg kommen!

Heute ist der erste April. Das „in den April schicken“ hat uns am empfindlichsten das Wetter besorgt, denn nach Wochen, ja Monate langem angenehmer Witterung, bläst heute ein kalter Wind, und es regnet unaufhörlich darauf los.

Hoffentlich artet es nicht in starkem Frost aus, denn dann wären viele Hoffnungen zu nichte.

Auch unser Garten ist schon voller aufkeimender Sprossen und Knospen, denen ein Frost schnell den Garaus machen würde.

1927. Am 25<sup>ten</sup> April, meinem Geburtstage, ging meine Anstellung als „U.S. Govt. Meat Inspector“ zu Ende, indem ich auf die Pensions-Liste eingetragen wurde. Unser Chief Inspector, Dr. Bussmann ersuchte mich zwar, noch ein oder zwei Jahre im Amt zu bleiben, da ich ja noch sehr rüstig bin, aber ich konnte mich nicht entschliessen, die Application zu diesem Zwecke, die er schon ausgefertigt hatte, einzureichen. Ich beschloss mich zur Ruhe zu setzen.

Die Pension allein ist zwar nicht genügend um davon anständig leben zu können, doch mit unseren anderweitigen Einkommen, können meine liebe Frau u. ich schon auskommen ohne sonderliche Entbehrungen.

Wenn der liebe Gott uns nun noch einige Jahre gesund erhält, können wir unserem Lebensabend mit Ruhe und Zufriedenheit entgegen sehen, und unsere Freude haben an unseren Kindern und Enkeln. Das walte Gott! – Ich schied aus dem Amt in dem Bewusstsein, immer meine Pflicht erfüllt zu haben, was denn auch an höchster Stelle anerkannt wurde, indem ich von dem Secy of Agriculture u. dem Chief of B. of A.I. sehr

Seite 262

zufrieden stellende Briefe erhielt, und auch von meinen directen Vorgesetzten bei meinem Abschied bestätigt wurde. Man liess mich ungern gehen. Auch meinen Mitarbeitern, von denen viele meine persönlichen Freunde geworden sind, war es nicht recht, dass ich fortan nicht mehr unter ihnen sein würde. Doch wohl viele von ihnen werden mir bald nachfolgen, da auch sie im Alter der Pensionsreife sein werden. Viele die mit mir eintraten haben es nicht erlebt, und sind in den ewigen Ruhestand getreten.

#### Capitel XV

Der Sommer dieses Jahres 1927 ist im Allgemeinen recht kühl und feucht verlaufen, was auf die Vegetation einen guten Einfluss ausgeübt hat, und eine gute Ernte erwarten lässt. Es scheint dass die „Prosperity“ noch anhalten wird. Unser gesegnetes Land ist jetzt schon so reich, dass es von allen anderen Nationen beneidet wird.

Wenn irgend ein Ländchen in Europa knapp an Geld ist, dann wendet es sich an Uncle Sam, der dann gewöhnlich auch aushilft, wofür ihm meistens recht schlecht gedankt wird.

Bei all diesem Reichtum sollte man meinen dass nirgend Mangel, nirgend Elend und Armuth zu finden wäre.

Weit gefehlt, lieber Leser, es kommt vor, dass inmitten einer wohlhabenden Nachbarschaft Leute buchstäblich verhungern, oder doch lange hungern müssen.

Davon ein Beispiel. – Eine Verwandte meiner I. Frau, Mrs. E.M., verlor etwa vor einem Jahr ihre erwachsene Tochter und einige Monate später ihren Mann, der immer fleissig gewesen, sich aber für geringen Lohn sein lebenslang für die N.W. Eisenbahn-Gesellschaft abgerackert hatte.

Dabei konnten keine Ersparnisse zurückgelegt werden, und nun war der Sohn Hermann die einzige Stütze der verwittweten Mutter.

Dieser aber war ein noch schlechterer Ernährer

Seite 263

als es der Vater gewesen war. Nicht dass er nicht arbeiten wollte, oder schlechte Gewohnheiten hatte, aber er konnte niemals eine Anstellung lange behalten, und war so die halbe Zeit arbeitslos. So waren auch meine Bemühungen ihm in dem Packinghouse, wo ich Inspector war, Arbeit zu verschaffen, von wenig Nutzen. Er arbeitete etwa zwei Wochen. Dann hörte er auf.

Einige Zeit später verletzte er sich am Knie beim Feuerholz spalten. Die Wunde, wahrscheinlich vernachlässigt, wurde so schlimm, dass er bettlägerig wurde.

Eines Tages besuchte seine Mutter eine kranke Nachbarin, und hatte das Unglück in deren Wohnung auszugleiten wobei sie ihre Hüfte und den rechten Fuss arg beschädigte, so dass man sie die Treppe hinauf tragen musste.

Dies war ein grosser Schrecken für Hermann, der wohl einen Herzfehler gehabt haben muss, denn etwa eine Woche später starb er plötzlich. Es war mitten in der Nacht, und seine Mutter, die im selben Zimmer lag, konnte ihm nicht zu Hilfe kommen. Durch ihr Klopfen auf den Fussboden mit einem Stock erweckte sie die Nachbarn. Als die heraufkamen, war Hermann bereits tot. Der Arzt constatirte Herzschlag.

Nun war die arme Frau M. ganz verlassen. Doch die Nachbarn waren recht gut. Sie sorgten für ein anständiges Begräbniss, und an demselben Tage wurde Frau M. in das County-Hospital überführt, wo sie bessere Pflege hatte.

Wir besuchten sie hier dann regelmässig. Am Tage nach Hermann's Tode erhielt sie Nachricht dass ihr Bruder, in Baltimore in derselben Nacht durch einen Absturz von der Treppe in seinem eigenen Hause ums Leben gekommen sei. Nun war auch ihr letzter Blutsverwandter in America gestorben. Dieser hatte mit ihr im Briefwechsel gestanden, und ihr versprochen sie in seinem Testament nicht zu vergessen.



Da Hermann, der Sohn, seiner Zeit in der Armee eingezogen worden war, obwohl er nie nach Frankreich eingeschifft wurde, hatte er einen „Bonus“ und auch Versicherungs-Gelder zu erhalten. Nachdem etwa \$100<sup>00</sup> davon für sein Begräbniss beigetragen waren, erhielt seine Mutter das übrige Geld, und bat mich es für sie in Verwahrung zu nehmen, da sie ja jetzt kein Geld gebrauche. Ich erfüllte ihren Wunsch, indem ich für sie ein „Savings Account“ in der Stockmen's Bank anlegte. So verging denn Woche auf Woche, Monat auf Monat. Frau M.s Hüfte wurde besser, aber ihr Fuss war unheilbar, sodass die Ärzte ihr eines Tages die Eröffnung machten, dass wenn sie ihr Leben erhalten wollte, eine Amputation des Beines über dem Knie unbedingt vorgenommen werden müsse. Bei einer Frau in den siebziger Jahren, die überhaupt nicht stark war, war dies eine starke Zumuthung. Wir hatten unsere Zweifel ob sie es überstehen würde. Doch im Vertrauen auf ihren Gott ergab sie sich in das Unvermeidliche und – die Operation gelang. Jetzt is das Bein schon völlig geheilt, nur gehen kann sie noch nicht. Sie wurde später vom Hospital nach der County Farm – Oak Forest – überführt. Dort besuchen wir sie von Zeit zu Zeit. Sie ist gesund und guten Muthes, und hofft auf den Frühling, wo sie dann in einem Rollstuhl in den schönen Anlagen umher fahren kann. Fürwahr, sie ist ein lebendes Beispiel, dass auch der Mensch im allergrössten Unglück noch Hoffnung und Freude haben kann, wenn nur das Gottvertrauen da ist. Im Uebrigen hat sie jetzt über mehr Capital zu verfügen als jemals zuvor in ihrem aermlichen Leben. Freilich, auch ihr wurde es nicht an der Wiege vorgesungen, dass ihr ein so trauriger Lebenslauf bevorstehen sollte. Sie war die einzige Tochter wohlhabender Eltern in Deutschland. Leider starb ihre Mutter als sie noch sehr jung war. Der Vater heiratete später

Seite 265

die Schwester ihrer Mutter, und das wurde der Tochter zum Verhängniss. Von ihrer Mutter als einzige Tochter sehr geliebt und wohl gar etwas verzärtelt, konnte sie das strenge Regiment der Stiefmutter nicht ertragen.

Von Natur energisch und resolut, verliess sie als junges Mädchen die elterliche Wohnung, und verdiente ihren eigenen Lebensunterhalt.

Nach einigen Jahren wanderte sie aus nach America um hier ihr Glück zu suchen.

Doch wie so vielen Anderen, fand sie es nur in sehr geringem Maasse.

Mit der Zeit verheirathete sie sich. Ihr Mann war von Profession Barbier, das heisst er war es in Deutschland gewesen. Hier konnte er als „Barber“ nicht mitkommen, weil er zu langsam und zu gutmüthig war. – So musste er sich als gewöhnlicher Arbeiter durchschlagen, und dabei konnten sie nicht viel sparen.

Es wurden ihnen zwei Kinder geboren, eine Tochter, die in ihren zwanziger Jahren starb, und der vorerwähnte, kürzlich dahingegangene Sohn.

So hat die bedauernswerthe Frau E.M. ihr lebenslang wenig Freude erlebt. – Möge der liebe Gott sie nun in seinen Schutz nehmen bis ans Ende.

#### Capitel XVI

Das Jahr neigt sich wieder seinem Ende entgegen. Das Weihnachtsfest ist vorüber, und war wie immer, eine fröhliche Zeit in unserer Familie. Die Geschenke waren allerseits recht liberal, und die Mahlzeiten nicht weniger. Waren wir am Danksagungstage bei unserer Tochter Hattie und Kinder in Clarendon Hills, so verlebten wir Weihnachten bei Geo. und Anna, da dort die Kinder noch an Santa Claus glauben. Wir gingen zum Abend- und Früh-Gottesdienst, wo die Kinder Vorträge sprechen und singen mussten. Das Neujahrsfest wird nun in unserem Hause abgehalten werden, damit jede Familie einen Antheil an den Festtagen erhält.

Seite 266

Leider habe ich noch einmal, in der letzten Woche des Jahres, über einen traurigen und unerwarteten Todes-Fall zu berichten.

Herr Paulus Fritschel, langjähriger und allgemein geschätzter Finanz-Secretär unserer Ev.-luth. St. Stephans-Gemeinde, starb nach kurzer, heftiger Krankheit zu Milwaukee, Wis. Man hatte ihn dort in ein Hospital gebracht, weil dort zwei seiner Brüder wohnhaft sind. Einer ist Pastor, der andere Arzt. Her Fritschel war ein guter, geachteter christlicher Mann, und mir schon lange ein lieber Freund, da wir zusammen lange Jahre hindurch im Kirchenrath thätig waren.

Er war von Beruf Buchhalter, und über 35 Jahre als solcher und Asst. Manager im Wartburg Publ. House thätig. Dieses Institut wird von der Iowa-Synode geleitet, in der mehrere Verwandte des Mr. Fritschel als Professoren und Pastoren walten.

Am letzten Tage des Jahres wurde Herr Fritschel von unserer Kirche aus beerdigt. Viele Theilnehmende hatten sich eingefunden. Herr Prof. Zeilinger hielt die Leichenrede in englischer Sprache: Pastor Faudrey folgte in deutscher Sprache. Ihm folgte Pastor Fuchs, der die Lebensgeschichte des Verstorbenen vortrug.

Die Bahrträger waren Mitglieder unseres Kirchen-Raths. Sechs weitere Männer waren von der Familie ersucht worden, als Ehren-Bahrträger zu fungiren. Ich war einer derselben. Gegen 4 Uhr erst fuhren wir von der Kirche ab. Es war eine schlimme Tour. In den Strassen lag etwa drei Fuss Schnee, der vor einigen Tagen gefallen war. Dabei stand das Thermometer auf einige Grad unter Null, und es blies ein starker Nordwest-Wind. Als wir endlich am Grabe standen zitterten wir vor Kälte. Ich bin lange nicht so kalt gewesen als an dem Nachmittag.

Doch wir kamen ohne Unfall zu Hause an, obwohl nicht viel gefehlt hätte, dass vielleicht keiner von uns heimgekommen wäre, da Mr. Grossart, in dessen Auto wir fuhren, für einen Moment die Controlle

Seite 267

über seine Maschine verlor, als er beim Ausbiegen in einen grossen Schneehaufen geriet, so dass das Auto am Umkippen war. Doch es ging gut, dem Herrn sei Dank.

So feierten wir dann Sylvester-Abend, wohl zum ersten Mal meine liebe Frau und ich ganz allein.

Meine Enkelin Gladys war mit Freunden zu einer Toboggan-Party gegangen und kam erst nach Mitternacht zurück, nachdem wir uns schon eine Zeitlang um sie besorgt hatten, da es so bitter kalt war, und wir nicht wussten ob ihnen vielleicht mit dem Auto etwas zugestossen sei.

Als sie denn endlich kam, gingen wir zu Bett, und erwachten am Neujahrsmorgen, uns gegenseitig beglückwünschend.

Gegen Mittag war die Familie vollzählich beisammen, und verlebten wir einen fröhlichen Tag, der trotz „Prohibition“ nicht ganz trocken verlief.

Freilich, in etwas hat doch das „Volstead-Gesetz“ die Lage verändert, denn wenn man in früheren Jahren am Neujahrstage auf die Strasse ging, traf man viele Angetrunkene an, die lustig waren und manchmal zu laut sangen, während man jetzt nur solche sieht, die total besoffen sind.

Denn wenn sie eine Kneipe gefunden haben, wo für viel Geld, und wenig gute Worte ein giftiger Moonshine-Schnapps zu haben ist, bleiben sie da solange sie Geld haben, und saufen sich einen gehörigen Brand an, der auch zuweilen den Tod bringt.

Da Neujahr diesmal auf einen Sonntag fällt, wird er erst am Montag offiziell gefeiert, und so haben wir zwei Feiertage, die natürlich auch beide ausgenutzt werden.

Nun denn, lieber Leser von dem Alten ins neue Jahr. Das Alte Jahr war nicht schlecht, doch möge das Neue noch besser werden, für uns und für die ganze Welt.

Mit diesem Wunsch wollen wir das Jahr 1928 antreten, und dem Herrn danken, dass wir es in Gesundheit können.

Capitel XVII

1928. schreiben wir jetzt schon seit einigen Monaten. Der Winter neigt sich seinem Ende zu, und war im allgemeinen ein milder zu nennen, da wir nur einige Male viel Schnee und starken Frost hatten.

Mir selber war er erst recht erträglich, da ich ja nicht mehr zu denen gehöre, die schon frühmorgens hinaus müssen „Ins feindliche Leben, zum Wirken und streben“.

Nur unsere liebe Gladys muss schon früh hinaus, da sie die Hochschule besucht. Das heisst dann auch, dass meine liebe Frau zuerst aufsteht um ihr „Breakfast“ zu machen. Wenn sie dann fort ist, haben wir wieder Zeit genug zum ruhen.

In dieser Hinsicht haben wir es jetzt gut, und brauchen uns auch keine Nahrungsorgen zu machen. Dennoch, es sagt das Sprichwort: „Es giebt kein Häuschen, es hat sein Kreuzchen“. – Sorgen kommen leicht, und sind es nicht Sorgen um das tägliche Brod, so sind es andere, vielleicht um das Glück und die Gesundheit unserer Lieben, oder sonst etwas.

Wohl uns, wenn wir den festen Glauben haben, dass der allgütige Gott alles zum Besten führen wird. Schon wieder ist einer unserer aeltesten Freunde dahingeschieden nämlich Herr Ernst Klemme, ein Nachbar und guter Freund aus der alten Nachbarschaft an Canalport Ave.

Er wohnte schon seit Jahren bei seinem Sohne in Austin, Ill. Sein Alter brachte er auf 86 Jahre, und hinterliess ein kleines Vermögen.

Ich nahm am Begräbniss Theil, und begegnete bei dieser Gelegenheit viele alte Bekannten, die ich in 30 oder 40 Jahren nicht mehr gesehen hatte, sogar welche die uns schon gleich nach unserer Ankunft in America kennen gelernt hatten, und die ich längst verstorben wähnte.

Merkwürdig, so treffen sich Menschen, fast erst nach einem Lebensalter wieder, und erinnern sich dann aller geringfügigen Vorkommnisse aus der Zeit

Seite 269

als sie miteinander in engem Verkehr standen, und sprechen darüber. So ein Zusammentreffen alter Bekannten ist für beide Theile meist recht angenehm. Da erfährt man denn auch wie es anderen, gegenseitig Bekannten in den langen Jahren ergangen ist. Einige brachten es zu guten Verhältnissen, ja Reichtum, anderen gelang es nicht, und viele andere sind längst tot.

Die Jahre kommen und gehen, und die Menschen mit ihnen.

Ich habe seit Anfang des Jahres mein altes Amt als Secretär unserer St. Stephans-Kirche wieder inne, da ich an Stelle unseres verstorbenen Herrn P. Fritschel erwählt wurde.

Wir stehen jetzt in der Fastenzeit, und ist der Kirchenbesuch, wie immer gegen Ostern, im zunehmen. Ev.-luth. Leute gibt es in Chicago genug, aber leider sind nicht alle regelmässige Kirchgänger.

Trotzdem ist die Lutherische Kirche in America im Wachstum begriffen. Es wird, namentlich auch von unserer Iowa-Synode viel gethan für innere und äussere Mission.

So wurde auch wieder in letzter Woche ein junger Mann zum Missionsdienst in Neu-Guinea in unserer Kirche eingesegnet. Er reiste schon am nächsten Morgen ab.

Alle Achtung für solche jungen Männer, die den Muth haben, für ihren Glauben unter die wilden menschenfressenden Papua-Neger zu gehen, um dort das Christenthum zu verbreiten.

Es gehört schon ein starker Wille dazu. Entsagungen und Entbehrungen stehen ihnen bevor, auch vielleicht der Verlust ihrer Gesundheit, denn nicht alle können das dortige Clima lange aushalten.

Möge ihr Gottvertrauen belohnt werden.

Gottvertrauen! – Man hört und liest jetzt so viel über Fundamentale und Modernisirte Religion und sogar ueber Gottverleugnung, oder ueber Menschen, die die Bibel umändern oder corrigiren wollen,

Seite 270

dass man meinen sollte, es gäbe gar keine Menschen mehr, die von einem wahren, unbedingten Gottvertrauen beseelt und durchdrungen wären.

Und doch findet man, Gottlob, noch solche, wenn auch zu wünschen wäre dass sie häufiger sein möchten. – Unsere verstorbene Cousine Engeline war eine solche Person. Am 19ten April d.J. wurde sie von ihrem langen Leiden durch den Tod erlöst. Am Tage vorher hatte ich sie besucht, und wie immer bei gutem Befinden und heiterem Gemütszustand vorgefunden. Wir sprachen noch darüber Ihr einen Rollstuhl anzuschaffen, dass sie manchmal ins Freie kommen könnte. Mit Krücken konnte sie nicht fertig werden. Als ich fortgehen wollte, frug sie mich, ob mein Name und Adresse in der Office des Hospitals eingetragen wäre, damit man mich anrufen könne, im Fall dass Ihr etwas zustossen sollte. Ich meinte das würde wohl keine grosse Gefahr haben, doch wolle ich mich einschreiben lassen, was ich auch ausführte.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr erhielten wir Nachricht per Telephon, dass sie gestorben sei. So ging ich denn gleich hinaus und arrangirte das Begräbniss und vieles Andere. Sie hatte mich ja schon zu Anfang ihrer Krankheit autorisirt alle ihre Angelegenheiten zu ordnen, was ich auch nach ihrem Wunsch und Willen soweit gethan habe, und jetzt nur noch das übrig gebliebene Geld, was sie eigentlich an ihre Cousine, meine liebe Frau vermacht hatte, die es aber nicht annehmen wollte, an ihre Nichte in Ostfriesland, Mrs. M. Bohlmann, zu entrichten habe.

In voriger Woche nun hatten wir wieder einen Todesfall in der Familie zu verzeichnen. Nämlich die aelteste Tochter meines verst. Bruders Johann starb an den Folgen eines, schon vor Jahren operirten Kropfleidens. Sie war seit der Zeit nie wieder recht gesund und musste viel leiden. Sie hinterlässt ihren Mann, Will Herzstock, welcher Postbeamter

Seite 271

ist und zwei erwachsene Söhne, Harry u. Elmer. Ersterer ist in New York tätig und wohnhaft.

Anna Herzstock war eine gute, christliche Frau und Mutter und von allen die sie kannten geachtet, und wohl auch bemitleidet, da sie so lange kränkeln musste.

Am Begräbniss nahmen viele Bekannte theil. Auch unsere ganze Verwandtschaft war zugegen. Da gab es dann mal wieder eine richtige „Family Reunion“, was bei uns leider immer nur bei solch traurigen Veranlassungen zustande kommt. – Wir trafen dort manche Vettern, und Nichten und Neffen, die wir nicht erkannt hätten wären sie uns auf der Strasse begegnet. Freilich man sieht sich oft jahrelang nicht, obschon wir alle in derselben Stadt wohnen. Auch ein Zeichen dass Chicago eine Grosstadt ist.

Wir sind in den letzten Wochen nicht recht zur Ruhe gekommen, da wir grosses „Schummeln“ und viel zu painten hatten, was nun jedoch fast alles fertig ist, und ich mich wieder mehr meinem lieben Garten zuwenden kann, der es auch sehr nötig hat, denn wachsen die Blumen, so wächst das Unkraut mit, ja noch viel schneller, so das man ihm kaum Herr bleiben kann.

August 1928. Der Sommer hat seinen Höhepunkt erreicht und man spürt es. Das Thermometer zeigt schon fast eine Woche lang immer 80 bis 90 Grad im Schatten. Diese Hitze ist fast unerträglich, aber doch notwendig für die Farmer, da das Corn bis jetzt nur langsam wachsen konnte, und ohne heisses Wetter nicht zur Reife kommen würde.

Ich war Ende Juli fast eine Woche in Peoria, Ill., als Delegat unserer Gemeinde zur Synodal-Convention des südlichen Districts der Iowa-Synode. Auf der Hinfahrt als ich und P. Wenninger beieinander im Zug sassen, kommt ein junger Mann auf uns zu. Er sieht mich forschend ins Gesicht und sagt „Mr. Tebbens?“. Ich bejahte, sagte aber



ich wüsste nicht mit wem ich die Ehre hätte.

„I am Ernest Bremer.“ sagte er. Da ging mir ein Licht auf. „Der Sohn meines alten Freundes aus der Logen-Zeit, Peter Bremer.“ Fast 25 Jahre ist es her, seit wir voneinander gehört oder gesehen haben, und doch erkannte er mich sofort wieder. Wir erneuten dann unsere Bekanntschaft und sprachen von alten Zeiten. Ernest reisste auch nach Peoria, wo seine Schwester verheiratet ist. Diese erwartete ihn am Bahnhof im Auto, und fuhren die beiden mich dann zu Herrn Pastor Altpeter, bei dem ich mich zu melden hatte. Ich habe ihnen später einen Besuch abgestattet. Sie haben ein schönes Bungalow in „The Hills“ ganz im nordwesten von Peoria.

Von P. Altpeters Kirche aus brachte man mich nach meinem Logis bei Mr. Earl Griffy an College Ave., north. Dieser aber war sammt seiner Frau auf einer Reise, und wurde erst am Freitag zurück erwartet. Mrs. Griffys Mutter Mrs. Munzelmann, die mich mit ihrem Schwiegersohn Mr. Meyer hingebacht hatten, gab mir die Schlüssel zur Wohnung, und bedauerte dass niemand zu meiner Bedienung im Hause sei. Im uebrigen möchte ich es mir gemütlich machen, was ich denn auch that. Am Freitagabend klopfte es an der Thür. Ich rief „Come in!“ Da war es die Frau Griffy die lachend sagte „Well I live here“. „So do I“ antwortete ich, und damit war die Verbindung angeknüpft. Später kam auch Mr. Griffy. Ein Paar nette junge Leute. Am Sonntagmorgen brachten mich beide zum Bahnhof, und so kam ich am Nachmittag wieder zu Hause an.

Am letzten Sonntag machten wir einen Ausflug mit Mr. & Mrs. Hemince, die oben bei uns wohnen u. ein Auto besitzen. Wir fuhren erst nach South Bend Ind. und blieben bei Mr. & Mrs. Krumm über Nacht. Am Morgen fuhren wir nach Lake Cora, Mich. zu dem Sommersitz unserer Kinder Geo. & Anna Staehling und Kindern. Wir verlebten einen schönen Tag daselbst und fuhren am Nachmittag wieder heim.

Capitel XVIII

Zu lange anhaltendes, heisses Wetter macht die Menschen in der Grossstadt einigermassen lethargisch. Man wird gleichgültig gegen alles, mag nicht mehr thun, als sich irgendwo im Schatten hinzusetzen oder noch besser hinzulegen. Wenn dann endlich die Sonne ihr bestes gethan hat, und von der Bildfläche verschwunden ist, und man denkt, jetzt setzt man sich auf der „Porch“ und geniesst die zuweilen aufbähenden kühleren Abendlüfte, dann – ja, dann kommen die vermale – – lieben Mosquitos, haufenweise, ein schönes Liedchen summend dir auf die Haut. – Es hilft nichts. Entweder must du fortwährend starken Taback rauchen oder, wie meine liebe Frau es macht, dich ins Haus zurückziehen, und frische Luft, frische Luft sein lassen.

Endlich geht man dann zu Bett und schwitzt, ohne zu diesem Zweck ein Mittel einnehmen zu müssen. Wenn man nach einigen Stunden dann wirklich einschläft, so geht es noch gut.

Da unsere liebe Gladys zur Zeit bei ihrer Mutter in Clarendon Hills wohnt, haben wir morgens Zeit genug es nachzuholen, und ist es für uns nicht so schlimm als für die, die schon frühmorgens zur Arbeit müssen. Kein Wunder dass da die Leute schwach werden. Hier in Chicago sind bisjetzt schon über 20 Personen der Hitze zum Opfer gefallen. Hoffentlich aendert sich bald die Temperatur.

Leute die das Glück haben ein Automobil zu besitzen können sich frische Luft verschaffen, indem sie abends spaziren fahren, aber da ihrer so viele sind, wird auch dieses gefährlich. – Unser Enkel W. Gareiss hat sich neulich ein Packard-Auto angeschafft. Da er und sein Bruder Earl beide bei dieser Firma angestellt sind, war es zweckmässig für ihn, dies zu thun. Geo. Staehling hatte vor einigen Wochen Malheur mit seinem Cadillac und ist dasselbe noch im Repair-Shop.

Vor einer Woche war unser Sohn Wilke bei uns auf

Seite 274

Besuch, doch nur einige Tage. Leda, seine Frau und Wilke jun. waren schon einige Wochen vorher hier. Sie reissten von hier nach California zu ihrer Mutter und dann zu ihrem Bruder, nahe Seattle Wash. Die ganze Strecke der Reise beträgt über 9000 Meilen.

Nov. 1928. – Nun ist auch dieser Sommer, unter Freud und Leid dahin gegangen. Alle Ausflügler sind längst von ihren Reisen und Sommeraufenthalten zurück gekehrt. Die uns so lieben Zugvögel haben sich davon und nach Süden gemacht. Das Laub ist von den Bäumen und bedeckt die jetzt kahlen Stellen im Garten, wo ausser den schönen Winterastern, die nur einem starken Frost weichen, keine Blumen mehr blühen.

Die grosse Wahlschlacht, die den Sommer hindurch die Menschen in Aufregung erhalten hat, ist jetzt auch entschieden. Der republicanische Candidat Herbert Hoover wurde mit grosser Mehrheit zum Presidenten erwählt obgleich es lange Zeit aussah als sollte der Democratische Candidat ans Ruder kommen, da er sich für Aenderungen in Durchführung des Prohibitions-Gesetzes – Volstead Act - erklärt hatte, worüber Mr. Hoover wohlweislich stillschwieg. Al. Smith, der Democrat, ist leider Katholik, und religiöse Bedenken der Wähler werden ihm wohl zum grossen Theil die Niederlage bereitet haben. Nun, „Vox populi – Vox Dei“. – Möge das Resultat unserem Lande zum Wohl gereichen!

Unser Freund Hero Baumann ist auf einer Besuchsreise zu seinen Eltern in Ostfriesland, und erhielten wir dieser Tage Nachricht von ihm, sowie auch von unserem Neffen P. Scharphuis, dessen Sohn Tammo nun auch schon Arzt ist u.z. ein mit langen Titeln versehener. Ja, die Titel, die bedeuten viel in Europa, und doch macht es einen Menschen um kein Haar besser, ob und wie er titulirt wird.

Dec. 1928. Schon wieder im letzten Monat des Jahres. Wie doch ein Jahr so schnell vorüber geht, und wie doch in einem Jahre so vieles geschehen kann. Wie viele sind im Laufe dieses Jahres hier in Chicago Mördern und Unfällen zum Opfer gefallen. Die Zeitung berichtet über 1000 Fälle von Auto-Unfällen allein

Seite 275

mit tödlichem Ausgang. Ausser dem grassirt hier wieder die Influenza. Auch unsere Familie ist davon betroffen. Annas drei Kinder liegen schon einige Tage damit zu Bett und ich selber habe einen Anfall davon. Bin schon über eine Woche nicht aus dem Hause gekommen. Hoffentlich wird es nicht allzulange anhalten, da das Wetter, welches über eine Woche trübe und regnerisch gewesen ist, sich heute aufgeklärt hat.

Leider wird es mit unserem lieben Enkel W<sup>m</sup> Gareiss nur langsam besser. Vor ungefähr 4 Monaten verletzte er sich am Knöchel, worüber er sich wenig Gedanken machte. Aber, die Wunde wurde nicht besser, so dass er sich an seinen Onkel, Dr. Ehrmann wendete. Dieser rieth ihm nach einigen Tagen nach dem St. Anthony Hospital, wo er Oberarzt ist, zu gehen. Hier fand es sich, dass eine Operation am Knochen vorgenommen werden müsse. Dies geschah. Er blieb dort sechs Wochen, kam dann, mit dem Fuss im Gipsverbande nach Hause, und kann heute noch nicht gehen. Der Dr. meint es könne noch einen Monat dauern ehe er wieder zur Arbeit gehen könne. Alles dies wirft einen dunklen Schatten über unsere Weihnachtsfreude, doch wollen wir nicht verzagen: auf Regen folgt Sonnenschein, so wie auch jetzt in diesem Augenblick ein fröhlicher Sonnenstrahl über meinem Buche hastet, nachdem man über eine Woche lang die Sonne nicht gesehen hatte.

Mögen wir trotz Allem eine fröhliche Weinachten und ein Gesegnetes neues Jahr erleben. Mein einziger Wunsch ist nur der, dass wir alle das neue Jahr in Gesundheit anfangen und vollenden mögen. Dazu helfe uns Gott. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Hiermit will ich denn dieses Capitel, und auch diesen Theil meiner Aufzeichnungen, zu Ende bringen.

Seite 276

Fünfter Theil – Capitel I

Januar 1929 – Die Festtage sind nun wieder einmal so ziemlich programmartig verlaufen.

Weihnachten in Anna's Neujahr in Hattie's und die beiden Sonntage in unserem Hause. Unser Sohn Wilke u. Familie waren auch hier, doch konnten sie nur einige Tage, die Weihnachtszeit, hierbleiben, da Wilke in Geschäften nach Washington D.C. musste. Immerhin hatten wir recht fröhliche Tage zusammen.

Aber nun hat auch der Winter mit aller Macht eingesetzt. Es ist immer kalt, sogar bis 10° unter Zero war es einige Nächte. Eine 4zöllige Schneedecke liegt über Stadt und Land. Das schlimmste ist, dass es so glatt auf den Strassen und Seitenwegen ist, dass fahren oder laufen lebensgefährlich ist. Viele Auto-Unfälle und Ausgleitungen von Fussgängern haben schon Todesfälle verursacht.

Auch ein uns etwas näher angehender Fall ist leider zu berichten. Nämlich der Schwager unseres Neffen Chr. Tebbens ist verunglückt auf der Heimfahrt von einer Geburtstagsfeier. Er, Carl Wright, und ein Freund von ihm, sowie zwei junge Mädchen, fuhren in seinem zweisitzigen „Coupe“ nach hause, und wurden an der 125<sup>ten</sup> Strasse-Crossing der Penn. R.R. von einem heranbrausenden Express-Zug so unglücklich ueberfahren, dass alle vier auf der Stelle tot waren. Es ist traurig für seine Eltern. Er war der einzige Sohn und 20 Jahre alt. So tritt so oft das Unglück so bald nach den froehlichen Feiertagen bei manchen Familien ein. Und wer weiss wer der naechste ist.

Unser Schwager, Gustav Busch, dessen Frau vor etwa zwei Jahren in unserem Hause verstarb, ist auch dahin geschieden. Er starb im Hause seines Sohnes Georg, in Sullivan Mo. und wurde neben seiner lieben Frau Lina in Davenport Nebr. beerdigt. Als wir erfuhren dass er schwer krank war, schrieb ich noch einmal an ihn,

Seite 277

leider zu spät, denn der Brief kam nicht mehr vor seinem Tode an. – Mit ihm ging wieder einer der alten deutschen „Pioneers“ zur ewigen Ruhe ein. Er hatte so manchen Acre Urwald in Mo. urbar gemacht, und bis in den letzten Jahren schwer gearbeitet. Die Kinder sind, ausser Georg und Margaret alle in Nebr. oder California ansässig, und haben mehr irdische Güter gesammelt als es dem Vater möglich war.

So scheidet langsam einer nach dem Andern unserer Generation aus. Es sind nur noch wenige in unserer Familie, und alle haben das 70<sup>ste</sup> Lebensjahr längst hinter sich. Möge der Herr uns noch einige Jahre in Gesundheit erleben lassen.

Es ist heute der 27<sup>te</sup> Februar, und der erste milde Tag seit Neujahr. Schnee, Frost, Eis, immerzu. Soweit war es ein sehr harter Winter, wie wir ihn schon seit langen Jahren nicht mehr erlebt haben, und wäre zu wünschen, dass ein frühes Eintreten des Lenzes die Lage in einiger Hinsicht bessern würde. Elend und Arbeitslosigkeit gibt es ja so viel in unserer grossen Stadt. Es wird wohl von allen Seiten so viel wie möglich geholfen, Lebensmittel und Kohlen an den Bedürftigen geliefert, doch dadurch werden auch die Kassen immer leerer, sodass die Unterstützungen in absehbarer Zeit aufhören müssten.

Gestern war Wahltag für Aldermänner, und war es das Bestreben verschiedener politischer Vereine so viel wie möglich Gegner der Stadt-Verwaltung in's Amt zu bringen. Die Beteiligung an den Wahlplätzen war jedoch nur gering. Es scheint dass es den Chicagoern nachgerade gleichgültig wird, wer, oder welche Partei sich an den oeffentlichen Krippen mästet. „Grafter“ giebt es unter Allen genug, und sind nicht auszurotten.

Das einzige Mittel sie, wenigstens meistens, los zu werden, wäre vielleicht, wenn alle Aemterjäger zuerst, vor der Wahl, einer Examination vor dem Civil Service Comite unterzogen würden, betreffs ihrer Fähigkeiten und Zuverlässigkeit das gewünschte Amt zu verwalten.

Seite 278

Mai 1929. „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“ Das erstere ist Thatsache, das zweite aber bisher noch nicht, denn das kalte Wetter hat bisher das Wachstum der Vegetation zurück gehalten, wenn auch in den letzten Wochen kein verheerender Frost mehr zu verzeichnen war.

Nun, das Wetter verändert sich hier manchmal ueberraschend schnell und es kann noch alles gut werden. Jedenfalls freuen wir uns auf den schönen Sommer. Ich habe schon seit einigen Monaten eine Canarien-Vogel-Zucht angelegt, woran ich viel Freude habe. Zwar sind die ersten Bruten eingegangen, wohl weil die Jungen nachts zu kalt wurden, doch jetzt geht es besser, sodass ich Aussicht habe noch manche Vögel zu erhalten. Ich betreibe diese Zucht zwar nur aus Liebhaberei, doch kenne ich viele, die sie als Quelle eines guten Nebenverdienstes, natürlich im grösseren Maasstabe, von Jahr zu Jahr aufrecht erhalten. Ein gut singender Canarienvogel kostet hier 8 bis 10 Dollars. Manche, die auf den, hier von verschiedenen Züchtern von Zeit zu Zeit arrangirten Ausstellungen Preise gewinnen, erzielen einen Preiss von 50 Doll. und mehr.

So hat ein Bekannter von mir im letzten Jahr für seine Vögel, die er im Sommer gezogen hatte, mehr als 300 Doll. erhalten. Er hatte jedoch ein kleines Zimmer ganz für seine Zucht eingerichtet.

Es nimmt freilich einige Kenntniss und Erfahrung in der Behandlung dieser allgemein beliebten Sänger, dafür sind aber dieselben in grosser Nachfrage und leicht verkäuflich. Wer viele züchtet verkauft meist an Grosshändler und Department-Stores.

Viele werden auch als importirte „Harz Mountain Canaries“ verkauft, indem man ihnen einen kleinen Metallring um den Fuss gelegt hat.

Mit einem solchen Ring sind nämlich die echten, aus dem Harz importirten meistens versehen. Schwindel wird ja in America mit all und jedem getrieben. Darum, lieber Leser, sei auf der Hut,

Seite 279

wenn du dir einen Canarien-Vogel zulegen willst. Am sichersten geht man, wenn man sich Zeit nimmt, die Vögel vor dem Ankauf eine Zeitlang zu beobachten ob sie auch wirklich singen, um dann eine Auswahl zu treffen. –

Am 19<sup>ten</sup> Mai d. J. feierte unsere Ev. Luth. St. Stephans-Kirche ihr 50jähriges Jubiläum. Unter allseitiger Betheiligung sowohl der Glieder als auch vieler Freunde unserer Gemeinde verlebten wir eine schöne erhabene Feier des Tages. – Es wurde deutsch und englisch gepredigt. Es sind nun etwa 25 Jahre seit wir uns dieser Kirche anschlossen. Unser Pastor Rev. G.A. Faudrey bedient die Gemeinde seit etwa 40 Jahren.

Unter seiner bewaerten Leitung hat sich unsere Gemeinde, mit Gottes Hilfe, von einer alten, baufälligen Frame-Kirche, mit Schulden ueberlastet, zu einer schönen, neuen Kirche, aus Brick gebaut, nebst einem guten Pfarrhause empor gearbeitet. Wir sind längst schuldenfrei, und mehr wie das.

Und doch giebt es einige Gemeindemitglieder, sebst im Kirchenrath, die unzufrieden sind, und gerne einen anderen Pastor hätten.

Sie legen es dem guten Pastor Faudrey zur Last, dass ihn die Synode von Iowa zu ihrem Praeses erwählt hat. Diese Ehre, worauf wir alle stolz sein sollten, gönnen sie ihm nicht, obwohl sie gar nicht dadurch zu kurz kommen. – Nun hat sich P. Faudrey dessen gute, aber leider immer kränkliche Frau vor fast 4 Jahren starb, wieder verheirathet, mit der Tochter eines benachbarten Pastors, die er von Kind auf kannte. Sie ist zwar viel jünger als er, ist aber eine sehr christliche, und in kirchlichen Angelegenheiten erfahrene junge Frau, und wird eine ehrbare Frau Pastorin abgeben, wie sie jetzt schon durch Antheilnahme in der Sonntags-Schule, im Frauen-Verein u.s.w. bezeugt hat. – Diese Heirath war nun Wasser auf die Mühle der Nörgler, und brachten die, im Kirchenrat in der Mehrheit sich befindenden derselben es zu einem Antrag für die Resignation des Herrn P. Faudrey. Es gab mehrere hitzige



Seite 280

Debatten im Kirchenrat, und kam dann vor die Gemeinde-Versammlung, wo sie, nach nochmaliger heisser Discussion, gründlich abgetrumpft wurden, indem die Gemeinde fast einstimmig gegen ihren Antrag stimmte. Hoffentlich ist dies das Ende dieser hässlichen Episode.

Pastor Faudrey wurde von der Synode erwählt als Vertreter derselben zur diesjährigen „Lutheran World Congress“ die im Juni in Copenhagen in Dänemark abgehalten werden wird, dorthin zu reisen. Mit Einwilligung der Gemeinde reisste er mit seiner Frau vor etwa 10 Tagen ab, nachdem er vorher einen Stellvertreter während seiner Abwesenheit für uns besorgt hatte.

Nun, möge den Beiden die Reise gut bekommen, da sie ja seit ihrer jungen Ehe, durch die Streitigkeiten in der Gemeinde nicht viel erfreuliches erlebt haben.

Pastor G.A. Faudrey steht als Kanzelredner und als ein tiefdenkender Theologe, lutherischen Bekenntnisses, bei allen die ihn näher kennen, in hohem Ansehen.

Dass es trotzdem unter uns Leute gibt, die ihm die ihm erwiesene Ehre, und auch ein wenig häusliches Glück nicht gönnen wollen, ist zu bedauern.

Hoffentlich wird in Copenhagen viel zu Stande kommen zur grösseren Einigkeit der Lutheraner. Was unser Delegat Rev. Faudrey dazu beitragen kann, wird ohne Zweifel geschehen.

## Capitel II

Nun stehen wir wieder im Mittsommer in den „Hundstagen“, oder wie andere sagen, in der „Sauren-Gurken-Zeit“. Dies bringt mich auf den Gedanken, einmal meiner vielen Hunde zu gedenken, die doch auch meine lieben Freunde gewesen sind, jeder zu seiner Zeit.

Der erste Hund, dessen ich mich erinnere war ein kleiner „Black and Tan“ den meine Eltern besessen, als ich geboren wurde. Er war aber kein Kinderfreund und knurrte immer wenn ich mit ihm spielen wollte. Er hiess „Jerry“ und starb als ich einige Jahre alt war.

Nach den Erfahrungen mit Jerry hätte ich nun eigentlich mich nicht viel aus Hunden machen sollen. Trotzdem bin ich bis auf den heutigen Tag ein grosser Hundefreund, und möchte nicht ohne einen treuen Gefährten aus dem Hundegeschlecht sein.

Nachdem der alte Jerry tot war, kam eines Tages die alte Botenfrau Sarah mit Butter und Eier und hatte auch ein kleines Hündchen in ihren Körben. Den sehen und ihn haben wollen war bei mir eins. Ich gab keine Ruhe bis Vater ihn für mich gekauft hatte. Wir nannten es Max, obwohl es eine Hündin war. Als sie einmal Junge gehabt hatte, vertauschte mein Vater sie für einen jungen pechschwarzen Pudel, den wir Cartusch nannten. Diesen hatten wir mehrere Jahre, und er wurde der treue Begleiter für mich und meinen Bruder Johann sowohl, als für unseren Gespielen. Beim Ballspielen und Schneebällen werfen war er immer mit dabei, doch beim Verstecken spielen verdarb er uns den Spass, denn er verriet immer durch sein bellen wo sich einer versteckt hatte. Da er echter Rasse war wurden Vater oft gute Preise für ihn geboten, und da uns eine junge Dame einen kleinen Affenpintscher geschenkt hatte, verkaufte er ihn eines Tages.

Die kleine Affenpintscherin „Tendress“ gerufen, war ein schönes Thierchen, doch wir Jungen vermissten unseren Cartusch so sehr, dass Vater auch sie an einen Hundekenner und Züchter gegen seinen grössten Hund vertauschte. Dieser war eine grosse Art von Terrier, weiss mit gelben Flecken um die Augen. Ein verschmitzteres und gelehrigeres Thier habe ich nie gekannt. Wir hatten ihn in kurzer Zeit auf alles abgerichtet. Wir brauchten nicht mehr in Nachbars Garten zu schleichen um Obst zu holen. Auf einen Wink war „Flitz“ wie wir ihn nannten durch die Hecke geschlüpft und brachte uns alle Aepfel, Birnen oder Pflaumen die auf der Erde lagen. Manchmal that er es auch ohne

Seite 282

dass es ihm geheissen wurde. „Flitz“ war der letzte Hund den wir in Deutschland hatten. Bei meiner Abreise schenkte ihn mein Vater dem Nachtwächter für den er wie wir später hörten noch lange Jahre Dienste gethan hat.

Natürlich waren wir nicht lange in Chicago als wir uns wieder einen Hund anschafften. Dies war eine kraushaarige Schäferhündin, die meinem Bruder George nach gelaufen war. Es war ein schönes Thier und erlernte viele „stunts“. Einmal hatte sie 10 Junge, die alle nicht sehr schön waren. Mein Vater wollte sie nicht behalten und brachte sie eines Abends in einem Korb nach dem River, nachdem er „Jack“ (so hiess die Hündin trotz ihres Geschlechtes) eingeschlossen hatte.

Mittlerweile kam mein Bruder George nach Hause, und wollte die Pups sehen. Da sprang „Jack“ hinaus und nach dem River hin, wo Vater die Jungen eben in den Fluss geworfen hatte. Sie schwammen herum, aber die Mutter holte eines nach dem Anderen heraus, legte sie am Ufer hin. Als alle zehn da waren, nahm sie eines am Nacken und trug es nach Hause, und sofort bis alle wieder im Nest lagen. – Vater kam mit dem leeren Korbe wieder an und konnte nichts sagen.

Wir hatten diese Hündin mehrere Jahre, bis sie starb.

Später hatten wir noch verschiedene Hunde.

Dann ging ich nach East St. Louis, und als ich dort Nachts arbeiten musste, hatte ich mir zwei Hunde angeschafft. Einer war ein Schäferhund, den ich nach einiger Zeit an meinen „Boss“ verschenkte. Der andere aber war ein schwarzer Neufundländer, den ich noch hatte, als wir uns verheiratheten.

Dieses Thier, dass ich aus der „Dogpound“ in St. Louis, erlöst hatte war so anhänglich dass er mich auf Schritt und Tritt folgte. Kein Mensch durfte mich berühren. In der ersten Zeit nicht einmal meine Frau.

Nun hielt sich Mr. M<sup>c</sup> Carthy, wo ich zur Zeit beschäftigt war wohl ein Dutzend oder mehr von den kleinen Scotch Terriers, als Rattenfänger. „Rover“ mein Neufundländer, der immer bei mir war, wurde von diesen immer

angebellt. Er liess es sich lange gefallen, bis sie zu frech wurden, und er einen beim Wickel nahm und gehörig schüttelte.

Da ich wohl einsah, dass dies nicht so weiter gehen konnte, legte ich Rover zu hause an die Kette. Da er aber den ganzen Tag heulte, so ging dies auch nicht.

Zu dieser Zeit brachte ich jeden Morgen eine Fuhre Fleisch nach St. Louis. Und so sagte ich denn zu meiner Frau: Ich bringe Rover wieder nach St. Louis. Hoffentlich findet er seine Heimat wieder. – Gesagt, gethan. – Ich nahm ihn am nächsten Morgen mit, und verlor ihn im Gedränge der vielen Wägen am Markt.

Am Abend, als ich heimkam sagte ich: So, nun ist Rover wieder in St. Louis! – So! sagt meine Frau, „dann kuck‘ mal unter der Porch“.

Wahrhaftig, da lag mein Rover, schwanzwedelnd und noch ganz nass. – Als er mich nicht hatte wieder finden können, muss er kurzerhand in den Mississippi gesprungen, und nach East St. Louis geschwommen sein, eine Distanz von mehreren Meilen. – Dann haben wir ihn behalten bis an sein Ende.

Wir hatten dann noch verschiedene Rassen von Hunden in East St. Louis und auch später in Chicago, gute und schlechte. Viel zu viele um sie hier einzeln Revue passiren zu lassen.

In den letzten Jahren hatten wir Deutsche Schäfer-Hunde (Police Dogs). Auch zur Zeit haben wir eine Hündin dieser Rasse, ein treues und gelehriges Thier. Sie versteht fast alles was man mit ihr spricht und ist sehr wachsam, ohne aber bissig zu sein. Denn viele dieser Rasse werden bei zunehmendem Alter sehr gefährliche Hausgenossen. Unsere „Beate“ scheint jedoch gutartig veranlagt zu sein.

Nun, hiermit will ich mein „Hundecapitel“ zu Ende bringen, und sind wir einmal, lieber Leser, auf und über den Hund gekommen, so kommen wir auch über den Schwanz. Ich wollte doch den treuen Thieren einige Zeilen widmen.

Capitel III

Sept. 1929. – Sommer und Ferien-Zeit ist wieder vorbei. obwohl das Wetter immer noch schön ist, gibt es doch schon kühlere Nächte. Das sieht man Blumen und Bäumen schon an. Blüten und Blätter werden welk und fallen ab. Unser Rasen ist jeden Tag neubedeckt mit welkem Laub, und hat man Arbeit ihn einigermaßen rein zu halten.

Während ich hier schreibe, sehe ich allerlei Sorten Vögel in den Büschen herum huschen. Einige Arten die man den ganzen Sommer hindurch nicht gesehen hatte.

Es ist wohl die Zeit da sie sich in Gruppen sammeln und Abschied nehmen von unserem Klima und weiter südlich ziehen, ehe der Winter sie hier ueberrascht. Glückliche Vöglein! Zieht nur hin, wo es euch am besten gefällt. Wie mancher arme Mensch möchte dasselbe thun anstatt den Winter über hier zu frieren wegen Mangel an Heizungs-Material.

Die reichen Leute, ja, die machen es den Vögeln nach, aber die Armen können es nicht. – Gott helfe den Armen!

Vor einigen Wochen bin ich zurück gekommen von Muscatine, Iowa, wo ich als Delegat unserer Gemeinde den Versammlungen der Synode beiwohnte.

Wir waren in unserer grossen Anstalt für die Alten und für Waisenkinder einquartirt. Da hatte ich denn Gelegenheit zu sehen, wie viel Gutes durch solche Anstalten zu Stande gebracht werden kann. Die Alten waren alle zufrieden dass sie gut aufgehoben waren, und die Kinder sahen alle gesund aus, und waren so lustig und pfiffig, wie es Kinder nur sein konnten.

Mit dieser Anstalt ist eine grosse Farm, ich glaube 300 oder 400 Acres, verbunden. Am frühen Morgen nach meiner Ankunft ging ich ein wenig spaziren um mir den Platz anzusehen. Ich sah eine schöne Heerde von Holstein-Kühen, viele grosse und kleine Schweine, aber kein Federvieh. Wie ich später erfuhr ist die Hühner-Farm auf einem hohen Hügel, der sich hinter dem Gebäude hinstreckte. Nun frug ich einen der kleinen Waisen-Knaben, der

Seite 285

mir begegnete wo den die Hühner seien. „Oh“ meinte er: „they are all in the Kitchen!“

Es waren nämlich am Tage vorher so viele geschlachtet worden um die vielen Delegaten zu bewirthen. Ich musste über die Antwort lachen.

Nun, diese Paar Tage in Muscatine werden mir immer eine schöne Erinnerung bleiben. Alle Geschäfte der Synode wurden einmüthig verhandelt und es herrschte allenthalben eine brüderliche ungezwungene Gesinnung.

Auch unser Pastor Faudrey und Frau kehrten vor einigen Wochen von ihrer Deutschland- und Dänemark-Reise wohlbehalten zurück.

Unser Landsmann und Freund, Hero Baumann, hat sich vor einiger Zeit verheirathet und ein Haus gekauft, uns gegenüber. Sie wohnen jetzt dort und sind für uns gute freundliche Nachbarn.

Unser Enkel Will Gareiss kehrte vorgestern von einem Besuch nach unserem Sohne in Philadelphia zurück. Er hatte erst eine Woche seiner Ferien im Hospital zubringen müssen, wegen seines immer noch nicht ganz geheilten Fusses. – Nun aber meint der Doctor, dass er in kurzer Zeit wieder ganz hergestellt sein wird. Es scheint auch als ob er recht hat. – Wolle es Gott.

Oct. 1929. Schon wieder October und geht es nunmehr auf das letzte Viertel dieses Jahres. Unsere Uhren haben wir wieder eine Stunde zurück gestellt, und wird wieder nach normaler Zeit gerechnet. Jedesmal ist dieses Vor und Zurück setzen der Zeit die Ursache von vielen Misverständnissen und Unannehmlichkeiten.

Es sollte nicht so sein. Man könnte anstatt dessen ja im Sommer eine Stunde früher anfangen und Abends eine Stunde früher aufhören – aber die Zeit ihren Lauf lassen. Hoffentlich wird es auch im nächsten Jahre dazu kommen.

Das Wetter ist zwar immer noch schön, aber es kann jetzt unverhofft Nachtfröste geben.

Dann wäre es aus mit allen unseren Blumen, von denen die späten Arten erst jetzt voller Knospen sind, die in einigen warmen Tagen sich zur Blüthe entfalten würden.

Dann kämen sie zu spät – wie auch mancher arme Mensch, der noch im Herbst seines Lebens so manches nachholen, manches wieder gut machen möchte was er in seinem langen Leben versäumt oder verdorben hat. Plötzlich steht er vor dem Frost, dem „Bis hierher und nicht weiter!“

Man spricht so oft von Menschen die als Wölfe in Schafskleidern einher gehen. Es gibt leider solche, aber es gibt auch welche die umgekehrt mit Schafen in Wolfskleidern zu vergleichen sind.

Hast du, lieber Leser, nicht auch schon solche angetroffen. Ich meine so manche grobe, ungerechte und anscheinend gewissenlose Menschen, in denen aber trotzdem ein guter Kern steckt. Diese bereuen nachher ihre bösen Handlungen, aber oft, ja zu oft – zu spät.

Es gibt so viele Menschen die ihr lebenslang in einer Maske daher gehen, dass man fast versucht ist die ganze menschliche Wirthschaft als einen grossen Masken-Ball auf Erden anzunehmen.

Daher kommen wohl auch die vielen Vergleiche von Menschen mit Thieren.

Hier einige Beispiele: Ein Held ist – ein Löwe. Ein Grausamer – ein Tiger. Ein Grobian – ein Bär. Ein Gieriger – ein Wolf. – Ein Schlauer – ein Fuchs. – Ein Gräberschänder – eine Hyäne. – Ein Narr – ein Affe. Ein Verschmitzter – ein Wiesel. Ein Gemeiner – ein Hund. Eine Falsche – eine Katze. Ein Dummer – ein Esel, Kamel oder Rhinoceros. Eine hinterlistige – eine Schlange. Eine Schwätzerin – ein Papagei. Eine Holde – eine Taube. Ein Leichtsinziger – ein Windhund. Ein alter Seemann – ein Seebär. Ein Plumper – ein Elephant. Ein Geizhals – ein Hamster u.s.w.

In den meisten Fällen hat es keinen Sinn Jemand so zu benennen, doch sehr oft hat man den Nagel auf den Kopf getroffen. – Schön ist es indessen in keinem Falle jemandem solche Namen anzuhängen.

Seite 287

Vielen so bezeichneten werden damit Eigenschaften zugemuthet, die sie gar nicht besitzen, und andererseits wird auch zuweilen sogar den Thieren, mit denen man sie zu vergleichen beliebt, Unrecht gethan. Denn wie sagt Schiller: „Gefährlich ists den Leu zu wecken, – Verderblich ist des Tigers Zahn – Doch ach, das schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“ Hier sei nur erinnert an die Geschehnisse des Weltkrieges, und auch auf die Nachkriegszeit, bis auf heute – gibt es nicht immer noch genug Tiger, die das arme Deutschland weiter zerfleischen möchten?

Oder man sehe sich nur die täglichen Zeitungsberichte an. Da findet man die Worte Schillers immer aufs Neue bewahrheitet.

#### Capitel IV

Trotzdem die Gelüste der „Allies“, Deutschland zu unterdrücken, noch nicht gesättigt sind, kommen in letzter Zeit immer neue Beweise, dass es ihnen nie endgültig gelingen wird diese Nation auf immer unter die Fuchtel zu halten oder wirtschaftlich aus zu merzen.

Da kam vor einigen Wochen das grosse Dampfschiff „Bremen“ zu uns herüber von Bremen nach N. York in 51 Stunden. Bisjetzt die kürzeste Zeit für eine solche Fahrt.

Kurz darauf kam das grosse Luftschiff „Graf Zeppelin“, und machte seitdem eine Reise um die Erde. Das sind Zeugen deutscher Wissenschaft, deutscher Technik und deutscher Kraft, die von anderen Nationen nicht so leicht zu überflügeln sein werden.

Solche Errungenschaften müssen auch von den feindlich Gesinnten anerkannt werden und es wird nicht lange mehr dauern, bis die Deutschen wieder mit an der Spitze civilisirter Voelker marschiren.



Seite 288

Was sage ich da? „Wieder mit an der Spitze“?

Tatsächlich ist ja das deutsche Volk, in wissenschaftlicher und vielen andern Beziehungen immer an der Spitze marschirt, und wird es wohl auch in der Zukunft nicht anders werden.

Wenn nur nicht so viele politische Spaltungen da wären. Es ist zu bedauern, dass es etwa an dreissig verschiedene Parteien in der Republic Deutschland gibt, die sich fortwährend in den Haaren liegt. Solche Zustände sind einer jungen Republic nicht zuträglich.

Nur Einigkeit, sei es in politischen, industriellen oder religiösen Organisationen macht stark, und führt zum endgültigen Erfolg.

Die Menschen sind zu verschiedenartig angelegt. Das alte Sprichwort „Der Klügste gibt nach“ wird längst nicht mehr anerkannt. Ein jeder will wohl gern klug erscheinen, aber wenn es darauf ankommt diesem Sprichwort gemäss zu handeln, so pfeift er auf die Klugheit und laesst lieber alle anderen klüger sein als sich selbst.

Und die Dummen werden nicht alle. Davon wurde ich neulich wieder erinnert durch einen „Kettenbrief“ (Chainletter) den mir ein guter Freund schickte, und mit dem es folgende Bewandniss hatte: vor langer Zeit fiel es einem abergläubischen Menschen ein, einen Brief abzuschicken mit dem Ersuchen denselben neun mal abzuschreiben und an neun Bekannte weiter zu befördern. Tut er es, so bringt es ihm Glück, tut er es nicht, bringt es ihm Unglück. Neun mal soll der Brief die Reise um die Erde machen, dann bringt er allen, deren Namen in ihm verzeichnet sind grosses Glück.

Also der Erfinder dieser grossen Rundschrift nimmt es auf sich, das Geschick tausender Menschen zu beeinflussen. Ein schönes Zeichen dass der Aberglaube auch in unserem 20<sup>ten</sup> Jahrhundert noch nicht ausgerottet ist. –

Von uns aus kam der Brief nicht weiter als bis in den Ofen – die Folgen dieser Untat überlassen wir Dem, der uns bis hierher geführt hat.

Seite 289

Dec. 10. 1929. Schon wieder neigt das Jahr sich seinem Ende zu. Wir hatten schon sehr kalte Tage und auch Schnee. Jetzt ist es wieder etwas gelinder, und die Vorbereitungen für die Feiertage sind in vollem Gange.

Stadtväter, Kirchenbeamte und Hausväter sind darauf bedacht die Freude so allgemein wie möglich zu machen, und auch die Armen nicht zu vergessen – und doch: „Es sind der Thränen unterm Mond so viel, – Und so manches Sehnen, das nicht laut sein will.“

Ja, „nicht laut sein will“ – und somit werden viele uebersehen, die wohl eine Hilfe noch notwendiger hätten als Manche die sie empfangen.

Viele Menschen kommen wohl meist durch eigene Schuld in Elend und Armut, aber es gibt auch solche, die trotzdem sie ihr lebenslang treulich ihre Pflicht gethan haben, von Unglück, Krankheit oder finanziellen Verlusten so verfolgt wurden, dass sie im Alter arm und verlassen dastehen, ohne eigene Schuld. Und diese sind es, die sich schämen, öffentliche Unterstützung anzunehmen.

Dec. 28. 1929. Weihnachten ist vorüber. Es war schön, und es war richtiges Weihnacht-Wetter.

Nachdem wir fast drei Wochen die Sonne nicht gesehen hatten, was hier als „Record“-Fall verzeichnet wird, fing es am 19<sup>ten</sup> Dec. an zu schneien und hörte nicht auf, bis etwas zwei Fuss Schnee die Erde bedeckte. Stellenweise häufte er sich 6 bis 8 Fuss hoch auf. Also war es diesmal sicher ein weisses Weihnachtfest und wird auch ein weisses Neujahrfest werden.

Bei uns verlief Weihnachten in gewohnter Weise. Geschenke machen und Geschenke empfangen – Mehr wie genug. Nur dass unser Sohn Wilke und Familie nicht hier waren, war uns eine Enttäuschung. Er konnte leider nicht vom Geschäft abkommen.

In unserer Kirche war der Weihnachts-Gottesdienst, und namentlich am Abend die Kinderbescherung eine erhebende Feier. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Seite 290

So war es auch am Sylvester-Abend beim altgewohnten, deutschen Gottesdienst. Da dachte ich bei mir, wie lange es wohl noch Gottesdienste in deutscher Sprache hierzulande geben wird?

Wenn kein Umschwung eintritt, kann es nicht mehr lange dauern, bis die deutsche Sprache, auch soweit es die Deutsch-lutherischen Kirchen anbetrifft, gänzlich verschwommen sein wird.

Leider sollte das Jahr für uns nicht ganz ohne betrübende Nachrichten zu Ende gehen.

Von J. Lossau, dem Sohn unseres alten Freundes und Nachbarn, dessen schon vorher in diesen Blättern erwähnt wurde, erhielten wir als Antwort auf unsere Weihnachtskarte einen Brief, des Inhalts dass seine liebe Mutter schon im Sept. d. J. gestorben sei. Sie wohnen in Elgin, Ill., und hatten unsere Adresse nicht finden können.

So dann kam am 31<sup>ten</sup> Dec. die Botschaft per Telegramm aus Ellinwood, Kas., dass die Schwester meiner lieben Frau, Gesine Erni – von ihrem langen Leiden erlöst – gestorben sei.

Sie starb als letzte der vier Schwestern meiner Frau, im Alter von 86½ Jahren. Der Mann ihrer einzigen Tochter, Christine – Ed. Kuhl – ist auch schon monatelang ins Hospital, wo er einer Operation wegen Goitre, (Kropf) entgegen sieht.

Während nun wir, im engeren Kreise, dem neuen Jahr, Gottlob, bei guter Gesundheit entgegen gehen, herrscht dort in Ellinwood tiefe Trauer. Gerne wären wir hingereist, schon lange, da die l. Schwester Gesine noch lebte, doch leider ist das Reisen für m. l. Frau fast unmöglich, ihres Rheumatismus halber.

So müssen wir uns denn damit begnügen, ein Blumenstück an ihrer Adresse abzuschicken.

Somit ist nun unsere Generation in der Familie wieder um ein Glied weniger geworden. Vielleicht ehe das nächste Jahrzehnt herum ist, haben wir alle den Lauf vollbracht. Wenn wir doch öfter daran dächten, und uns ernstlicher vorzubereiten suchten

Capitel V

Januar 1930. Weihnachten und die Neujahrsfeier liegen hinter uns, aber nicht so der Winter. Der hat wieder seit einigen Wochen sich in seiner ganzen Strenge gezeigt, mehr Schnee gebracht und die Temperatur zeitweilig bis auf 16° unter Null hinunter getrieben. Das ist in Chicago eine Seltenheit, und bringt viel Unangenehmes mit sich. – Verkehrsstockungen, Unglücksfälle aller Art sind an der Tagesordnung. Berichte von Mord und Raubanfällen füllen die Spalten der Zeitungen. Und über wie vieles Elend hört man überhaupt nichts.

Da sieht man alte Männer und auch wohl alte Frauen bei der grössten Kälte verstohlen betteln gehen, oder als Vorwand Bleifedern oder Schuhbänder zum Verkauf anbietend. Und Nachts kommen sie in Schaaren in die Polizeistationen für ein Nachtquartier.

O, wie dankbar sollte man doch sein, wenn man im Alter nicht arm und verlassen dasteht, sondern ein trautes, gemütliches Heim sein eigen nennen darf.

Trotz des schlimmen Winters sind wir bisher im engeren Kreise von Erkältungen oder anderen Krankheiten verschont geblieben.

Ueber eine neue Krankheit, die sogenannte „Phcittacosis“ die von Papageien uebertragen werden soll, und daher auch als „Papageienkrankheit“ bezeichnet wird, liest man jetzt viel, namentlich aus Europa, doch sollen auch in America manche Fälle vorgekommen sein. Sie soll meist tödtlich verlaufen.

Nun, einen Papagei haben wir nicht, wohl aber viele Canarienvögel, zwei Hunde und eine Katze, und zwei Goldfische, und meine liebe Frau sagt, dass sind schon viel zu viele. Sie machen mehr Arbeit als Vergnügen.

Darin hat sie meistentheils Recht, aber wie jener Mann sagte – „Recht hats du, aber wissen brauchst du es nicht.“ Ein altes Sprichwort heisst: „Ohne Mühe hat man nichts!“

Seite 292

Maerz 1930. Frühlings-Monat heisst er, aber er hat uns bisjetzt wenig Frühlings-Wetter gebracht. Einige schöne Tage, dann wieder Schnee und Frost. Heute ist der 14<sup>te</sup>, aber an Gartenarbeit ist noch nicht zu denken.

Wir können froh sein wenn uns die Tulpen und andere, jetzt schon zum Vorschein kommende Pflanzen und Blumen nicht noch erfrieren.

Seit einer Woche sind wir wieder in die Fastenzeit eingetreten, was man doch Gottlob noch immer an dem besseren Kirchenbesuch spüren kann, wenn auch leider recht viele diese gute Gewohnheit nur bis zu Ostern aufrecht erhalten. – Andere, schlechtere Gewohnheiten, pflegt man nicht so schnell abzulegen.

Doch sollte es anders sein. Wir sehen ja jeden Tag wohin Religionslosigkeit und Gottesleugnen führt. Man denke nur an das heutige Russland, und die communistischen Auslassungen in allen Ländern. Man kann sich da nicht so leicht zufrieden geben und sagen „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“ – Sie wissen wohl was sie wollen, und Massenmorde und Aufruhr sind ihnen geheiligte Mittel zum Zweck.

Juli 1930. Nun ist es bereits Mittsommer geworden, und haben wir schon recht heisse Tage hinter uns. Die Hitze ueberstieg mehrmals die normale Temperatur für unseren Breitengrad in Illinois. Es scheint als wenn auch der Wetter-Onkel von der Sucht Recorde zu machen angesteckt worden ist, und das Thermometer tagelang zwischen 90° und 100° hinauf schraubt. Da wird es uns in der Grosstadt doch zu ungemütlich und die es möglich machen können, ziehen in die Sommerfrische, oder vertreiben die meiste Zeit am Seeufer, wo man jetzt zu allen Tageszeiten Tausende an und im Wasser sich tummeln sehen kann.

Der Michigan-See ist für Chicago, was der Ocean für die grossen Hafenstädte ist. Nicht nur schön zum Baden, sondern auch zum abkühlen, denn sobald der Wind aus östlicher Richtung kommt, wird es von 10° bis 15° kühler in der Stadt.

Doch wir sollten uns nicht über einige heisse Tage beklagen, wenn wir die Geschehnisse in anderen Theilen unserer

Seite 293

schönen Erde in Betracht ziehen. Lesen wir da nicht etwa vor einer Woche, wie in Italien über 3500 Menschen durch ein grosses Erdbeben umgekommen, und ganze Städte zerstört worden sind? Und über grosse Verheerungen und Hungersnöthe in China und Indien?

Da muss man dankbar sein, dass man in einer Gegend wohnt wo solche Ereignisse, wenn auch nicht unmöglich, jedoch sehr selten vorkommen.

Wir hatten vor einigen Wochen das Vergnügen unseren Sohn Wilke mit Familie auf einige Tage bei uns zu sehen. Alle sahen gesund aus, u. Wilke jun. ist mit seinen dreizehn Jahren fast so gross wie sein Vater. – Unsere Tochter Anna ist seit einigen Wochen mit den Kindern in ihrem Sommerheim zu Lake Cora, Mich. Unsere Tochter Hatty u. Family waren schon zu Besuch dort, doch meine liebe Frau und ich, wir beiden Alten, werden wohl nicht dazu kommen. Eine drei- bis vierstündige Fahrt im Auto, ist für meine Frau zu beschwerlich, und so sitzen wir gemütlich, wenn auch nicht, wie jetzt die jugendlichen „Recordmacher“ auf einem Baum, sondern zu Hause! Daheim!

#### Capitel IV

Auch du, lieber Leser, magst vielleicht wohl auch schon die bittere Erfahrung gemacht haben, dass zu einer Zeit wenn man denkt, dass nach vielen Stürmen es den Anschein hat, als solle alles wieder gut, und im alten Geleise laufen, etwas geschieht was man am allerwenigsten erwartet hätte.

Dies ist der Fall in unserer St. Stephans-Gemeinde. Seit im Januar d. J. ein neuer Kirchenrat gewählt wurde, sind viele widerstreitende Ansichten geschlichtet worden und es wurden wieder Fortschritte im Gemeindeleben gemacht. Und nun starb am 14<sup>ten</sup> Juli plötzlich unser langjähriger und bewährter Leiter und Führer, unser Pastor Gustav Adolph Faudrey.

Das kam wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Er hatte wohl seit einigen Wochen gekränkelt, doch man schob es aus Ueberanstrengung, da er ja wegen der im

Seite 294

August geplanten Vereinigung (Merger) dreier Synoden, nämlich der Iowa-, Ohio- u. Buffalo-Synoden, so oft reisen und Versammlungen beizuwohnen hatte.

Der Kirchenrat beschloss ihm eine Ferien für einen Monat oder länger zu bewilligen, er lehnte aber ab, weil er zur Zeit zu beschäftigt wäre.

Dann verschlimmerte sich sein Zustand, sodass er beschloss, mit seiner jungen Frau auf einige Wochen nach dem Sanitarium zu Battle Creek, Mich. in die Kur zu gehen.

Nach einwöchentlichem Aufenthalt dasebst, verstarb er ganz plötzlich.

Seine Leiche wurde nach hier gebracht, und von unserer Kirche aus, unter grosser Betheiligung, auch vieler auswärtiger Professoren und Pastoren, feierlichst auf dem Friedhof zu Blue Island bestattet.

Mit ihm schied ein wahrer Seelsorger, und Pastor wie er sein sollte, aus dem irdischen Leben dahin.

Ueber 40 Jahre lang hat er in der St. Stephans-Kirche treulich seines Amtes gewaltet. Seiner grossen Kenntnisse und Redner-Gabe wegen, wurde er mehrmals zum Präses der IOWA-Synode erwählt. In der Weltkriegszeit wurde er als einer der Commissäre gewählt die Europa durchreissten, um die Lage im Interesse der Lutheraner in Erfahrung zu bringen. Dann war er Delegat für die „Worlds Luth.

Congress“ in Stockholm, Schweden. – Vor allem aber war er uns ein geachteter und beliebter Pfarrer.

Die Gemeinde, die wohl ausser ihm längst nicht mehr existirte, wird sein Andenken in hohen Ehren halten, und der verlassenen jungen Wittwe aufrichtiges Beileid und Hilfe darbringen.

Wir werden wohl in nächster Zeit seinen Nachfolger zu erwählen haben, doch ersetzen werden wir ihn wohl nie völlig können.

Nun sind wir schon in den Monat December eingetreten. Lange Zeit habe ich meinen Aufzeichnungen nichts hinzu fügen können, oder nicht gemocht. Denn die Geshnisse gestalteten sich derart, dass man nicht gerne darüber schreibt.

Also nach dem Tode Pastor Faudreys blieb die Wittwe

mit ihrer unverheiratheten Schwester im Pfarrhause wohnen. Sie nahm sich der Sonntags-Schule als Lehrerin an, und war ausserdem sehr erfolgreich die im Confirmations-Alter sich befindenden Kinder zu sammeln und bis zur Ankunft eines neuen Predigers zu unterrichten.

Pastor Buddenhagen, ihr Vater war jederzeit bereit, vorkommende Amtspflichten zu übernehmen. So ging es denn leidlich gut, bis sich fremde Mächte einmischten. Rev. Buddenhagen und ich hatten uns mit dem Präses Prof. J. Fritschel verständigt dass dafür gesorgt würde jeden Sonntag Gottesdienst zu halten, indem Pastoren von auswärts predigten. Doch beim nächsten tagen des Kirchenrats erschien der Verwalter des „Wartburg Publishing House“ die hiesige Druckerei und Buchhandlung der Iowa-Synode, und erbot sich die Sache in die Hand zu nehmen, was ihm vom Kirchenrat erlaubt wurde. Noch sieben Sonntage lang predigte ein von ihm vorgeschlagener Pastor, die aber alle auch Reflectanten auf die vacante Pfarrer-Stelle waren.

Nun hatten einige von uns aus dem Kirchenrat den Rev. Buddenhagen ersucht Rev. Faudreys Nachfolger zu werden, um so auch seine Tochter Mrs. Faudrey in unserer Mitte zu behalten. Er war nicht abgeneigt, zumal auch der ganze Frauenverein eine Petition, Rev. Buddenhagen als Candidaten aufzustellen an den Kirchenrat eingesandt hatte, denn sowohl er als auch Mrs. F. waren in der Gemeinde sehr beliebt.

So schien es. Doch nun muss ich über Verhältnisse berichten, wie sie in einer christlichen Gemeinde nie vorfallen sollten. Im Briefwechsel mit dem Präses, den ich von dem Wunsch der Gemeinde, Rev. Buddenhagen aufzustellen, in Kenntniss setzte, suchte dieser mir klarzumachen, dass es unrecht wäre, Verwandte des verstorbenen Pastors als Anwärter als Nachfolgers desselben, in Betracht zu ziehen. Es war mir fast unfassbar, dass dieser Mann solche



Gefühle hegen konnte. Die Befürworter dieser Kandidatur hielten sie darum für die Beste, weil dann die Rebellen und Feinde Rev. F's ihre Sache als verloren ansehen, und sich still halten würden.

Doch es kam noch besser. Auch in einer Unterredung mit besagtem Verwalter der Druckerei, meinte dieser dass P. Faudrey auch seine Fehler gehabt habe, z.B. hätte er keine gute Organisationsgabe besessen. Ich frug ihn darauf „Herr Pastor, wenn Sie recht haben, wie konnten Sie und die anderen Pastoren Rev. F. wiederholt zum Präses erwählen?“ – Er aber verstummte.

Doch bis zu der Zeit da die Wahl vorgenommen werden sollte, wurde von vielen, auch aus dem Kirchenrat, Propaganda gegen unsere Seite gemacht. Alte, wie neue Feinde, denn anders kann ich sie nicht nennen, der St. Stephans-Gemeinde arbeiteten im dunklen um die Erwählung P. Buddenhagens zu verhüten.

So kam es dann, dass bei der ersten Wahlversammlung nichts erreicht wurde. Von den sieben Candidaten blieben nach fünfmaliger Ziehung Rev. Groth mit den meissten und Rev. Buddenhagen als der nächste übrig. Da keine zwei-Drittel-Mehrheit des Votums erzielt werden konnte, vertagte sich die Versammlung.

Einige Wochen später wurde eine zweite Versammlung einberufen. Und dieses Mal erreichten die Verbündeten ihr Ziel. Rev. O. Groth erhielt die, durch die Constitution bedingte zwei-drittel-Mehrheit. Sie hatten auf alle Art und Weise gewühlt um ihren Willen durchzusetzen. Des lieben Friedens willen machten wir alle gute Miene zum bösen Spiel, und P. Groth wurde als einstimmig erwählt erklärt.

Nun aber, durch den Erfolg frech geworden, und nicht gewiss ob Rev. Groth acceptiren würde, machte einer der Rädelsführer den Vorschlag, zur Sicherheit noch einen zweiten Candidaten zu erwählen. Mein Vorschlag dann wieder für alle Candidaten zu stimmen, wie vorher wurde nicht angenommen, wohl weil sie dachten dass dann doch noch P. Buddenhagen die meissten Stimmen erhalten, und im Fall eines Ablehnens von

Seite 297

P. Groth dann doch noch unser Pastor werden könnte. Unser weiser Vorsitzender holte sich von dem noch weiseren Mitglied und Advokaten Stoffels den Rath ein, dass trotz der Vorschrift in den Statuten der Synode, eine einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen genüge den Candidaten zu erwählen. Da war es leicht durch Intimidation und schreiben der Stimmzettel für viele, die die Sache nicht recht verstanden, und durch Zulassen vieler gar nicht stimmberechtigter Anwesenden, die Wahl des Candidaten Fritschel zu Stande zu bringen.

Als ich dann versuchte für die Wittwe F. eine Anstellung als „Parish Worker“ für die Gemeinde zu erlangen, von welcher Nothwendigkeit schon manchmal die Rede gewesen war, wollte man davon nichts hören.

Kurz und gut, alle vorher gemachten Resolutionen, und auch Paragraphen der Constitution wurden bei Seite geschoben und die Sache derjenigen, die das Andenken des sel. P. Faudrey in Ehren halten wollten, war verloren.

Dieses von ihm, und auch von seiner Familie so wohlverdiente Andenken, wurde in den Staub getreten!

Als vor einigen Wochen Pastor Groth seine Annahme zugesagt hatte, wurde Mrs. Faudrey ersucht, Hals über Kopf die Wohnung zu räumen. Was sie auch that. Nachher wurde sie noch in beleidigender Weise von Einigen Kirchenrats-Mitgliedern kritisirt.

Und wir? fragst du, werter Leser. Nun, noch am Abend der letzten Wahl reichten wir, meine Frau, ich und unsere Töchter Anna und Hattie, die wir alle, ausser meiner I. Frau, ein Amt in der Gemeinde bekleideten, unsere Resignation schriftlich ein, aber nicht ohne unsere Gründe dafür – unbemäntelt – zu erklären. Und wir sind nicht die Einzigen geblieben.

Seite 298

Am folgenden Montag kamen drei Glieder des Kirchenrats zu uns. Sie wollten uns durchaus dazu überreden, unsere Resignationen zurück zu ziehen, aber ohne Erfolg. Ich machte ihnen klar dass wir, nach dem Vorgefallenen nicht länger in der St. Stephans-Gemeinde Glieder sein könnten und lieber unter Fremden, als unter Menschen in der Kirche der Predigt zuhören wollten, von denen man wüsste dass die meisten Hypocriten und Heuchler seien.

Am nächsten Samstag geriet das Pfarrhaus in Feuer, verursacht durch nachlässigen hantieren mit feuchten mit Benzin getränkten Lumpen der Painter, die das Haus neu decoriren sollten.

Als einige Tage später der neue Pastor von Milwaukee ankam war es noch unbewohnbar. Er kam gleich zu uns und stellte sich vor, und erfuhr bei dieser Gelegenheit unsere Gesinnung in Betreff unserer Mitgliedschaft.

Er scheint ein guter Mann zu sein, doch wird er Mühe habe, Frieden zu stiften unter all den gehässigen Parteien in der Gemeinde.

Seit der Zeit gehen wir jeden Sonntag nach einer anderen St. Stephans-Kirche, nämlich die der Missouri-Synode an 65<sup>ter</sup> und Peoria Str. Der Pastor is ein guter Redner, doch ist die Entfernung von hier etwas grösser.

Vor etwa 25 Jahren gingen wir auch zur Missouri-Synode, verliessen diese jedoch wegen einer, mir anstössigen Predigt. Wie es nun in nächster Zukunft werden wird ist noch unbestimmt. Walte es Gott!

Das liebe Weihnachtsfest und Neujahr haben wir hinter uns. Wir haben es wie gewöhnlich im Kreise unserer anwesenden Lieben, Wilke und Familie waren leider verhindert zu kommen, in Gesundheit und fröhlicher Hoffnung gefeiert.

Capitel V

Januar 1931. Mit schönem, milden Wetter hat sich das neue Jahr eingestellt. Doch, kaum aus den Erinnerungen an die schönen Festtage erwacht, kam uns schon am 8<sup>ten</sup> des Monats die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode unserer lieben Schwiegertochter Leda, der treuen Gattin unseres einzigen Sohnes Wilke und die Mutter ihres einzigen Kindes, Wilke junior, wohnhaft zu Narberth, Pa. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns alle das an Hattie gesandte Telegramm mit der kurzen Nachricht „Leda dead – Heart attack“.

Ich machte mich sofort fertig hinzureisen, als am Abend Wilke per Telephone aufrief: Er hatte beschlossen, mit der Leiche nach Chicago zu kommen, um sie hier auf Friedhof Waldheim zu beerdigen.

Nun hatte das Hinreisen ja keinen Zweck, und wir erwarteten traurigen Herzens die Ankunft unserer, so tief betrübten Lieben.

Am Sonntag morgen kamen sie an, in Begleitung ihrer Freunde Mr. & Mrs. Ball.

Konnten wir sie trösten? Nein, auch uns selber war der Schlag zu tief zu Herzen gegangen. Nur weinen, konnten wir mit ihnen, und hoffen dass der liebe Gott ihnen Kraft geben möge den Verlust mit der Zeit zu ueberwinden.

Am nächsten Tage, Montag, war das Begräbniss von Boydsons Funeral Chapel aus nach Waldheim, wo Wilke sich am Sonntag eine eigene Grabstätte gekauft hatte.

Die Leichenrede wurde von einem, ihnen von Pa. aus bekanntem luthrischen Pastor gehalten. Es hatten sich alle Verwandten, Freunde und Bekannten zur Betheiligung eingefunden, ausser Leda's Mutter, Mrs. Grewe, und ihres Bruders, Charles Grewe. Da erstere in Californien und der andere im State Washington wohnen, war die Zeit zu kurz ihre

Seite 300

Anwesenheit zu bewerkstelligen, obwohl ihnen sofort Nachricht zu gekommen war.

Noch am selben Abend reissten Wilke und Balls wieder heim, da das Geschäft drängte.

Auch unsere Tochter Hattie erbot sich mit zu reisen, um vorläufig ihrem Bruder zur Hand zu gehen, bis der Hausstand wieder in Ordnung gebracht werden kann, wozu Gott helfe!

Mai 1931. Es sind bereits ueber drei Monate ins Land gegangen, seit ich diesen Blättern etwas hinzugefügt habe.

Und doch ist in der Zeit vieles geschehen, worüber ich berichten möchte. Am 28ten April feierte ich meinen 80<sup>ten</sup> Geburtstag, unter Theilnahme aller hiesigen Verwandten und Freunden.

Ja, „Bis hierher hat mich Gott gebracht, das dank ich Seiner Güte, Und Seiner wundervollen Macht, – die mich fortan behüte“ –

Am 5<sup>ten</sup> dieses Monats wurde uns die traurige Nachricht dass Mrs. A. Grewe, die Mutter unserer im Jan. verstorbenen Schwiegertochter Leda zu Glendale, Calif. gestorben sei, und das ihr Sohn Charles mit der Leiche nach Chicago komme, um sie hier auf Waldheim zu beerdigen. Unser Sohn und unser Enkel trafen dann am 8<sup>ten</sup> d. M. bei uns ein. Am Sonntag morgen kam Charles Grewe mit der Leiche an, und wurde dieselbe in Boydsens Brov. Chapel aufgebahrt, um am Montag neben ihrem sel. Gatten zur letzten Ruhe bestattet zu werden.

Pastor George von der evangelischen Kirche hielt die Leichenrede.

Mrs. Grewe erging es ebenso wie meiner I. Mutter. Sie konnten den Tod ihrer einzigen Tochter nicht ueberwinden und starben etwa drei Monate später.

Mrs. G. hatte beabsichtigt in Glendale zu verkaufen und zu Wilke nach Narberth zu ziehen, um ihnen den Haushalt zu führen, doch es hat nicht sollen sein.

Er hat nun eine dort wohnende Wittwe engagirt. Sie hat eine erwachsene Tochter, die gleichfalls bei ihnen

Seite 301

wohnt und in Philadelphia in Stellung ist. Hoffentlich wirkt sich alles zu gegenseitiger Befriedigung aus, und wird dann der Haushalt nicht mehr ganz so einsam sein. –

Ostern ist vorbei, ja am nächsten Sonntag schon Pfingsten und Ende nächster Woche ist „Decoration day“. Wir werden viele Gräber zu schmücken haben. Nicht nur unsere eigenen, sondern auch die der Familie Mueller.

Der Mai ist dieses Jahr ungewöhnlich kalt und nass, sodass wir sogar heute noch, am 22<sup>ten</sup>, einheizen müssen.

Seit dem Monat März haben wir uns der St. Stephans-Kirche, Mo.-Synode angeschlossen und sind zufrieden. Pastor O. Fedder ist ein guter Prediger sowohl im deutschen als im englischen. Es ist für uns wohl etwas schwierig nach der Kirche hin zu kommen, doch wir sind bislang noch jeden Sonntag dagewesen.

Viel Freude macht uns dies Jahr unser kleiner Garten. Im Winter ist nichts erfroren und alles blüht mehr wie je. Apfel- und Pfirsichbaum haben leider noch nicht geblüht, umso mehr aber Kirschbaum, Reben und Himbeeren u. Erdbeeren. Auch haben wir Radieschen, Möhren, Salat u.s.w. zu erwarten. Obschon vom Aufblühen in der Geschäftswelt bisjetzt nichts zu merken ist, hat doch Chicago letzte Woche „Jubilee Day“ gefeiert, und zur Zeit ist eine grosse „Aero Plane“ schon im Gange. Viele Armee-Flugzeuge sind hergekommen um über Lake Mich. Manöver auszuführen. – Derlei Unternehmungen sind wohl recht interessant, wenn auch kostspielig, bringen aber nur gute Ernten für Hotels, Restaurants, Vergnügungsanstalten und für Gauner, Banditen und Taschendiebe. Der Arbeitslosigkeit in unserer Stadt wird dadurch nicht geholfen. Viel schöne Reden über baldige Aufbesserung wirtschaftlicher Lage hört man jeden Tag in den Zeitungen, aber in Wirklichkeit bleibt eben alles beim alten, oder wird in manchen Fällen noch von Tag zu Tag schlimmer.

Seite 302

Der Juni ist ins Land gerückt und mit ihm heisses Wetter und dieses Jahr ungewöhnlich viel Regen und Gewitter. Zweimal schon hatten wir 6 bis 8 Zoll Wasser im Basement, da die Sewers für solchen Fällen zu eng sind und das viele Wasser nicht schnell genug abführen können. Dann kommt es in den Kellern, läuft aber schnell wieder ab, nur lässt es einen schlammigen Brei zurück, den los zu werden ein gutes Stück Arbeit erfordert.

Nun sind wir schon wieder im October, dem sogenannten Ernte- und Weinmonat angelangt. Der Sommer ist wieder einmal dahin, obschon wir immer noch schönes Wetter haben.

Es war ein guter Sommer. Fast überreich ist die Ernte, sowohl der Äcker, als der Garten- und Obst-Producte eingeheimst worden.

Trotzdem herrscht überall Unzufriedenheit unter unserem Volk. Die Farmer müssen zu billig verkaufen. Die Arbeiter haben keine Beschäftigung, ja selbst die Banken haben kein Geld, und viele machen die Thüre zu.

Da wirft sich einem unwillkürlich die Frage auf: „Wie kommt das? Wie ist das möglich?“ Ja, fragt die grossen Capitalisten, die vielen seit dem Weltkrieg entstandenen Millionäre, „Wieso habt ihr soviel Geld, und das Volk hungert!“

Es gibt viele weise Reformer, die täglich lange Artikel in den Zeitungen schreiben und die Sache auf ihre Art erklären wollen. Aber besser wird dadurch nichts. The „Depression“ – the Depression! Früher war es auch manchmal schlecht, da nannte man es „Hard times“.

Wohl sind die Preise der meisten Lebensmittel gefallen, aber die grossen Industrie-Leiter haben noch viel prompter die Lohn-Scala herab gesetzt. In den meisten Fällen 10 bis 20%, und dann wird noch verlangt jede zwei Wochen einen Tag unentgeltlich zu arbeiten, zum Wohle der Arbeitslosen.

Seite 303

Nimmt es da Wunder, wenn bei solchen Machinationen die Partei der Anarchisten und Communisten immer an Stärke gewinnt?

Ich will nichts prophezeien, lieber Leser, aber Gott bewahre uns davor, dass sie einmal die Ueberhand im Lande bekommen sollten,

„Gefährlich ists den Leu zu wecken, Verderblich ist des Tigers Zahn,

Doch ach, das schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“

#### Capitel VI

Ungeachtet der schlechten Zeiten, machen doch die meissen Leute mehr Wein wie sonst. Auch wir haben unseren Bedarf im Werden. Nun ja, Trauben und Zucker sind billig, und wer weiss ob wir die leidige Prohibition in den nächsten Jahren loswerden. Hoffentlich!

Unser Haus war reparatur-bedürftig, und so haben wir uns dann kurzer hand entschlossen, es gründlich vorzunehmen. Für circa \$700<sup>00</sup> erhielten wir ein neues Dach, neue Regenrinnen, und das ganze Haus mit Brick-Veneer oder Art-Bricks eingedeckt, dazu die Fensterrahmen, Thüren und Dachfirst weiss angestrichen, und haben somit ein Hauss sogut wie neu. Baumann streicht nun zum Schluss noch das Fundament grau an.

December 1931. Jetzt sind endlich alle „Improvements“ an unserem Heim zur Zufriedenheit fertig gestellt, und sehen wir dem Winter mehr sorglos entgegen, obwohl bis jetzt, 16<sup>ten</sup> Dec., noch immer nur Herbstwetter vorgeherrscht hat.

Der liebe Gott hat immer ein Einsehen, und wenn die Menschen, freilich manche durch eigene Schuld, schon Hunger leiden müssen, will Er sie doch nicht durch einen frühen Winter auch noch frieren lassen.

Es ist noch immer eine schlimme Zeit, und die Aussichten auf Besserung scheinen noch sehr gering zu sein.

Wenn auch viel gethan wird die Noth zu lindern, nehmen doch Verbrechen aller Art von Tag zu Tag zu. Man kann keine



Seite 304

Zeitung zur Hand nehmen worin nicht über mehrere Einbrüche, Diebstähle und Morde berichtet wird. Auch Gefängnis-Ausbrüche und Entführungen zum Zweck von Erpressungen sind an der Tagesordnung.

Von reichen Privatleuten, Wohlthätigkeits-Anstalten und Kirchen wird viel für die Armen gethan, soweit Kleidung und Nahrung in Betracht kommen, aber es ist unmöglich all den Ansprüchen von Obdachlosen gerecht zu werden, obschon viele derselben von auswärts zugereist sind, und in Chicago nie gewohnt haben.

Auch unsere St. Stephans-Kirche hat Delegaten erwählt, um sich nach Notleidenden umzusehen. So kam in der letzten Versammlung der Bericht eines derselben vor, demnach der Bedarf an Nahrung und Kleidung annähernd Genüge gethan werden könnte, doch seien Verschiedene von ihren „Landlords“ gedroht worden, sie vor die Thür zu setzen, wenn nicht die schon lange rückständige Miete bezahlt würde, und dass zur Zahlung solcher Summen der Fond der Gemeinde nicht genüge. Als Antwort auf diesen Bericht meldeten sich sofort zwei der anwesenden Mitglieder. Einer bot sich an, eine fünf-Zimmer-Wohnung und ein anderer eine drei-Zimmer-Wohnung an einer bedürftigen Familie unentgeltlich zu erlassen, bis die Umstände der betroffenen Familien sich gebessert hätten. Wenn es doch mehr solcher „Landlords“ gäbe. – Das ist christliche Nächstenliebe! Und es erinnert mich an das Lied:

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann, Wie Orgelton und Glockenschall.“

Und da kommt nun einer mit dem öffentlichen Vorschlag, die Kirchen, die so wie so nicht viel beitragen zur Linderung der Noth, sollten ihre Thüren öffnen, um den Armen zur Wohnung zu dienen?

Lieber Freund, was meinst du davon? – Ich sage Nein! Die Kirche ist Gotteshaus, und zu erhaben, um für Sack und Pack, wenngleich sie auch obdachlos sind, zur beständigen Wohnung zu dienen.

Viele dieser Obdachlosen wären es vielleicht heute nicht, wenn wenn sie regelmässig oder „Ueberhaupt“ eine Kirche besucht hätten! Denn „Gott verlässt die Seinen nicht“!

Uebrigens gibt es viele Theater, Hallen u. andere Vergnügungs-Anstalten, die sich zur Unterbringung von Obdachlosen sehr gut eignen. Die Kir-

Seite 305

chen haben meistens selber viele Arme, die unterstützt werden müssen und thun auch ausserdem im allgemeinen ihre Pflicht und Schuldigkeit.

Nun ist die Zeit wieder da um Weihnachts-Geschenke zu kaufen. Nun, das besorgen für uns die jüngeren Leute, da wir, meine liebe Frau sowohl wie ich sehr schlecht zu Fuss sind. Inzwischen habe ich gestern, fast den ganzen Tag damit zugebracht Weihnachts-Karten an alle Freunde und Bekannten, sowie Verwandten zu schreiben.

Das ist hier nun einmal so recht Mode geworden, und man muss sich schon eine Liste anlegen, damit man von Jahr zu Jahr weiss an wen allen man eine Karte schicken sollte.

Wird jemand uebersehen, so wird das oft recht uebel genommen.

Es ist nun fast alles bereit für das fröhliche Fest. Nur zweierlei fehlt uns. Unser Sohn in Philadelphia schrieb heute, dass er dieses Jahr nicht abkommen könne und dann fehlt der Schnee, ohne den es kein so rechtes Weihnachts-Wetter zu sein scheint. – Doch der kann noch kommen.

Aber es kam kein Schnee. Wir hatten heuer ein „grünes Weihnachten“, und recht schönes Wetter, und haben es vergnügt und still gefeiert. Auch an Geschenken fehlte es nicht. – Um 6 Uhr morgens fuhren wir zum Früh-Gottesdienst, und später gingen wir zu unserer Tochter Hattie, wo wir dann den Rest des Tages verblieben.

Im allgemeinen verlief das Fest in Chicago stiller als an anderen Jahren, was auch wohl in Hinsicht der schlechten Zeiten nicht anders zu erwarten war. Wir wollen hoffen dass es im nächsten Jahre besser aussehen mag.

Capitel VII

Januar 1932. Das neue Jahr ist bereits einige Wochen alt. Neujahr wurde wie ueblich, von jedermann ausgiebig gefeiert. Neue Hoffnung wurde gefasst, neue Entschlüsse gemacht. – Ob die Hoffnung in Erfüllung gehen, die Entschlüsse ausgeführt und gehalten werden, ist eine andere Frage. Die Erfahrung lehrt, dass darauf nicht viel zu rechnen ist.

Auch das alte Sprichwort „Werden die Tage länger, wird der Winter strenger“ hat sich bis jetzt noch nicht bewährt. Es ist hier immer noch Wetter wie im Frühjahr. Unser Wetterprophet aus Washington hat entschieden Pech. Trotz seiner Anmeldung zu verschiedenen Malen, von Schnee und starkem Frost, kam es jedesmal anders. Manchen Tag hatten wir 50° bis 60° Wärme zu verzeichnen.

Die Spatzen lachen ueber die eingewanderten Singvögel, und befinden sich so wohl, dass sie den hingeworfenen Brotkrumen u. dergl. kaum Beachtung schenken, während sie in anderen Wintern sich darum zankten.

In voriger Woche verstarb der grosse Wohltäter der Stadt Chicago – Julius Rosenwald. – Er war ein edler Jude, und that viel mehr Gutes als die meisten Multi-Millionäre, aber er gab nicht so, wie es im neuen Testamente heisst von der armen Wittwe, die ihr Scherflein aus ihrer Armuth gab, während Herr Rosenwalds Nachlass immer noch \$20.000.000 beträgt. – Ja, geben und geben ist nicht immer dasselbe. – Doch nachträglich stellt es sich heraus, dass von dieser Summe noch \$11.000.000 für wohlthätige Zwecke ausgestellt sind. Nun, möchte dies ein Vorbild für andere Millionäre sein, auch mehr Nächstenliebe zu bethätigen. Gelegenheit dazu ist ja in Hülle und Fülle vorhanden.

Ich kam nach Chicago im Jahre 1866, und habe seitdem verschiedene schlechte Zeiten mit durchgemacht, aber so viel Armuth und Arbeitslosigkeit wie jetzt herrscht, war noch nie. Die Stadt schuldet ihren Beamten und den Schullehrern mehrere Monate Gehalt. Und keiner weiss wie Rath zu schaffen ist. Die Tax-Vouchers, die noch gar nicht fällig sind, werden im Voraus verkauft, um nur

Seite 307

den Betrieb aufrecht erhalten zu können. In einigen kleineren Städten sind schon die Schulen geschlossen worden. Man muss den Chicagoer Schullehrern und Lehrerinnen alle Achtung schenken, dass sie unter solchen Umständen, treulich weiter ihre Pflichten erfüllen.

Man muss manchmal doch den Kopf schütteln wenn man in den Zeitungen die Vorschläge der der hervorragenden Geister liest. Da heisst es das Publicum sollte mehr einkaufen, um die Geschäfte zu heben. Doch wer hat Geld?

Seitdem die Banken so nacheinander Krach machen ist natürlich viel Geld ausser Kurs gesetzt worden, und da schreit nun unser President Hoover: „Dont hoard your money! Put it in Circulation to end the Depression!“ Schön gesagt, aber wer hat noch Vertrauen? Die einzigen die noch Geld zu finden wissen, oder es zu erpressen verstehen, sind unsere zahlreichen Banditen.

Da haben sie nun wieder unseres grossen Luftschiffer's Lindbergh's Baby „gekidnaped“ und verlangen \$50<sup>000</sup> Lösegeld. Der arme zu bedauernde Mann wird es auch zahlen. Es wird immer schlimmer.

Der Krieg in China ist im schönsten Zuge. Einmal verhauen die Chinesen die Japaner und vice versa. – Ich hoffe dass Uncle Sam diesmal die Finger davon lässt. Lass die Gelben sich verhauen – alleine.

Der Monat März hat seinen Antritt etwas schärfer angetreten als sein Vorgänger Februar. Wir hatten die ganze Zeit Frühlingswetter, doch nun ist es bedeutend kälter, was auch für die allgemeine Gesundheit zuträglicher ist. – Meine I. Frau hatte einen Anfall von Influenza und musste eine Woche lang im Bett zubringen. Doch ist sie jetzt, Gottlob, beinahe ganz wieder hergestellt.

Seite 308

Der Monat April war im ganzen ziemlich kühl, doch nun sind wir im „wunderschönen“ Monat Mai. Noch um Ostern war es etwas kalt, sodass in diesem Jahr die Kleider- und Hüte-Paraden nicht so grossartig als in anderen Jahren ausfielen.

Am 25<sup>ten</sup> Apl, an meinem 81. Geburtstage waren Verwandte und Freunde ziemlich vollzählig bei uns versammelt. Nur unser Sohn Wilke u. Tochter Anna konnten nicht anwesend sein. Doch erhielt ich von allen herzlichste Glückwünsche.

Heute feiere ich eigentlich wieder einen Gedenktag. Nämlich vom 6<sup>ten</sup> Mai 1866 bis heute 6<sup>ten</sup> Mai 1932 sind genau 66 Jahre, seit wir in New York landeten. Ja „da fing mein Trauern an“, als ich allein am Ufer des Eastriver stand. Doch seitdem ist eine lange Zeit verflossen, und habe ich auch viele, viele glückliche Tage erlebt, wofür ich dem Herrn von Herzen dankbar bin.

Unsere Tochter Hattie u. Familie sind am 30<sup>ten</sup> April in ihr neues Heim eingezogen, und vermissen wir ihre Nähe manchmal sehr. Doch sie haben ein schönes Heim, wo sie selbst wohnen und noch den oberen Flat für 65 Dlls verrenten. Das ist besser als diese Summe monatlich für Miethe an andere auszuzahlen.

Nun stehen wir schon wieder mitten im Sommer. Wir schreiben heute d. 22<sup>ten</sup> Juli 1932. Es scheint als ob dies einer der heissesten Sommer werden soll das wir je erlebt haben. Schon über eine Woche steigt das Thermometer täglich bis auf 95 oder 100 Grad. Auch nachts wird es nicht viel kühler. Jeden Tag sterben mehr Menschen an Hitzschlag. Gestern waren es in der Stadt 8 Personen.

Vor etwa sechs Wochen hatten wir recht aufregende Zeiten in Chicago. Da waren die Conventionen der Republicaner, sowie der Democraten, wo es sehr lebhaft herging, namentlich bei den Letzteren. Die Republicaner ernannten unseren jetzigen

Seite 309

Präsidenten Herbert Hoover zur Wiederwahl.

Das war eine abgekartete Sache. Doch anders war es bei den Demokraten. Während die Republicaner um das Haupt-„Issue“ der nächsten Wahl – „Wet or dry? – Prohibition aufheben oder beibehalten?“ wie die Katze um den heißen Brei herum schlichen, hatten die Demokraten den Muth, dem Willen des Volkes Rechnung zu tragen, und nahmen in ihrer Platform den Beschluss auf „Repeal of the Prohibition Law – the 18<sup>th</sup> Amendment of the Constitution“, und ernannten zum Presidentschafts-Candidaten Franklin Roosevelt, den Gouverneur des Staates Massachusetts. Wenn man den Zeitgeist berücksichtigt so haben sie alle Aussicht im November in diesem Zeichen den Sieg davon zu tragen.

Schlimmer als die jetzigen Zustände kann man es sich kaum denken, und das Volk verlangt nach einem Wechsel in der Regierung.

Nun, „Vox Populi, Vox Dei!“ sagt der Lateiner.

#### Capitel VIII

Heute schreiben wir den 1<sup>sten</sup> September 1932. Hoffentlich haben wir nun einen ungewöhnlich heißen Sommer hinter uns. Gestern noch stand die Temperatur auf 93° F, doch da kam am Nachmittag die grosse Sonnenfinsterniss, und seitdem ist es kühl. – Von allen Wissenschaften ist wohl die Astronomie am meisten zu bewundern, die auf die Minute ausrechnet, wann solche aussergewöhnliche Phänomene unter den Himmelskörpern erscheinen müssen. Weit fortgeschritten sind sie, – und doch – wie Faust sagt „Das ich erkenne, was die Welt, im Innersten zusammen hält.“ – dazu werden sie es nicht bringen, denn der liebe Gott lässt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und dieser Professor Piccard, der mit seinem Luftballon die Atmosphäre der Erde durchdringen will, um die „Kosmischen Strahlen“ zu ergründen, wird auch nicht zum Ziele kommen, obwohl er bisjetzt eine Höhe von 10 Meilen über die

Seite 310

Erde gestiegen ist, wo es so kalt war dass er flugs wieder absteigen musste. Er will nun noch einen Versuch machen. Ich fürchte wenn er noch einige Meilen höher kommt, und wirklich, wenn das möglich sein sollte, aus dem Magnetismus, der Anziehungskraft unserer Erde hinaus käme, so würde er nie wiederkehren.

Im August war unser Sohn Wilke, und sein Sohn Wilke junior bei uns zu Besuch, doch leider nur auf einige Tage. Uns ist es immer eine grosse Freude, da wir die Beiden so selten sehen, zumal bei uns Alten das Wiedersehen und besuchen auf dieser Erde, bald zu Ende sein möchte. Dazu kommt, dass obgleich die Bande des Blutes die meisten Menschen ziemlich fest zusammenhält, es doch wenig aufrichtige Freundschaft auf dieser Erde gibt. Man lernt Menschen kennen, die uns von Anfang an sympatisch sind, und macht später die Erfahrung dass man sich getäuscht hat. Das Gute was man ihnen erwiesen hat, wird mit Undank gelohnt. So erging es uns in den letzten Monaten, obwohl ich keine Namen nennen mag. – Uebrigens ist es nicht das erste Mal, dass wir mit falschen Freunden in Berührung gekommen sind. – Doch es ist gut, dass solches im engeren Kreise unserer Familie noch niemals vorgekommen ist, und hoffentlich auch in Zukunft nie vorkommen wird.

Es gibt ja leider so viele Meinungsverschiedenheiten die nur zu oft die Ursache von Zank und Hader werden.

Hauptsächlich sind es zwei Punkte die man vorsichtig und mit Bedacht erörtern sollte, wenn sie ueberhaupt berührt werden. Besser ist freilich wenn man sie ganz vermeiden kann.

Ich meine nämlich Religion und Politick. Fast jeder hat hierin seine eigene Ueberzeugung und hält fest daran. Und doch sind diese beiden Themata gerade diejenigen worüber immer wieder debattirt wird.

Man wird dabei leicht zu heftig, und dann ist die Zwietracht fertig. – Zwei gute Freunde sind es nicht mehr. Beide bedauern es vielleicht, aber die Freundschaft ist nicht so schnell wieder hergestellt, als sie verloren ging.

Seite 311

Ueberhaupt ist es in dieser Zeit, wir sind nämlich in der Mitte des Octobers, und die Wahlkampagne für die Erwählung eines neuen Präsidenten ist im vollen Schwung, ist doch schon der 8te Nov. der Entscheidungstag, ratsam, sich nicht in Debatten zu verwickeln, die doch zu nichts führen.

Aber wer kann immer mit seinen Ansichten hinter dem Berge halten, wenn ihm jemand zu ueberzeugen sucht, dass er ganz und gar im Unrecht ist, ich war auch früher ein Party-Republicaner, habe aber in den letzten Jahren mich der Progressive-republicanischen Partei zugewandt, und werde demgemäss für Frank D. Roosevelt stimmen. Deshalb braucht man noch lange nicht ein Democrat sein. Ich habe auch vor vier Jahren nicht für Herbert Hoover gestimmt, – habe nie an die Hoover Prosperity geglaubt.

Nun mag kommen was da will, schlimmer als jetzt kann es kaum werden.

Es ist zwar alles sehr billig jetzt, doch nur wenige Leute haben Geld zum Kaufen. – Trotzdem, da heuer die Weintrauben so gut gerathen und sehr billig waren, und der Zucker gleichfalls 2¢ per lb. weniger kostete als im vorigen Jahr, haben wir etwas mehr Wein gekeltert als im vorigen Jahr, und so hoffen wir, dass wenn unsere Freunde nächsten Sommer zur World Fair uns besuchen, wir ihnen mit einem guten Tröpfchen aufwarten können.

#### Capitel IX

Am 8<sup>ten</sup> November 1932, sind die Wuerfel gefallen. Das Volk hat gesprochen, die Demokraten in Verbindung mit den vielen Unzufriedenen anderer Parteien, haben mit ueber 6.000.000 Stimmen Mehrheit den Sieg davon getragen.

Nun wird sich wohl in Bälde vieles anders, hoffentlich besser gestalten. Es war auch hohe Zeit, einmal an Sparsamkeit, und Arbeitsgelegenheit zu denken, sonst wäre es vielleicht doch noch, wie Pres. Hoover in einer Rede sich ausliess, schlimmer gekommen, nämlich durch Erhebung der Massen zur Revolution. Die rothen



Seite 312

Communisten haben es an Aufreizungen dazu schon lange nicht fehlen lassen. Doch, Gottlob, ist das Volk der vereinigten Staaten nicht so leicht zu einem solchen Schritt zu verleiten, wie manche andere Nationen. Wir verlassen uns auf vernünftige Wahlen, was auch diesmal zugetragen hat. Möge das Resultat sich nun als gut bewähren.

In den letzten Wochen haben wir verschiedene Feste gefeiert. Geburtstag meiner lieben Frau am 18<sup>ten</sup> Nov. Dann war „Thanksgiving day“. – Millionen von turkeys haben dieses Jahr, dem 4<sup>ten</sup> der „Depression“, trotzdem daran glauben müssen, dass ohne ihnen es nicht gut möglich ist, ein mustergültiges Thanksgiving-dinner herzustellen.

Sie waren uebrigens, wie alles, dies Jahr viel billiger als sonst, und damit mehr erreichbar für viele. Wir haben bisjetzt, Ende Nov. immer noch herrliches Wetter. Nun, je länger, je lieber. Für Kälte und Schnee bleibt immer noch genug Zeit uebrig, und Unfälle gibt es auch weniger, wenn die Strassen schön und trocken sind.

Heute ist der 15<sup>te</sup> December 1932, der Tag an dem die Raten und Zinsen unserer verschiedenen Schuldner-Nationen in Europa fällig sind. Heute würde Uncle Sam über \$24.000.000 in seiner Kasse legen können, wenn nicht verschiedene Länder Schwierigkeiten gemacht hätten.

Da ist vor allem Frankreich, und dann auch Belgien, die beiden einzigen Nationen, denen der Weltkrieg in Wirklichkeit Nutzen gebracht hat, denn ohne die Hilfe unseres Landes wären die beiden zu Grunde gerichtet worden, u.z. in weniger als sechs Wochen nach dem unglückseligen Waffenstillstand von Versailles.

Und gerade diese Beiden verweigern die Zahlung, es sei denn dass Amerika sich dazu verstände, die Summe der gesamten Kriegsschuld noch weiter herunter zu drücken.

Nun, mit dem Willen des amerikanischen Volkes wird das nie geschehen. Was unser mysteriöser President Hoover nun machen wird, bleibt abzuwarten. Wir gehen nicht so leicht einen Krieg ein, um es uns zu holen, doch es werden sich wohl andere Mittel finden lassen um diese betrügerische Bande beizukommen.

Seite 313

Seit einer Woche hat sich der Winter bei uns eingesetzt. Ueber 6 Zoll Schnee und Temperaturen unter 0° F. Das macht das Leiden der vielen Armen in der Stadt noch grösser als es schon seit langem war. Viel oeffentliches Geld ist schon bewilligt worden, viele private Hilfe geleistet, um die Noth zu lindern, aber es genügte immer noch nicht.

Chicago thut schon langes sein bestes, aber es sind nicht nur wirkliche Chicagoer die hier Hilfe suchen, sondern sie kommen von nah und fern herein gewandert.

Das ist als wenn einige hungrige Sperlinge in ihrem Revier ein Häufchen Pferdemist findet, und sich gierig darüber hermacht. Doch kaum angefangen, kommen von überall her andere Sperlinge, und in wenigen Minuten ist der ganze Vorrath verschwunden.

Die Tages-Zeitungen sind voll von berichten über Morde, Selbstmorde, Raubanfälle, Bomben werfen und dergleichen. – Väter morden ihre eigenen Familien, Mütter ihre Kinder, hat doch vor einigen Wochen eine Mutter ihre beiden Kinder im Alter von 3 u. 5 Jahren in der Badewanne ertrunken.

Oh Herr vom Himmel, sieh darein!

Nun steht das liebe Weihnachtsfest wieder vor der Thür. Doch es ist nicht wie sonst. Viele Menschen wünschen es wäre schon vorüber, da sie kein Geld haben um Lebensmittel, geschweige denn Geschenke einzukaufen.

Es wurde vor einiger Zeit prophezeit, dass noch vor Weihnachten ein gutes Glas Bier zum alten Preise u. von alter Qualität legalisirt werden würde. Doch das ging in Scherben als es zur Abstimmung darüber kam.

Die vielen „lahmen Enten“ – so nennt man hier die Repräsentanten u. Congress-Männer, die nicht wieder erwählt wurden im November, und am 4<sup>ten</sup> März ihre „Jobs“ verlieren, stimmten, wahrscheinlich aus Wuth über die Lage, sämmtlich dagegen, und so fehlten sechs Stimmen an der nothwendigen  $\frac{2}{3}$ -Mehrheit des Votums.

Nun, wenn nicht, dann nicht. – Wir wissen uns zu trösten, und im nächsten März wird die Sache schon glatt durchgehen.

Seite 314

Januar 1933. Heute schreiben wir schon den 13<sup>ten</sup>. Es ist Freitag, und wenn der 13<sup>te</sup> des Monats auf einen Freitag faellt, so ist das unfehlbar ein Unglückstag.

So will es der liebe, abergläubische Volksmund. Demnach wenn heute irgend jemand Pech hat, so ware es ihm nicht geschehen, wenn es nicht Freitag der 13<sup>te</sup> gewesen wäre – ?

Man muss sich auch oft wundern wie viele, selbst gebildete Menschen, noch an solchem Unsinn festhalten. Doch, freilich es gibt ja auch noch Leute die glauben, dass unsere Erde flach ist, wie ein grosser Teller. Fragt nur Voliva und seine grosse Gemeinde in Zion City.

Nun, die Feiertage sind wieder vorüber, und von „Depression“ sah man, wenigstens äusserlich nicht viel. Alle Arbeitslosen, soweit sie sich meldeten, wurden mit einem Turkey- oder Chicken-Dinner bewirthet.

Auch wir hatten einen grossen Turkey, den wir bei unserer Tochter Hattie verzehrten. Leider waren nicht alle Familienmitglieder anwesend, denn Anna und Familie waren in Michigan, und unser Sohn und Enkel Wilke und Wilke jun. waren in Pennsylvania. Die Weihnachts-Geschenke waren aber recht ausgiebig allerseits.

Den Sylvester-Abend feierten wir bei uns, sowie auch den Neujahrstag, nur dass wir auf einige Stunden nach Br. Henry fuhren, da wir doch seiner I. Frau Kate zu ihrem 69<sup>ten</sup> Geburtstag gratuliren wollten.

Seitdem geht alles wieder im alten Geleise. Wir haben hier seit vor Weihnachten recht schönes Wetter, wie im Frühling fast, nur Nachts ein wenig Frost. – Aber, wie lange noch? – Nun, wir warten es ab, und fühlen uns inzwischen recht wohl dabei.

Es werden allerlei Pläne geschmiedet zur Wiederherstellung grösserer Prosperität, allein die meisten brechen schon auf dem Ambos in Stücke. Man spürt noch nicht viel von einem wirtschaftlichen Aufschwung. Immer noch Lohnverminderungen und Entlassungen von Arbeitern. Es wird wohl noch beträchtliche Zeit nehmen um den Normal-Zustand unseres Landes wieder zu erreichen.

Doch in anderen Landern ist es wohl noch schlimmer als bei uns. Zumal in Deutschland, von wo ich dieser Tage von unserem

Seite 315

Verwandten Dr. Scharphuis Nachricht erhielt. Ueberhaupt aus fast allen Ländern wird Notelend berichtet.

Zur selben Zeit können selbst die Chinesen und Japaner keinen Frieden halten, und vernichten einander auf schrecklichste Weise. Wo bleibt da die Worlds League? Was hat sie übrigens seit ihrem Bestehen gutes ausgerichtet? – Nichts, nur Kosten verursacht!

#### Capitel X

Es scheint als wenn der Monat Februar seinem Vorgänger Januar zeigen will wie im Winter regiert werden sollte. Am ersten war das Wetter schön, auch noch am zweiten. Als dann aber der „Groundhog“ aus seiner Höhle kam um zu inspizieren, sah er seinen Schatten in der winterlichen Landschaft. Da kroch er dann schleunig zurück um noch sechs Wochen weiter zu schlafen, während wir unterdessen richtiges Winterwetter haben sollen.

So lautet der Volksglaube, oder Aberglaube. Aber diesmal hat der „Groundhog“ (Erdschwein zu deutsch) Recht behalten. Gleich nach Lichtmes fing es an kalt zu werden, und seit dem sechsten haben wir einen richtigen Blizzard, fast über das ganze Land. Hier liegen ueber 1 Fuss hoch Schnee, und das Thermometer zeigte auf 19° unter Null. In den Vorstädten sogar bis auf 28°. – Kälter als wir es in 34 Jahren in Chicago erlebt haben. Dienstag und Mittwoch stockte fast aller Verkehr. Nur die Hochbahnen waren in Betrieb.

Das war nun wohl eine gute Gelegenheit, um Arbeit, nämlich Schneeschaufeln für viele der Unbeschäftigten gewesen – aber die Stadt hat nur wenige angestellt, da ihre Kasse leer ist, und an Lehrern und anderen städtischen Beamten, wie Feuerwehrleute und Polizisten in 3 bis 5 Monaten wenig oder gar kein Arbeitslohn mehr bezahlt worden ist.

Wenn nicht bald auf irgend eine Weise Rath geschafft wird, so können wir noch allerhand Unannehmlichkeiten erleben.

Zu mehreren Strassenaufläufen und Krawallen, wobei auch Blut geflossen ist, ist es bereits gekommen.

Seite 316

Am Mittwoch, den 15<sup>ten</sup> Feby 1933, wurde in Miami, Florida ein Mordversuch auf unsern neu erwählten President Franklin Roosevelt verübt. Er wurde indessen durch die muthige Geistesgegenwart einer Frau, Mrs. Cross vereitelt, indem sie dem Mörder, einem italienischen Anarchisten, Giuseppe Zangara, in den Arm fiel als er gerade seinen auf den Kopf Roosevelts angelegten Revolver abschoss. Die Kugel verfehlte ihr Ziel, verwundete aber unseren Chicagoer Burgermeister Anton Cermak, so schwer im Rücken, dass er heute am 28<sup>ten</sup> Feby. noch nicht ausser Lebensgefahr ist. Vier weitere Schüsse des Schurken verwundeten zwei Frauen und zwei Männer, einen derselben auch lebensgefährlich.

Zangara wurde festgenommen, und vorläufig auf 80 Jahre Zuchthaus verurtheilt. Sollte einer der Verwundeten sterben, so wird ihn ein nochmaliger Prozess hoffentlich dahin bringen wo er eigentlich schon so hingehörte, in den Elektrischen Stuhl.

Seitdem hat man auch noch eine Bombe entdeckt, die an die Adresse Roosevelt's auf die Post gegeben wurde. Glücklicher Weise fiel das Packet aus einem „Mailbag“ auf den Boden ohne zu explodiren, da es noch nicht Zeit war.

Von nun an wird man wohl dem gefährlichen Gesindel etwas energischer auf die Finger sehen. Doch es ist schwierig ihre Schlupfwinkel ausfindig zu machen.

Am Montag d. 6<sup>ten</sup> Maerz starb unser Buergermeister Anton Cermak nach 17tägigen schweren leiden an einer Schusswunde. Er wurde vom Miami Fl. nach hier gebracht zum Begräbniss auf dem böhmischen nationalen Friedhof. Mit seiner Familie trauert die ganze Stadt Chicago, ja wohl auch der ganze Staat Illinois um ihn.

Er war ein Mann der durch eigene Kraft von unten auf zur Höhe gestiegen war.

Wohl wird es schwer werden ihn zu ersetzen, da er, wie wohl kein anderer, wusste was für Chicago in dieser Zeit das beste sei und der auch so wie er die Thatkraft besitzt, etwas auszurichten.

Nun wird auch der feige Mörder, Zangara, keine Gelegenheit haben noch 80 Jahre, wenn auch in Gefangenschaft, das Leben zu geniessen, sondern dem Elektrischen Stuhl anheim fallen.

Seite 317

Unser neuer President, Franklin D. Roosevelt wurde am 4<sup>ten</sup> März feierlichst in sein Amt eingeführt. Er scheint ein richtiger „Draufgänger“ zu sein, und den festen Willen zu haben, unser Land endlich einmal aus den jetzigen miserablen Zuständen heraus zu helfen. Vorläufig hat er alle Banken auf einige Tage schliessen lassen, um zu verhüten, dass noch mehr Geld nach Europa geschickt wird, und heraus zu finden wie die Sachen eigentlich stehen.

Möge er Erfolg haben und dem Lande ein weiser und energischer Führer werden, woran es uns schon lange gefehlt hat.

Ein Drittel des Monats März haben wir bereits hinter uns, und können und bis jetzt über das Wetter nicht beklagen. Es ist etwas kühl aber meistens recht angenehm.

Letzte Woche war unsere Tochter Anna nebst Kinder einige Tage bei uns auf Besuch. Sie reissten am Samstag abend wieder heim nach Michigan. Da wir beide, meine I. Frau und ich zu alt und zu krüppelich werden um viel zu reisen, sind wir immer froh, wenn die Kinder zu uns kommen.

Heute am 10<sup>ten</sup> März 1933 wird unser Buergermeister Anton Jos. Cermak auf dem Bohemian Natl. Cemetery beerdigt. Auch er war ein zur Zeit des Weltkriegs so verachteter Hyphen- oder Bindestrich-Amerikaner, also nicht ein 100prozentiger Bürger, wie die Jingo's es haben wollen. Und schon jetzt werden Flugschriften verbreitet die allerlei Anschuldigungen über sein Vorleben bekannt machen. – Doch ein lichter Punkt wird ewig der Geschichte der Vereinigten Staten Nord-Americas einverleibt bleiben. – Ein Mann der in dem Augenblick als er von einer Kugel, die dem neu erwählten Presidenten zugebracht war, zu diesem sagen konnte: „I am glad it was me, instead of you, the country needs you.“

Dies wird zu allen Zeiten die kürzeste und aufrichtigste patriotische Rede bleiben die jemals gehalten wurde. – Sanft ruhe seine Asche!

Seite 318

April 6<sup>th</sup> 1933. Trotzdem wir noch ein wenig Frost u. Schnee gehabt haben sieht es doch schon stark nach Frühlingswetter aus. Busch u. Baum bedecken sich mit Knospen, und die winterharten Blumen bedecken sich mit Knospen, und die winterharten Blumen strecken schon die Köpfe hervor. Auch haben wir schon einige Robins gesehen.

Die Arbeitslosen werden nun wohl bald weniger werden, zumal President Roosevelt in Aussicht gestellt hat, etwa 25000 Mann anzustellen um an geeigneten Plätzen überall in den Vereinigten Staaten, Bäume anzupflanzen um so die begangenen Verwüstungen in den Wäldern wieder einigermaßen gut zu machen. Die Leute sollen pro Tag \$1.<sup>00</sup> und freie Verpflegung erhalten, und das ist besser als wenn alle auf der faulen Haut liegen, und sich ganz auf Mildthätigkeiten in den grossen Städten verlassen.

Es haben sich in den letzten Wochen leider wieder viele traurige Ereignisse im Lande zugetragen. In California u. anderen Orten ungeheure Erdbeben. Im Osten grosse Ueberschwemmungen, u. vor einigen Tagen der Absturz des grossen Luftschiffes „Akron“ bei New Jersey, wobei von 72 Personen, Beamte u. Passagiere, nur 3 mit dem Leben davonkamen.

Ein anderes Zeichen der Zeit ist das Tausende von Schülern hiesiger Hochschulen zum „Streik“ angetreten sind, weil ihre Lehrer und Lehrerinnen schon seit über 5 Monaten kein Salair mehr erhalten haben. Sie wollen so lange denselben nicht ausgezahlt wird, die Schulen nicht besuchen. Ein so grosser Haufe halbwüchsiger Knaben u. Mädchen ist schier zu zwingen. Ausserdem gefällt ihnen das Demonstrieren u. Paradirn nur zu gut, und sie denken „Je länger, je lieber“.

Unser Haushalt hat sich um zwei Personen vergrössert. Nämlich unsere Tochter Hattie u. ihre Tochter Gladys sind zu uns gezogen, da sich die beiden Söhne William & Earl in einigen Monaten zu verheiraten gedenken. Somit ist wenigstens mehr Leben in unsere Bude gekommen, und meine liebe Frau hat Hülfe.

Im uebrigen leben wir so weiter wie immer, und geniessen unsere alten Tage so gut es eben der liebe Gott zulässt.

Seite 319

Nun sind volle drei Monate verflossen mit Abschluss des vorigen Capitels. Ich kam nicht zum schreiben, da täglich etwas anderes vorlag.

Kleine Reparaturen im Hause, und dann auch die Frühjahrs-Arbeiten im Garten, sowie manches andere, hielten mich immer beschäftigt.

Es hat sich unterdessen manches zugetragen, sowohl in unserem Kreise, als auch sonst in der Welt, und insbesondere in Chicago.

Da ist zuerst die grosse Weltausstellung: „A Century of Progress“. Es schien vielen ein grosses Wagnis in diesen Zeiten der Depression ein solch colossales Unternehmen zu veranstalten.

Doch Chicagos Motto „I will!“ ist keine leere Phrase. Es bewährte sich schon oefters. So z.B. zur Zeit des grossen Feuers im Jahre 1871. Nichts als Schutt war uebrig geblieben, und andere grosse Städte freuten sich darüber im Geheimen, und sagten: „Chicago will never again be any competition to us!“ – Aber Chicago sagte „I will!“ und eine viel schönere und grössere Stadt wurde in einigen Jahren erbaut. Noch ehe der Schutt kalt geworden, fing man schon an neue Gebäude zu errichten.

Und so auch haute wieder. Während der Weltausstellung von vielen Seiten ein „Fiasco“ prophezeit wurde, entpuppt es sich bisjetzt als ein glänzender Erfolg. In den ersten 40 Tagen hat es schon eine Besucherzahl von über 5.000.000 zu verzeichnen. Es werden eben auch grosse Veranstaltungen ausgeführt, um es sehenswerth zu machen.

Den grössten Erfolg hatten diese Woche unsere jüdischen Mitbürger mit ihrer Aufführung der „Romance of a People“, worin alle Scenen und Character aus dem alten Testament vorgeführt werden. Der Zudrang war am Sonntag so gross, dass 800 Polizisten aufgeboden werden mussten, um Ordnung zu halten. Es werden da die alten Psalme mit Begleitung der alten Instrumente, wie Harfen Zymbeln, Trompeten u.s.w. gesungen, was so erhebend wirkt, das viele die lange schon Gott vergessen hatten, wieder einmal an den Herrn denken, und sich zu Ihm kehren sollen.



Seite 320

In diesem Sinne wäre den Juden viel zu danken, denn auch auf dem Worldfair-Gelände wimmelt es von Taschendieben, Banditen und Schurken aller Art. Raubanfälle sind an der Tagesordnung.

Leider sind auch schon, trotz aller Vorsichtsmassnahmen schon mehrere Verluste von Menschenleben vorgekommen. So verunglückte gestern wieder ein Mann im Michigan-See, der mit einem Parachute aus einem Luftschiff gesprungen war.

Doch derlei Unfälle kommen jetzt fast täglich vor. Alle neue Erfindungen fordern ihre Opfer.

Der diesjährige Monat Juni war ein aussergewöhnlich heisser und trockener. Die Temperatur war fast immer zwischen 90 & 100°. Dadurch sind die Ernte-Aussichten sehr schlecht, und die Preise für Getreide in die Höhe geschraubt worden. Weizen sogar zu <sup>5</sup>1<sup>00</sup> per Bu.

Wie die Wirthschafts-Verhältnisse sich in nächster Zeit stellen werden, ist schlecht voraus zu sagen. Doch noch haben wir Vertrauen zu unserem Prres. F. Roosevelt, dessen durchschlagende Amtsführung sich schon zu zeigen beginnt.

Alle Geschäfts-Zweige haben sich in den letzten 3 Monaten schon etwas gehoben, wenn es auch noch lange dauern mag bis wieder „Prosperity“ im Lande herrscht.

In unserem Familien-Kreise hat sich wenig verändert. Mein Enkel W<sup>m</sup> Gareiss verheirathete sich Anfang Juni, und wohnt jetzt in seinem neuen Hause. Leider ist aber seine junge Frau krank geworden. Hoffentlich erholt sie sich bald.

Am 4. July hatten wir den Besuch unseres Sohnes u. Enkels aus Philadelphia erwartet, doch sind sie nicht gekommen.

Vor einigen Wochen waren wir und unsere Tochter Hattie eine Woche in Lake Cora, Mich. Unsere Tochter Anna und die Kinder wohnen immer noch dort.

Es ist wohl schön manchmal eine kleine Reise zu machen, doch meine Frau und ich werden zu alt dazu, und denken wie alle alten Ostfriesen: Nord, Süd, Ost, West – tau Huus ist best.

Endlich, zu Ende des Monats July erhielten wir den lange erwarteten Besuch unseres Sohnes u. Enkels aus Pennsylvanien. Sie blieben nur 10 Tage, da Wilke wegen Arbeits-Unruhen in deren Coalminen nicht länger bleiben konnte.

Nun, mit dem Arbeitsunruhen und streiken wird es wohl bald weniger werden wenn Roosevelts „New

Seite 321

Deal“ zur Ausführung kommt. Dieses ist die neue Code (Codex) welche verlangt dass alle Arbeitgeber den Arbeitern nicht weniger als 40<sup>¢</sup> pro Stunde bezahlen und die Arbeitszeit nicht über 40 Stunden die Woche betraegt. Ein Aufruf an alle Industriewerke sowie alle anderen Geschäftsleuten dieser Verfügung freiwillig beizutreten ist vor einigen Wochen ergangen, und tausende sind ihm schon nachgekommen.

Nun ist es aber die Frage, ob sie es auch wirklich thun. Viele, die schon das Emblem für Mitgliedschaft erlangt haben, (es ist ein rundes Siegel, mit einem dunklen Adler im Felde, mit Ueberschrift (NRA.) Natl. Reconstruction Act, und den Worten „We do our Part“ am unteren Rande) versuchten schon ein Schlupfloch zu finden. So z.B. ein Restaurant in Washington D.C. Dieser hatte bisher den Aufwärtern 9 Dlls. die Woche mit Mahlzeit eingeschlossen bezahlt. Nun musste er unter dem Code, ihnen 14 Dollars, das ist das festgestellte Minimum eines Wochenlohns, bezahlen. Gut, er that es, verlangte aber von seinen Angestellten 1 Dollar pro Tag für Dinner, ungeachtet ob sie dort essen oder nicht. Sieben Tage – 7 Dolls von 14 Dlls. bleiben 7 Dlls. Auf diese Art erhielten sie statt früher 9 jetzt nur 7 Dlls. Lohn und er ersparte durch den Code 2 Dlls. an jedem Arbeiter ohne dass es ihm etwas kostete.

Solche Drückeberger werden sich wohl noch mehr finden. Doch wird ihnen sehr scharf auf die Finger gesehen.

Immerhin hat der Code hier in Chicago allein schon mehreren Tausenden Arbeitslosen Verdienst geschafft.

Es ist ein guter Anfang, und wird sich schon mit der Zeit als ein Schritt in der rechten Richtung für das ganze Land erweisen, wenn nur unserem edlen Presidenten nicht zu viele Steine in den Weg geworfen werden, und das Volk ihm zur Seite steht. –

Auch ist wieder ein Todesfall in unserer Familie zu verzeichnen. Nämlich unsere Nichte Alma, Tochter meines Bruders Georg, die vor drei Wochen ihren Gatten, Dr. W<sup>m</sup> Egan, verloren hatte, starb an Herzschag bei Freunden in Wis., wo sie um auszuruhen hingereist war. Sie wurde hier in Calvary Cemetery beerdigt. Wie

Seite 322

immer bei solchen Gelegenheiten traf sich hier die ganze Tebbens-Familie fast vollzählig, wenn sie sich sonst auch das ganze Jahr hindurch nicht sehen. – Doch ist es vielleicht besser so, denn es gibt unter ihnen viele eigenthümliche Charactere, mit denen schlecht auszukommen ist, wie ich aus Erfahrung weiss. Zwar ehrenhaft, und auch gewissermassen Verwandtschaft freundlich, steckt in vielen doch noch etwas von der alten Ostfriesen-Dickköpfigkeit. Leider!

Da ich von Ostfriesen spreche, will ich zugleich erwähnen, dass wir vor einigen Tagen einen Brief von unserem Verwandten Dr. Paul Scharphuis aus Norden erhielten, worin er mir zwei Fragen stellt, nämlich warum unsere Zeitungen so fürchterlich ueber Adolf Hitler und Deutschland schimpfen? Und zweitens möchte er wissen, was ich ueber die Vergangenheit unserer Familie wisse, da er damit beschäftigt sei, einen „Stammbaum der Familie Tebbens“ herzustellen.

In beiden Fällen kann ich ihm nur sehr unvollständig Auskunft ertheilen.

Die gehässigen Artikel Amerikanischer Zeitungen stammen meistens von der Feder literarischer Juden. Er aber schreibt dass keinem Juden in Deutschland ein Haar gekrümmt worden sei, nur müssten sie unterdrückt und viele ausgewiesen werden, oder sie würden in absehbarer Zeit das ganze Volk versumpft und verrathen haben. Daran mag viel wahres sein, doch persöhnlich halte ich es für ein Unrecht, Menschen aus dem Lande wo sie geboren und aufgezogen sind einfach auszuweisen. Das heisst „das Kind mit dem Bade ausschütten“. Auch scheint Hitler in Religionsfragen zu weit zu gehen. Doch jedenfalls gereicht es ihm zur Ehre, das deutsche Volk wieder so ziemlich unter einen Hut gebracht zu haben.

Die zweite Frage kann ich zwar bis auf meinen Urgrossvater beantworten, doch genaue Daten für die verschiedenen ehelichen Verbindungen sind mir auch nicht mehr erinnerlich, Da wird Vetter Scharphuis sich wohl sehr alter Kirchenbücher und anderer Documente bedienen müssen. Das alleräelteste was ich

Seite 323

aus der Familie weiss, ist, dass ein Verwandter meiner I. Mutter, ein General von Bohlen, in den amerikanischen Revolutions-Kriegen, 1776, mit kämpfte. Sein Name wird auch in der Geschichte erwähnt.

#### Capitel XII

Nov. 1933. Am 11<sup>ten</sup> dieses Monats wurde die „A Century of Progress“ offiziell geschlossen, und endete als ein Erfolg in jeder Hinsicht, sodass beschlossen wurde, ihn auch noch im nächsten Sommer zu eroeffnen. Die Besucherzahl belief sich auf etwa 23.000.000 Menschen. Vielleicht noch eine Million mehr, wenn man die mitzaehlt die mit Freipässe Zutritt erlangten.

Wir hatten mehrfach Besuch von Freunden u. Verwandten während der Weltausstellung. Zuletzt noch unsere Nichte u. ihren Mann Ed Kuhl aus Ellinwood, Kas. Heute erhielten wir die Nachricht von dort, dass Tina schwer erkrankt, u. sich im Hospital befände. Wir hoffen dass sie sich bald erholt. Auch meine I. Frau hatte, wegen schwerer Erkältung einige Tage das Bett zu hüten. Das Wetter ist hier zur Zeit so veränderlich, dass Erkältungen schlecht zu verhüten sind.

In Folge der neuen Aera, die unser Pres. Roosevelt, trotz vieler Anfechtungen von Seiten Republikanischer Zeitungen, unbeirrt durchzusetzen bemüht ist, haben jetzt schon mehrere Millionen Arbeitslose Beschäftigung erhalten. Leider, wie das immer ist, geht es vielen nicht schnell genug, und so schimpfen sie denn, ohne Grund dazu zu haben.

„Gut Ding will Weile haben“ sagt der Deutsche. Ja, der Deutsche!

Ist der Deutsche noch derselbe, der er zur Zeit des Französischen Krieges 1870-71 war?

Keineswegs! Damals gab es noch Glauben und Gottvertrauen unter ihnen, der wie es scheint ihnen zum grossen Theile verloren gegangen ist.

Seite 324

Wie könnte sonst eine grosse Partei das Verlangen stellen, dass eine Protestantische (Ev. Luth.) Kirche die als die vom State anerkannte Landeskirche gelten soll, worin das alte Testament ausgeschaltet sowie der gekreuzigte Christus, durch einen kämpfenden, geharnischten Erlöser ersetzt werden soll, organisirt werde.

Nein, Herr Adolph Hitler und ihr Nazis, das werdet ihr nicht fertig bringen. Dazu sind denn doch noch zu viele treugläubige Lutheraner unter euch. Der Streit ist, wie die Zeitungen berichten, schon entfacht, aber siegen werdet ihr nicht! Denn Luther, dessen Namen ihr weiterführen wollt sagt „Das Wort sie sollen lassen stahn, Und kein Dank dazu haben.“

Diese Woche hat wieder ein Aufflug in die Stratosphäre. Capt. Settle brachte es zu der record machenden Höhe von 59000 Fuss über dem Meeresspiegel. – Schon viel, muss aber noch höher fliegen, um niemals mehr zurück kommen zu können.

Nun ist auch endlich die Anerkennung des Soviet-Russland seitens der U.S. erfolgt.

Zu welchen Folgen dies führen wird, bleibt abzuwarten. –

Weihnacht. 1933. Es war ein wirklich froehliches Weihnachtsfest, trotz all dem Murren und Klagen ueber Depression, das ganze Jahr hindurch. Sehr selten ist in der Woche vor Weihnachten so viel ge- und verkauft worden als in diesem Jahre.

Alle Geschäftsleute geben zu, dass von Geldmangel unter den Leuten keine Spur zu sehen war.

Wahrscheinlich hat das wiedergewonnene Vertrauen auf bessere Zustände im nächsten Jahr viel damit zu thun.

Auch in meinem engeren Familienkreise können wir mit Freuden sagen, es war ein sehr schönes Weihnachtsfest für Alle.

Das Wetter war wie im Frühling, aber um gleichsam Jedermann's Wünsche Genüge zu thun, setzte gegen Abend Kälte und Schnee ein, u. somit war es dennoch ein „Weisses Weihnachten“.

Capitel XIII

Januar 1934. „Prosit Neu Jahr“. So klang es wiederum am 1<sup>sten</sup> Jan. 1934. Wohl seit langer Zeit hatte dieser Gruss nicht einen so frohen, herzlichen Ton als dieses Jahr.

Das Volk hat wieder mehr Zutrauen und Hoffnung auf bessere Verhältnisse in der Zukunft gefasst, als im vergangenen Jahr. Nicht dass wir mit Verachtung Abschied vom alten Jahre genommen hätten.

Nein im Gegentheil, in ihm wurde, so schlecht der Anfang war, doch der Grund gelegt für die, in seinem Nachfolger zu erwartenden Besserungen. Darum lassen wir es im Frieden der Vergangenheit anheim fallen.

Der alte Gott lebt noch, und hat vieles Böse im vergangenen Jahre von uns abgewandt, was oft sehr nahe lag, und leicht hätte geschehen können. Ihm sei Dank!

In diesem Sinne wurde denn auch der Jahreswechsel im engeren Familien- und Freundes-Kreise der Jahreswechsel fröhlich gefeiert.

Mögen doch alle die guten Wünsche die geschrieben und gesprochen wurden in Erfüllung gehen, und alle, von so vielen feierlich gefassten Vorsätze im neuen Jahr auch bis zu Ende desselben gehalten und ausgeführt werden.

Du lachst, lieber Leser?

Ja freilich, Du hast recht. Die Erfahrung lehrt ja so oft das Gegentheil, leider!

Aber im Allgemeinen gehen wir denn doch einem guten Ziele zu, wenn auch langsam, und das Sprichwort sagt ja auch: „Gut Ding will Weile haben“ oder „Was lange währt, wird endlich gut.“

In festen Glauben und Zuversicht lasst uns den Dingen, die da kommen sollen, entgegen sehen.

Seite 326

Wenn im Laufe dieses Jahres auch nur die Vermeidung so vieler Morde, Räubereien, Unfälle, Kidnapper, u. so f. möglich gemacht werden könne so wäre das schon viel erreicht.

Da hatten wir nun schon in diesem Monat z.B. den Milchstreik in Chicago und Umgegend.

Glücklicher Weise dauerte es nicht lange, da es vor einigen Tagen, dank den Eingriffen Mayor Kelly's und seinem Comite zu einer zeitweiligen Verständigung kam, quasi zu einem „Waffenstillstand“.

Hätte dieser „Strike“ länger angehalten, so hätte er wahrscheinlich manches kleine Kinderleben zum Opfer gefordert.

Und wie viele tausende von Gallonen Milch wurden schon in der kleinen Spanne Zeit in Vandalischer Wuth auf der Landstrasse und im Fluss ausgeschüttet. In solchen Fällen scheint unsere hohe Civilisation zu einer Farce zu werden. Der Grund? Die Farmer wollen nicht länger ihre Milch unter den Kosten der Production an die Grosshändler abliefern.

Letztere wollen aber den Löwenantheil des Profits nicht aufgeben. Eine Million haben schon die Meisten aber sie wollen, ebenso wie viele andere „Geschäfts-Barone“ Multi-Millionäre werden. Das Ablieferungs-Personal, unsere eigentlichen Milchleute wollen nicht unter 40 Dollars pro Woche arbeiten. Sie pochen auf ihre starke „Union“ und gehen am Streik. Wenn nun jede Partei nur auf seinen eigenen Vortheil bestehen will, so muss das Publicum eben darunter leiden. Ein grosser Politiker hat einmal das „geflügelte Wort“ ausgesprochen: „Damn the Public“ und viele, wenn sie es auch nicht laut werden lassen, denken es ihm nach. Solche unangenehmen Möglichkeiten sollten von Gesetzes wegen nicht mehr vorkommen können. Hoffentlich kommt es dazu.

Seite 327

Seit unser Pres. F.D. Roosevelt sein Amt angetreten hat, ist schon manches besser geworden. Allein, seine weitgehende Pläne sind manchen nicht einleuchtend, und das benutzen die vielen Nörgler, hauptsächlich die aus ihren fetten Aemtern entlassenen Politiker zu allerlei hämischen und beleidigenden Artikel und „Cartons“ in den, oder doch in vielen täglichen Zeitungen. Aber ich glaube, u. hoffe das das Volk im grossen Ganzen dadurch sein Zutrauen zu der Administration Pres. Roosevelts nicht verliert.

Die schwer Verbrecher bekommen schon Respect, denn so viele von ihnen wie in den letzten Paar Monaten, sind vorher in so vielen Jahren nicht hinter Schloss und Riegel gebracht worden.

Zwei der allergefährlichsten Mörder und Banditen-Führer – Jouhy und Dillinger – wurden in den letzten Wochen abgefasst. Mit ihnen 8 oder 9 ihrer Spiessgesellen, die fast sämtlich vor etlichen Monaten aus dem Stats-Gefängnis von Indiana, in Michigan City, ausgebrochen waren. Von den 11 Sträflingen sind jetzt nur noch 2 nicht wieder eingefangen.

Der Monat Januar geht zu Ende. Heute ist der 27<sup>te</sup> und noch haben wir kein richtiges Winter-Wetter gehabt. Wenn nur nicht Februar u. Maerz wieder gut machen was der Januar versäumt. Nun, das milde Winter-Wetter wird einem nicht leicht zu lange, Ueberhaupt wenn man alt und gebrechlich wird, wie ich u. m. I. Frau es schon längere Zeit sind. –

Es ist jetzt schon Mitte Maerz, und was wir befürchteten ist leider zur Thatsache geworden. Fast der ganze Monat Februar und bis jetzt, hatten wir kaltes Wetter, manchmal unter 0° und auch noch jetzt, glücklicher Weise für uns Städter aber nur wenig Schnee, was der Farmer hingegen sehr bedauern mag. Doch ihm wird ja von der Regierung jetzt sehr kräftig unter die



Seite 328

Arme gegriffen. Dem neuen Gesetze nach bekommt er, um weiterer Ueberproduktion vorzubeugen, sich verpflichtet einen gewissen Prozentsatz seines Landes brach liegen zu lassen, dafür eine Entschädigung, die ungefähr mit dem Ertrag des unbenutzten Landes übereinstimmt. Das kann er sich gefallen lassen.

Es sind schon für diesen Zweck über 22 Millionen Dollars verausgabt worden. Hoffentlich wird dies der Allgemeinheit des Volkes wieder zu Gute kommen.

Der vorerwähnte Räuberhauptmann Dillinger (leider ein deutscher Name) ist wieder auf freiem Fusse. Er entkam mit einem anderen Gefangenen aus dem Staatsgefängnis des Staates Indiana, nachdem er die gesammte Bewachung desselben mit einer, von ihm selbst geschnittenen, hölzernen Pistole ins Bockshorn gejagt hatte. Er benutzte das Auto der weiblichen Verwalterin (Sherriff) des Gefängnisses, und verduftete. Lieber Leser, was ist dagegen ein Rinaldo Rinaldini, von dem wir ein so schönes Volkslied singen?

Das ist die Modernistic oder „Aufgeklärtheit“ aus der Verbrecherwelt. – Nun ja, sie wollen ja die Bibel und die Religion ueberhaupt auch modernisieren!

In unserem 20. Jahrhundert!

Doch ich hoffe dass es da heissen wird: Bis hierher und nicht weiter. „Das Wort sie sollen lassen stahn: Und kein Dank dazu haben.“ sagt Martin Luther.

#### Capitel XIV

Am Sonntag d. 11<sup>ten</sup> Maerz 1934, abends 6 Uhr, wurde uns das grosse Glück verkündet, dass wir fortan den Ehrentitel „Ur-Grosseltern“ tragen dürften. Unserem aeltesten Enkel, F. W<sup>m</sup> Gareiss, und Frau Viola, geb. Hermansen wurde ein kräftiger Sohn (Gewicht 8½ lb) geboren. Mutter und Kind befinden sich den Umständen gemäss wohl. Dem Herrn sei Dank!

Unsere neue Grossmutter, unsere Tochter Hattie ist ueberglücklich. Unsere Tochter Anna, die mit ihrer Familie aus Michigan hier war, um das „Wochenende“ bei uns zu geniessen, musste leider die Heimfahrt antreten, einige Minuten vor der

Seite 329

per Telephone eintreffenden frohen Nachricht.

Möge der liebe Gott Mutter und Kind behüten, und letzteres zur Freude der Eltern heranwachsen.

April 25<sup>ten</sup> 1934.

Nun sind wieder die ernsthaften Tage der Fasten- und der stillen Karwoche verflossen. Mögen sie, auch in unserem Kreise ihre mahnende Wirkung nicht verfehlt haben. Und ein fröhliches Osterfest haben wir auch wieder einmal erlebt.

Es ist gut dass diese Tage alljährlich wiederkehren, damit sich die Menschen aufs neue daran erinnern, was diese Feier für ihr Seelenheil bedeutet, wenn sie ueberhaupt Christen sein wollen, oder wirklich sind.

Das Wetter ist immer noch ziemlich kühl, sodass alles nur langsam grün wird. Trotzdem habe ich meinen Garten schon fast vollständig bestellt, und warte auf wärmeres Wetter und auch mehr Regen.

Wiederum hatten wir am letzten Samstag eine Hochzeit in der Familie zu verzeichnen. Nämlich die unseres zweitaeltesten Enkels Earl H. Gareiss, der zweite Sohn unserer Tochter Hattie. Sie wurden im Hause der Eltern der Braut, Evelyn Wils, getraut. Die Feier verlief im Kreise von etwa 40 Verwandten und Freunden beider Familien recht gemütlich.

Leider konnte meine liebe Frau nicht anwesend sein, da sie zu unwohl war, und leider auch noch heute nicht viel besser fühlt.

Heute ist es mir vergönnt, durch Gottes Güte meinen 83ten Geburtstag zu feiern, und zwar zum ersten Mal als Urgrossvater. – Habe schon viele Glückwünsche und Geschenke empfangen, und werden wir, so Gott will, diesen Abend im Kreise der Verwandten und einiger treuen Freunde, diesen Tag froehlich beschliessen. Mögen alle wohlgemeinten Glückwünsche in Erfüllung gehen.

Seite 330

Der Monat Mai ist bereits seit 19 Tagen verflossen. Die ganze Zeit hat es fast gar nicht geregnet, nicht nur oertlich, sondern im ganzen Westen u. Nordwesten der Vereinigten Staten herrscht eine schreckliche Dürre, sodaß die Ernte-Aussichten sehr schlecht sind.

Doch in Washington behauptet man, daß wenn auch nichts geerntet würde, da genügend Vorrath von Weizen, Corn etc. vom vorigen Jahre, in den Waaren-Speichern vorhanden sei. Nun, gut. Aber die Lebensmittel-Preise dürften doch sehr hoch werden, sodaß für den armen Mann vieles unerschwinglich würde.

Im Allgemeinen spürt man wohl eine Besserung in der wirtschaftlichen Lage unseres Landes, aber sehr viel muß noch gethan werden, um wieder zufriedenstellende Zustände herbei zu führen.

Wenn nur die politischen Nörgler, mit ihren schmutzigen „Cartoons“, und verlogenen Zeitungs-Artikel aufhören wollten das Volk irre zu machen.

Es war eine zeitgemäße Idee der „Literary Digest“, eine Stroh-Wahl zu veranstalten, wobei es sich herausstellte, dass in 47 Staaten die Wähler mit der Administration Pres. F.D. Roosevelts zufrieden sind. Das war eine gute Abkühlung für die Schmutzfinken.

Im Mai hat sich manches in unserer Familie zugetragen, und ist mit Hilfe des Herrn auch soweit gut abgelaufen.

Erstlich mußte meine liebe Frau sich einer Augen-Operation unterziehen lassen, Sie hatte auf beiden Augen den Staar, und war in Gefahr völlig blind zu werden.

Da entschloß sie sich zu einer Operation u. zwar in dem „Chicago Eye, Ear, Nose & Throat Hospital“ an Washington & Franklin St.

Die Operation gelang, sie war 3 Wochen dort, und ist seit einer Woche wieder zu Hause und kann sehen. Freilich muß sie noch eine blaue Brille

Seite 331

tragen, bis die Augen wieder völlig ausgeheilt und stärker geworden sind, was nach Ansicht des Arztes etwa 6 Wochen nehmen würde.

Sodann mußte auch ich Patient in demselben Institut werden, da ich seit einiger Zeit sehr an Taubheit u. Geräusch im Kopfe litt. Nach einigen, verschiedenartigen „Treatments“ daselbst, kann ich wieder besser hören, und fühlte, dass mir die Behandlung von Nutzen ist.

Auch mein Bruder Henry mußte einige Wochen Zuflucht zum Hospital nehmen, wegen einer bösen Geschwulst im Fuße, und liegt noch jetzt damit zu Hause. Möge er bald geheilt werden. – Ja, lieber Leser wenn man alt geworden ist, da kommen allerlei Beschwerden. Wohl dem, der sie im Vertrauen auf Gott, mit gutem Muthe, und ohne Murren zu überwinden sucht, und so dem Alter im Leben auch noch eine Lichtseite abzugewinnen weiß.

Die „Chicago Century of Progress Worlds Fair“ wird sehr stark besucht. Noch besser als im Vorjahr. Jetzt kommt ja erst die Zeit der Vacation und werden wohl noch viel mehr die Fair besuchen. Auch wir erwarten Besucher von auswärts. Vor Allen unseren Sohn Wilke u. unseren Enkel Wilke jun. Aus Philadelphia, Pa.

Unsere Enkelin Annette Staehling graduirte diese Woche von der Highschool in Paw Paw, Mich. Und kam gestern hier an um sich eine Stelle zu suchen. Ihr Bruder George Henry, der schon längere Zeit bei uns ist, hat jetzt Stellung als Hausmann, bei der ehemaligen Stockman Bank. Der Inhaber, Herr Heusmens, überließ sie ihm bis zu seiner Rückkehr aus Deutschland in etwa 4 Monaten. Er ist ein Landsmann von uns aus Ostfriesland. War etwa 5 Jahre hier, und durch meine Befürwortung von der Bank angestellt. Seine Frau und Kinder sind aber noch draußen. Ob er sie mitbringen wird ist noch ungewiß.

Seite 332

Wenn der Monat Juni schon recht heiss und trocken war, so war er noch angenehm gegen seinen Nachfolger Juli. – Der hat der Dürre im ganzen Lande den Gipfel aufgesetzt.

Gestern am 24<sup>ten</sup> Juli stieg die Temperatur in der Stadt Chicago auf 109° F. Das Wetter wollte auch einmal einen „Record“ machen, denn seit Einführung des „Wetter-Bureaus“ im Jahre 1871 war kein so hoher Hitzegrad zu verzeichnen.

Diese Ernte ist nun ganz dahin, und das Vieh verhungert auf der Weide, so dass die Regierung sich der Sache annehmen musste, und jetzt das halb verhungerte Vieh den Farmern abkauft und schlachten lässt. Die Zahl der Thiere geht in die Millionen. Hier in Chicago allein werden jeden Tag bis zu 40.000 Stück abgethan. Viele sterben auch schon während der Transportation. Sie sind nicht viel mehr werth als was Haut u. Knochen bringen, Was noch von Fleisch brauchbar ist wird als Canned Beef verarbeitet.

Am letzten Sonntag wurde der Räuberhauptmann John Dillinger endlich zur Strecke gebracht. Geheim-Polizisten der Regierung erschossen ihn, als er aus einem Theater der Nordseite kam. Ehe in seinen Revolver ziehen konnte, erhielt er drei tödliche Schüsse. Er hatte sich schon längere Zeit in Chicago versteckt gehalten. Nun, ihn betrauert Niemand als sein alter Vater, ein Farmer in Indiana. Sechzehn Morden hatte er auf dem Gewissen, und hätte wahrscheinlich noch mehrere hinzugefügt, wenn ihn sein Schicksal nicht so plötzlich ereilt hätte. \$20.000 Belohnung war auf seinem Kopf gesetzt. Dem Chief der Geheim-Polizei im Chicago-Department, Mr. Purvis, gebührt alle Ehre für die gelungene That.

Aus unserem eigenen Kreise habe ich zur Zeit nicht viel Erfreuliches zu berichten. Unser Schwiegersohn George Staehling ist noch immer in zweifelhaftem Zustande im Hospital. Br. Henry ist zu Hause und hat einen anderen Doctor consultirt, denn

Seite 333

im Hospital wurde ihm gesagt, das nur Heilung für ihn möglich wäre durch eine Amputation des rechten Beines, über dem Knie. Dazu konnte er sich nicht entschliessen und hätte es auch wohl kaum überlebt. Hoffentlich hat sein jetziger Arzt Erfolg mit der Heilung. Wolle es Gott.

Es haben sich in den letzten Tagen mehrere, vielleicht schwere Folgen tragende Todesfälle in Europa ereignet. Zuerst wurde der oesterreichische Dictator Dollfuss bei einem Aufruhr in Wien von „Nazis“ erschossen. Dann starb in letzter Woche der alte ehrwürdige President des Deutschen Reiches, Feldmarschall von Hindenburg. Ihm wird nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen anderen civilisirten Staaten ein ihn als Helden, im wahrsten Sinne des Worts, gedenkender Nachruf gewidmet werden.

Was nun diese Begebenheiten in der nächsten Zukunft nach sich ziehen werden, ist noch sehr zweifelhaft. Hoffentlich bleibt Friede im Lande.

Heute, am 6<sup>ten</sup> August, können wir einen wirklichen Regentag verzeichnen, bei kühlerem Wetter. Es war auch wirklich die höchste Zeit, wenn noch das letzte Blatt nicht vertrocknen sollte.

Der Boden ist so ausgetrocknet dass zwei oder drei solcher Regentage nicht zu viel wären.

Der strike in den Viehhöfen, der vor etwa 12 Tagen von den „800 Cowpunchers“, wie man die Leute die das Ein- und Ausladen der Thiere besorgen hier nennt, in Scene gesetzt wurde, ist nun durch die Einsprache der Regierungs-Beamten, namentlich des Cheffs, Gen. Johnson, endgültig beigelegt.

Es war auch hohe Zeit, denn trotzdem die Strikers offensichtlich im Unrecht waren, drohten sämtliche übrigen Angestellte in den Stockyards einen Sympathie-Strike anzuordnen, was leicht zu vielem Blutvergiessen und anderen Ruhestörungen Veranlassung geworden sein könnte, und wir haben gerade jetzt Ruhe u. Frieden so nothwendig.

Capitel XV

Sept. 1934. Ein sehr ereignisvoller Monat, nicht nur für das ganze Land sondern auch für unsere eigene Familie.

Nachdem der Strike in den Viehhöfen mit Hilfe der Regierung glücklich beigelegt war, wurde ein noch viel grösserer Streik in Scene gesetzt, der eine Zeitlang unser Land mit allgemeiner Revolution zu bedrohen schien. Nämlich in allen Fabriken der Tuch- und der Seiden-Manufactur in allen Staaten wo solche betrieben wird, gingen am Strike, um Lohnaufbesserung und vieles Andere zu erlangen.

Es wurden etwa 100 Menschen getötet und viele mehr, mehr als 500 verwundet, während der 3 Wochen die der Strike anhielt. Da musste sich wieder unser President ins Mittel legen, und es gelang ihm auch diesmal, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, und nun ist wieder Friede – so lange es dauert, denn es gibt hier leider viele Charactere die immer unzufrieden und zum Aufreizen Anderer und zum Zerstören bereit sind.

Im Laufe dieses Monats habe ich über zwei Ereignisse in unserer Familie zu berichten.

Der erste ist leider sehr trauriger Art, denn unser lieber Schwiegersohn Georg A. Staehling verstarb am 6<sup>ten</sup> Sept. nach einer Operation eines Gehirn-Tumors. Er hatte etwa 3 Monate im Hospital gelegen und musste sehr viel Schmerzen erleiden. Die Aerzte erklärten ihn zuletzt als unheilbar. Nun hat ihn der liebe Gott nach seinem Ratschluss von seinen Leiden erlöst. Er wurde im Bethania-Friedhof christlich beerdigt. Seine Familie, unsere Anna mit ihren zwei Soehnen und einer Tochter wohnen vorläufig bei uns.

Am 16ten Sept. verheiratete sich unsere Enkelin Gladys Gareiss mit Harold Grossart. Sie ist die einzige Tochter unserer Hattie, die uns schon über ein Jahr die Haushaltung geführt hat.

Also erlebten wir in einer Woche von unserem Heim aus eine Beerdigung und eine Hochzeit.

Ja lieber Leser, wie wenig weiss doch der Mensch was ihm in allernächster Zukunft begegnen mag.

Seite 335

Oct. 16<sup>th</sup> 34. Hatten wir im Sept. viel heisses Wetter so haben wir seit einigen Wochen recht schönes. Auch ist ziemlich viel Regen gefallen, so dass was Anfang Sept. alles dürr war, jetzt wieder wie im Fruehjahr grünt und blüht.

Doch die wirthschaftliche Lage in unserer Stadt scheint sich nur langsam zu bessern, trotzdem von der Regierung der U.S. in Washington sowohl als von unserer Municipal-Verwaltung alles mögliche gethan wird um bessere Verhältnisse hervor zu bringen. Die ganze Welt scheint immer noch in Gährung zu sein.

In Europa, wo vor einigen Monaten der oesterreichische Dictator Dollfuss erschossen wurde sind seitdem noch keine geordneten Verhältnisse erlangt worden. Und nun wurde vor einigen Tagen in Marseille, Frankreich, der zum Besuch erschienene König Alexander von Jugoslavia auf oeffentlicher Parade von einem Croaten erschossen. Mit ihm der französische Auslands-Minister Barthou, und viele andere verwundet. Der Mörder selbst erlag der Wuth der Menge.

Solche Begebenheiten waren schon oft der Ursprung grosser Kriege, und wer weiss was noch daraus werden wird.

Unfälle und Verbrechen nehmen stetig zu. Die Kidnappers, trotzdem der Mörder des Lindberghschen Kindes im Jahres 1932, jetzt in der Person eines deutschen Schreiners, Bruno Hauptmann mit Namen, gefunden zu sein scheint, betreiben noch immer ihr schmähhliches Handwerk.

Letzte Woche wurde in Louisville, Ky. die Frau eines reichen Landverkäufers, Stoll, aus ihrem Krankenbett geraubt. Die Ransomsumme von \$50.000<sup>00</sup> wurde bezahlt, doch die arme Frau Stoll ist bis jetzt noch nicht wieder ausgeliefert worden. Man befürchtet dass sie starb, oder ermordet wurde, da der Unhold sie schon bei ihrer Ergreifung mit einer eisernen Stange malträtiert haben soll.

Hoffentlich wird sie ihrem Manne lebend zurück erstatted.



Der Herbst ist da. Das trockene Laub liegt schon wieder fusshoch im Garten. Dabei kommen dem Menschen oft melancholische Gedanken, und wohl am meissten uns Alten und Krüppelichen. Las da neulich ein Rätsel in einer Zeitung. „Was will ein jeder werden, aber nicht sein?“ „Alt“ ist die Lösung. Wenn man einmal die Achtziger erreicht oder ueberschritten hat, wünscht man sich Ruhe und Frieden vor allem Anderen. Doch wie oft wird man doch darin gestört, weil die Menschen sich nicht untereinander verstehen wollen.

Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, obwohl sie sich eigentlich von Herzen lieben, und Fremden gegenüber für einander bis aufs Blut einstehen würden, kommen oft durch ganz geringfügige Umstände, durch ein unrecht aufgefasstes Wort vielleicht, in heftigen Streit. Ein Wort bringt das andere, und der Bruch ist da.

Das sollte nicht sein, und würde auch nicht oft so sein, wenn ein jeder seine Zunge im Zaum halten, und erst denken und dann sprechen würde.

Ich erinnere an das Bibel-Wort: „Herr behüte meine Zunge und bewahre meine Lippen.“

Oder an Freilichraths Lied:

„O lieb, so lang du lieben kannst, – O lieb, so lang du lieben magst.

Es kommt die Zeit, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst – und klagst.“

Ja, leider, „Family Reunions“ finden nur zu oft an Gräbern statt.

Und wie oft steht nicht einer oder der Andere am Grabe eines Menschen, dem er im Leben viel Unrecht gethan hat. Und ob er ihm jetzt auch wohl Blumen spendet, das Gewissen sagt ihm, dass er ihm im Leben manchmal Tränen erpresst hat. – Diese Tränen, die wir unseren Mitmenschen vergiessen machen, bleiben oft eine schere Erinnerung in unserem Herzen, wenn es zu spät ist, etwas wieder gut zu machen.

Würden die Menschen doch nicht so leicht durch Hass, Neid, Zorn und Bitterkeit hingerissen Andere zu kränken und zu beleidigen. Man sollte sich zuerst an die Stelle

Seite 337

dieses Anderen denken, ehe man ihn mit harten böswilligen Worten verurtheilt, was man dann oft später tief bereut: Denke, Freund, an das Wort:

„Was Du gethan, gesagt, gedacht, wird einst vor Gott's Gericht gebracht.“ – – –

Soeben kam mein Freund, Mr. J. Hensman herein. Er war etwas 3 Monate in Deutschland auf Besuch. Er erzählte uns dass es jetzt ganz anders sei als früher. Wer auch nur sich im Geringsten merken lässt, dass er mit der Hitler-Tyrannie unzufrieden sei, schon als Verbrecher angesehen werde.

Ist das Freiheit? Kann ein solcher Zustand lange aufrecht erhalten bleiben? Das sind Fragen der nächsten Zukunft. Wie sie sich lösen werden bleibt abzuwarten. Ich fürchte dass dem deutschen Volk noch schlimme Zeiten bevor stehen. – Einigkeit der Parteien (es waren ja ungefähr 38 verschiedene) hat Hitler bewerkstelligt. Ja, aber von Zufriedenheit unter dem Volke kann keine Rede sein. Und dass ist doch die Grundlage für gesundes Volksleben irgend einer Nation.

Wenn Adolf Hitler wirklich ein so weiser Staatsman wäre als es von ihm heisst, würde er sich nicht mit den religiösen Ansichten befasst haben. Das sind Sachen der Volksseele, und sollten von weltlicher Politik nicht angetastet werden.

Ein Zeitungsbericht vom 21<sup>ten</sup> Oct. besagt, dass an diesem Tage (Sonntag) ueber 9000 der 18000 lutherischen Pastoren im Deutschen Reich sammt ihren Gemeinden sich oeffentlich von der Hitler-Kirche, und somit von den Verordnungen des Deutschen Reichs-Bischof Mueller losgesagt haben. Das bedeutet, dem Bericht zu Folge etwa 80% aller Protestanten des Reichs, die Hitler schwerlich überwinden wird. Da wird es manche Aufstände geben.

Doch Dr. Martin Luther sagt: „Das Wort sie sollen lassen stahn, und keinen Dank dazu haben“.

Die Frage ist nun, ob Adolf Hitler, so wie unser Pres. Roosevelt, auch die Einsicht haben wird, vorgekommene Irrthümer zu erkennen, und abzustellen sucht.

Capitel XVI

Der Monat October neigt sich seinem Ende zu. Desgleichen unsere „A Century of Progress Exhibition“. Das Wetter ist noch immer recht schön, und der Besuch der Fair hält auch noch gut an, sodass wohl ein gutes finanzielles Resultat zu erwarten ist.

Die Weltausstellung hat viel dazu beigetragen viele Tausende zu belehren, dass das so verschriene, unsichere, von Verbrechern wimmelnde Chicago eine ebenso gute, moralische Grossstadt ist, wie alle anderen. Ja in vieler Hinsicht noch besser denn diese. Wenigstens kommen hier weniger „Kidnaper“-Fälle vor als in anderen grossen Städten im Osten und Süden.

Der letzte Aufsehen machende Fall in Louisville, Ky. ist ja nun glücklicherweise ohne Mord abgelaufen. Die gestohlene Frau Alice Stoll wurde ihrer Familie wieder ausgeliefert. Auf den Verüber des Verbrechens, Thomas Robinson wird noch gefahndet. Er hat das Lösegeld \$20.000<sup>00</sup> erhalten, doch werden die Beamten der Regierung ihn bald beim Nickel haben. Der Arm Uncle Sams ist sehr lang. Das hat sich vor einigen Tagen wieder erwiesen, als Regierungs-Detectives den Banditen „Baby-face Nelson“, einer der Dillinger-Bande erwischten. Es entspann sich ein Revolver-Kampf, bei dem leider die beiden Beamten erschossen wurden. Nelson entkam, aber am nächsten Tage fand man seine Leiche am Eingang eines lutherischen Friedhofes, St. Paul Cemetery. Sie war von mehreren Kugeln durchlöchert, sowie auch das Automobil der Beamten, indem er seine Flucht bewerkstelligt hatte.

Nov. 30.1934.

Gestern feierten wir wieder den jährlichen Danksagungs-Tag. Er verging in üblicher Weise. Für uns, in einem Kirchengang und dann ein solemnes Mittagmahl, und am Nachmittag Ruhe. Aber im Allgemeinen geht es anders zu. Sehr wenige denken daran, dem Herrn für seinen, im verflossenen Jahre erhaltenen Segen zu danken. Hauptsache ist, das ein guter Turkeybraten auf dem Tisch ist, und genügend zum trinken vorhanden ist. Dann abends zum Theater, Ball und andere Vergnügungen. Sie denken gar nicht daran, dass sie den Zweck

Seite 339

des Tages, von Gott und der Regierung dazu bestimmt einmal ernstlich in sich zu gehen, vereiteln. In meiner Jugend wurde dieser Tag „Buss- und Bettag“ genannt und auch meistens dem entsprechend gefeiert.

Doch auch in Deutschland mag sich seit der Zeit vieles verändert haben, und wohl nicht immer zum Besten.

Wir haben bis jetzt immer noch mildes Wetter mit häufigem Regen. Gestern konnte ich noch einen Strauss Astern aus unserem Garten holen, was um diese Jahreszeit schon eine Seltenheit ist. Von anderen Theilen unseres Landes wurden schon längst Schneestürme und Frost verichtet, sogar aus California. Das Clima der ganzen Erde scheint sich zu verändern, was ja auch, wie die Wissenschaft bestätigt, schon vor Tausenden von Jahren, mehrmals geschehen ist.

Dec. 29.34.

Wiederum liegt das heil. Weihnachtsfest für dieses Jahr hinter uns. Würdig und freudig haben wir es im Kreise unserer Lieben feiern dürfen. Die Hauptfeier war dieses Jahr bei unserem aeltesten Enkel Wm. Gareiss, was auch ganz in der Ordnung war, denn nur dort war eine kleine Kinderseele, die doch eigentlich zu jedem Weihnachtsbaum gehört, vorhanden. Und der kleine Freddie, noch nicht ein Jahr alt, freute sich herzlich an allen Geschenken, die ihm in Menge dargebracht wurden. Ueberhaupt, den Weihnachts-Geschenken für Allen, nach zu urtheilen, gab es keine „Depression“ mehr.

So war es auch im allgemeinen in ganz Chicago. Die Stores waren seit einer Woche schon immer gedrängt voll von Kunden. Es war die beste „Christmas season“ seit vielen Jahren. Statt, wie früher oft über Enttäuschungen zu klagen, jubeln Alle Geschäftsleute über den heurigen grossen Erfolg. – Ein sicheres Zeichen dass die wirthschaftlichen Verhältnisse im Wiederaufblühen sind.

Mögen wir bald sagen können „Was lange währt, wird endlich gut“.

Und nun steht das neue Jahr vor der Thür! Ehe wir fragen „Was wird es bringen?“ wollen wir ein wenig Rückschau halten über die Geschehnisse in dem nun in einigen Tagen zu Ende gehenden Jahr 1934.

Seite 340

Und uns die Frage vorlegen „Was hat es uns gebracht?“

Nun, in der allgemeinen Weltgeschichte wird es wohl nicht als ein sehr ereignisvolles Jahr bezeichnet werden. Wohl nur eine gewöhnliche Zeitperiode.

Und doch hat sich in seinem Laufe viel mehr gutes als schlechtes zugetragen, wenn man die Lage im ganzen betrachten will. Es hätte viel schlimmer sein können, wenn z.B. die Kriegslust verschiedener Völker nicht rechtzeitig gedämpft worden wäre. Dann auch haben sich die wirtschaftlichen Zustände in unseren Vereinigten Staaten von Nord-America, in manchen Stücken zum Besseren gewendet, und sind, dank unserer jetzigen Administration unter Pres. F.D. Roosevelt, noch stetig im Wiederaufbau begriffen.

In unserer Familie haben wir leider einen Todesfall zu verzeichnen, nämlich den unseres Schwiegersohnes Geo. Staehling, aber auch eine Geburt anzuzeigen, die unseres Grossenkels Freddie W. Gareiss. Von bösen Krankheitsfällen sind wir, Gottlob, verschont geblieben. Meine liebe Frau und ich sind, obwohl wir die Achziger überschritten haben, noch ziemlich rüstig, wenn auch das Alter sich unangenehm bemerkbar zu machen anfängt. – Also wollen wir mit dankbarem Gemüthe von dem alten Jahre Abschied nehmen, und sagen es war kein schlechtes gewesen, und dem neuen Jahr guten Muthes und im festen Vertrauen auf Gott, der unsere Schritte lenkt, entgegen gehen.

Was es auch bringen mag, es ist uns von Ihm bestimmt.

Und nun zum Schluss, es ist Sylvester-Tag, wollen wir diesen Abend in froher Stimmung erwarten um das Einläuten des neuen Jahres mit anzuhören.

Freilich, es ist nicht mehr wie in früheren Zeiten, denn die jungen Leute wollen auf andere Art feiern als wir Alten.

Sie haben ihr eigenes Heim. Nämlich wurden im Laufe dieses Jahres in unserer Familie drei Hochzeiten gefeiert. Zwei unserer Enkelkinder, Earl u. Gladys Gareiss sowie der äeteste Sohn meines sel. Bruder Johann, Geo. Tebbens, sind in den Ehestand getreten.

Am Tage nach Weihnachten sind wir auch wieder auf den Hund gekommen. Da vor einigen Monaten unser kleiner Hund gestohlen wurde schenkte unser Sohn Wilke mir einen kleinen Fox-Terrier. Nun, wir werden auch über den Hund kommen, sowie auch über den Schwanz, denn dieser hat nur einen Stummel.

Capitel XVII

Januar 1935

„Glockentöne schweben nieder  
Aus der Höhe feierlich,  
Und im Menschenherzen wieder  
Regen tausend Wünsche sich.  
Traegst du Blumen uns entgegen?  
Machst Du süsse Träume wahr?  
Lacht das Glück uns, quillt der Segen?  
Sag, was bringst du – neues Jahr?“

Sag, was bringst du, neues Jahr? Diese Frage wird wohl um diese Zeit von den meissten Menschen gestellt, aber keiner kann sie beantworten als nur der allwissende allmächtige Schöpfer aller Dinge droben. Unser Gott! Ein Jeder hat seine besonderen Wünsche, die er hofft, in diesem neuen Jahre erfüllt zu sehen.

Und die Meissten müssen sich am Ende des Jahres gestehen: „Es hat nicht sollen sein. Es ist anders gekommen.“ Enttäuschungen aller Art sind ihnen begegnet. Wenige nur werden sagen dass sie mit Allem, ihnen im Laufe des Jahres Ereignete völlig zufrieden gewesen sind.

Der Mensch denkt, aber Gott lenkt. Und damit müssen wir uns begnügen, und in froher Hoffnung der Zukunft ins Auge sehen. – Wenn es auch heute stürmt, scheint vielleicht Morgen die Sonne um so herrlicher. Wir stehen ja auch, was allgemeine wirtschaftliche Zustände anbetrifft, seit einigen Monaten im Zeichen des Aufschwungs. Möge es so weiter gehen, bis alles wieder die alte Normalität erreicht hat, und die „Depression“ in unserem Lande endgültig ueberwunden ist.

Die Abstimmung im Saargebiet ist am letzten Sonntag erfolgt, und, was voraus zu sehen war, zu Gunsten Deutschlands ausgefallen. Hoffentlich werden sich alle Nachbar-Länder, namentlich Frankreich, friedlich den Tatsachen fügen.

In unserem Familien-Kreise wurde das neue Jahr in gebührender Weise eingeleitet. Wir dankten dem Herrn für unsere Gesundheit, die Er und bis hierher hat zu Theil werden lassen, und für allen anderen Segen im alten Jahr. Möge Er uns auch fernerhin beschützen und erhalten.

Seite 342

Und nun stehen wir schon wieder im Februar. „Unter Freude und Leid, unter Frieden und Streit, ging der Januar in die Vergangenheit.“ Er war ein gestrenger Wintermonat, brachte viel Kälte. Zuweilen fiel die Temperatur bis unter Null F.

Schnee und Eis bedeckten die Seitenwege u. Landstrassen. Alte Leute u. Krüppel mussten zu Hause bleiben. Viele Unfälle sind berichtet worden aus unserer Stadt sowohl wie aus anderen Theilen des Landes.

Wir sind zwar, Gottlob, noch gesund, doch haben wir einige Kranke in der Familie zu verzeichnen. Hoffentlich werden alle bald wieder hergestellt sein.

Heute ist das Wetter recht schön, und der letzte Schnee fast verschwunden.

Ich freue, und sehne mich schon nach der Zeit, da ich im Garten etwas thun kann. Meisst alle Glieder der Familie haben jetzt Beschäftigung gefunden.

Die Regierung scheint mit dem Aufbau-Plan stetig vorwärts zu kommen, wenn auch nur langsam.

Vielen reisst zwar schon die Geduld, und sie begehren auf. Doch auch Rom wurde nicht in einem Tag gebaut, und es nahm auch mehrere Jahre unsere Volkswirtschaft so herunter zu bringen wie es in Wirklichkeit war. Immerhin kann im Laufe des kommenden Sommers vieles zur Aufbesserung geschehen. Haupsache ist dass Frieden im Lande bleibt.

In Europa sind die Aussichten dazu nicht allzu sicher. Auch hat jetzt Italien eine Armee nach Abessinien abgeschickt, trotzdem die Abessinier sich erboten haben, die bestehenden Schwierigkeiten mit Mussolini auf friedliche Art zu schlichten. Alle Voelker erwarten mit Spannung den Ausgang dieser Affaire.

März 1.1935. Obwohl der Monat Februar mit grosser Kälte und Schnee seinen Abschied nahm, kam heute der März mit freundlichem Gesicht zu uns heran. Die Sonne scheint, der Schnee schmilzt.

Wenn jetzt kein starker Rückfall mehr kommt ist alles gut. Aber in unserem Clima kann man dem nie trauen.

Einstweilen haben wir noch ein paar Tonnen Kohlen bestellt, da unser Vorrath zu Ende ging, und die Kohlen jetzt billiger sind als im Sommer und Herbst. – Das Umgekehrte ist

der Fall mit fast allen anderen Bedarf zum Lebensunterhalt. Leider, sobald sich Anzeichen zur Besserung der Lage im allgemeinen Wirthschafts-Betrieb zeigen, werden die Preise hinauf geschraubt, aber der Arbeitslohn ist immer das letzte. Es gibt noch zu viele Arbeitslose Leute. In Puncto der Verbrecher-Chronik in unserem Lande ist wenig Abnahme zu verzeichnen. Jeden Tag kann man von neuen Morden und anderen Schandthaten lesen.

Das höchste Interesse wird dem Lindbergh-Hauptmann-Fall erwiesen. Die Ansichten über die Verurteilung Hauptmann's zum Tode sind sehr getheilt: ich selber glaube nicht an ein Todesurtheil wenn nur Beweise von „Circumstantial Evidence“ vorliegen, wie hier.

Gefängniss-Strafe wäre richtiger gewesen. Es wird jetzt überall collectirt um einen Fund aufzubringen, der es ermöglicht, Bruno Hauptmann einen neuen Prozess zu gewähren. – Von den Deutsch-Amerikanern, die aus den Reden des Staatsanwalts Wielenz, und des Richters Instruction an die Geschworenen, wohl gemerkt haben dass der Deutschenhass bei vielen „100-Prozentigen“ Bürgern noch immer am Leben ist, sind schon grössere Summen hinterlegt worden. Hoffentlich wird das Todesurtheil umgestossen.

Ueberhaupt, der „Deutschenhass“. Hier, wie in den meissten anderen Ländern, Frankreich oben an. Die letzteren hassen aus Furcht, doch die anderen Nationen aus Neid.

Da hatten nun die Engländer, Italiener & Frankreich eine grosse Conferenz in Stresa, Italien, und war zuerst das Resultat, dass man die Erklärung Hitlers, in Bezug auf die Aufrüstung Deutschland's, die als eine Verletzung des Versailler Vertrags angesehen wurde, obwohl andere Voelker längst, anstatt „Abrüstung“, das Gegentheil angewendet haben, stillschweigend als Tatsache uebergehen wolle, und einen zehnjährigen Pact unterzeichnete und irgend eine angreifende Nation von allen, der Völker-Liga angehörenden Völker bekämpft werden solle. Damit war auch Deutschland einverstanden, und schien der Friede in Europa wenigstens auf 10 Jahre gesichert zu sein.

Nachträglich nun verlangt Frankreich, das dem Führer



Seite 344

Adolf Hitler ein gesalzener Rüffel zu Theil werden sollte. Ob dies geschehen wird ist noch die Frage, aber das gute Einvernehmen ist dadurch schon jetzt sehr gestört worden. Was noch werden wird ist abzuwarten. Die Suppe wird ja nie so heiss gegessen als sie gekocht wird. –

Nun stehen wir schon mitten im April, und immer noch recht kaltes Wetter, sodass man stetig einheizen muss. Dabei sind wir am Hausreinigen, was wohl sehr notwendig, aber auch sehr unangenehm ist,

Gestern war Karfreitag, und morgen ist Ostersonntag. Wir waren gestern Abend zur Kirche um am heil. Abendmahl theilzunehmen. Die Kirche war überfüllt. Zum ersten Mal in Chicago hatten die Stores in den Schaufenstern ein Schild ausgestellt mit der Aufschrift „Closed all day on Good Friday.“

Wie kommt das? Besinnt sich das Volk auf seine Religion?

Pastor Fedders' Text war „They crucified Him.“ Sehr kurz, aber eine treffliche Predigt hatte er darüber. Unter Anderem sagte er „Take the Cross of Calvary out of history, and the People today would still roam in the land & woods as Heathens and Savages!“ – Sehr wahrscheinlich, da ja heutzutage noch viele nicht sehr weit von diesem Zustande entfernt sind. Muss man nicht jeden Tag lesen von Krieg, Mord u. Totschlag? Manche Fälle sind so scheusslich, unmenschlich dass man sich solche Uebeltäter gar nicht vorstellen kann.

Eine deutsche Anti-Nazi-Zeitung nennt die Anhänger der Hitler-Kirche – Neu-Heiden! Sie ist wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt, da sie ja das Alte Testament verbannen, und das neue Testament so auslegen wollen, wie es ihnen passt. Aber Gott sagt „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Capitel XVIII

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,

Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.

Wie die Wolken, dort wandern, am himmlischen Zelt,

So steht mir auch der Sinn in die weite, weite Welt.“

Früher, ja. Aber jetzt ist das bei mir nicht mehr der Fall.

Wenn man alt und krüpplich geworden, bleibt man am liebsten gemütlich zwischen seinen vier Wänden,

Seite 345

überhaupt wenn der Mai ein so ein freundliches Gesicht macht wie in diesem Jahre. Heute ist der 13<sup>te</sup> und es hat fast jeden Tag geregnet und dabei so kühl dass man immer noch einheizen musste. Im Garten kommt auch nichts recht vorwaets, kaum dass Bäume und Sträucher grün werden. Man kann sagen, es war ein milder Winter, aber auch ein später Frühling.

Leider haben wir in diesem Jahre auch schon wieder einen Todesfall in der Familie zu verzeichnen. Nämlich am 20<sup>ten</sup> März 1935 starb unser lieber Schwager und Vetter, Weert Diederich Brenstein, im 81<sup>ten</sup> Lebensjahre nach mehrwöchentlichem schwerem Leiden an Krebs.

So geht es mit vielen von uns alten Leuten. Wenn wir, nach lebenslangem Arbeiten und sparen so weit sind, uns sorgenlos der Ruhe hingeben zu können, müssen wir davon. Er war seit einigen Jahren pensionirt, und lebte bei seinen Kindern, und hätte noch gut, da er sonst noch rüstig war, einige angenehme Jahre leben können. Doch sanft ruhe seine Asche.

Juni 1935. Als ich nach obigem Bericht mein Buch auf die Seite legte, dachte ich nicht, dass meine nächsten Aufzeichnungen wieder mit einer Todesnachricht aus der Familie anfangen würden. – Leider ist dem so.

Mein lieber Bruder – Heinrich Zacharias Tebbens, starb am 10<sup>ten</sup> Juni 1935. Er war der jüngste meiner Brüder, – und ich, der Aelteste, bin nun der Einzige noch Lebende, der 9 Glieder der Familie Tebbens, die am 4<sup>ten</sup> Mai 1866 mit dem Schiff Shakespeare von Bremen, in New York landeten.

Vater, Mutter, Onkel u. Tante und alle Geschwister die ich hatte ruhen nun im Grabe. – Und ich? „Wie lang noch, Herr, wie lange?“ Doch: „Mein Gott ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.“

Von der ganzen Generation zu der wir in unserer Familie gehören, sind nur noch 3 Personen übrig. Mein Schwager Wilko Pooker, meine liebe Frau und ich selber. Alle schon in den Achtzigern. –

Seite 346

Bruder Henry wurde am 12<sup>ten</sup> Juni, von der St. Stephan-Kirche aus, auf Waldheim beerdigt, unter Antheilnahme der hiesigen Verwandten und vieler Freunde u. Bekannten. Er starb eines sanften Todes, nachdem er einige Stunden vorher noch ein Glass Milch getrunken hatte. Er und seine liebe Frau Kate wohnten bei ihrem Sohn Christopher, seitdem Kate vor mehreren Wochen durch einen Schlaganfall auf der rechten Seite gelähmt, bettlägerig wurde. Sie musste in einem Stuhl in die Kirche getragen werden, um von ihrem Mann zum letzten Mal Abschied zu nehmen.

Wie oft sind doch die Fügungen Gottes so ganz anders als wir Menschen es uns vorstellen.

Wir alle dachten, und hofften, dass Br. Henry nun, nachdem sein Fuss, der ihn schon viele Monate hindurch quälte, nun völlig geheilt war, noch manches Jahr vergnüglich leben würde. Doch seitdem Kate bettlägerig wurde, obschon sie jetzt langsam sich erholt, verlor er allen Muth. Eine Woche vor seinem Tode bekam er einen Herzanfall, und wurde dann von Tag zu Tag schwächer, – doch wohl ihm, er starb als gläubiger Christ. –

Sommeranfang ist bereits vorüber, doch haben wir bisher wenig Sommerwetter verspürt. – Kühl und Regen, jeden Tag. – Es ist in einigen Staaten zu nass, um die Weizenernte einzuheimsen, da die Maschinen zu tief in die Erde sinken. So schreibt Neffe Ed Kuhl aus Ellinwood, Kas.

Im Geschäftsleben scheint es sich etwas zu heben, doch sind noch viele Menschen arbeitslos.

Wenn sich etwas in unserem Lande schnell hebt, so ist es das fahrlässige Töten und Morden.

Letzteres auf scheusslichster Art. Da hat nun in Peoria, Ill. ein gewisser Gerard Thompson, einen Lustmord an einem 19jährigen Mädchen begangen. Bei seiner Verhaftung gestand er nicht nur den Mord ein, sondern auch dass er schon an die 60 Mädchen in Zeit eines Jahres vergewaltigt hätte, dessen Photographien (unbekleidet), Namen u. Adresse er in einem Notizbuch bei sich führte. Durch die Kratzwunden des Opfers in seinem Gesicht wurde er als verdächtig verhaftet, und legte denn ein Geständnis ab. Die Polizei hält ihn versteckt, da die Bürger Peorias sich vorgenommen haben, ihn zu lynchen. – Wäre schon recht.

Seite 347

Juli 1935. Halb schon ist dieses Jahr der Aufbesserung unter der Führerschaft unseres Präsidenten F.D. Roosevelt verflossen. Zwar hat sich vieles verbessert, aber es geht nicht so schnell wie man es gewünscht hatte. Und nun sind die Vorwürfe und Anklagen gegen die Administration Roosevelts jeden Tag in vielen Zeitungen zu lesen z.B. in Chicago Tribune & Daily News.

Freilich, die neidischen Politiker bereiten sich vor auf die kommende Wahl im Jahre 1936, und die „Mudslingers“ sind wieder in voller Arbeit.

Aber sie werden wenig Erfolg haben, denn das amerikanische Volk, als solches, und nicht als Partei, steht nach wie vor hinter Franklin D. Roosevelt, da es überzeugt ist, daß er es ehrlich meint, und stets sein Bestes thut, dem Mittelstand, dem Arbeiter und Farmer zu helfen. Es liegt jetzt ein Gesetzentwurf vor zur höheren Besteuerung der Millionäre und großen, monopolistischen Incorporationen, zur theilweisen Enthebung der Steuer der kleineren Bürger, denen es in vielen Fällen sehr schwer sein wird sie aufzubringen.

Schon wieder war ich vorletzten Samstag zu einem Begräbniss, diesmal auf Oakwoods.

Mr. M<sup>c</sup>Gonagle, 85 Jahre alt war in Cal. gestorben, im Alter von 85 Jahren. Er war der Vater von James MacGonagle, Ehemann unserer Nichte Helen Brenstein, der jüngsten Tochter meiner sel. Schwester.

Ja, es scheint das unter uns Alten in diesem Jahr schnell aufgeräumt wird. Sehr wenige unserer Generation sind noch unter den Lebenden, und diese Wenigen haben auch nicht viel Freude am Leben.

Die jüngere Generation hat sich mit ihren Ansichten und Gewohnheiten in den letzten Jahrzehnten so sehr verändert, das zwischen den Alten und ihr, wenig Verständnis zu finden ist. Die Auffassung der Lebens-Ansichten gehen zu weit auseinander.

Seite 348

Daher gibt es jetzt so wenige, glückliche Familien die in Frieden leben, und an einem Strange ziehen. Nur wo noch Gottesfurcht zu finden, und die Freuden der Welt nicht in den Herzen die Ueberhand gewann, und ein jeder sich im Zügel hält ist dieses möglich. Gott gebe allen diesen Frieden!

Frieden? Wenn in Familien dieser so selten wird, wie kann man erwarten, dass er unter den Voelkern auf längere Zeit sich erhalten kann?

Da ist nun Italien. Mussolini ist eifrig bemüht in Ethiopien einzufallen, um einen grösseren Landbesitz in Africa zu erlangen.

Ein Paragraph der Voelker-Liga in Genf besagt, dass eine angreifende Partei von allen anderen Gliedern der Liga behindert werden solle. Mussolini sagt wenn ihm die Liga Schwierigkeiten machen sollte, würde Italien einfach aus dem Voelkerbund austreten.

Die Abessinier aber haben sich an denselben brieflich gewandt, um die Sache in friedlicher Weise beizulegen.

Geschieht dies nicht, und das italienische Heer, das schon an der Grenze abgeschickt wurde, fällt in Ethiopien ein, so kann die Geschichte sich zu einem zweiten Weltkriege auswachsen.

Das wäre gerade was unserer heutigen Civilisation den Hals brechen würde. Dann könnte es heissen: „Nach uns, die Sündfluth“. – „After us – the deluge“.

Möge der Himmel ein Einsehen haben, und das Schlimmste verhüten!

Wieder sind in den vergangenen Wochen verschiedene Unfälle und Morde, der grausamsten Art zu verzeichnen gewesen. Doch seit die Regierungs-Polizei sich mit der Staats-Polizei vereinigt hat, die Verfolgung der Verbrecher aufzunehmen, werden in den meisten Fällen die Letzteren schnell zur Verantwortung gezogen und verurtheilt.

Leider finden sich auch viele Mädchen und Frauen unter den schwersten Uebelthätern. Viele an Bosheit den Männern noch ueberlegen.

Ein schlimmes Zeichen der Zeit!

Capitel XIX

August 1935. Wie schnell vergeht doch die Zeit. Zwei Drittel des Sommers haben wir nun schon hinter uns. Bisjetzt hatten wir nur eine Zeitlang recht heisses Wetter, doch auch genügend Regen, und man kann zufrieden sein.

Doch Zufriedenheit ist heutigen Tages eine so seltene Tugend geworden, dass man sie fast nirgends mehr findet. Wer da den alten Spruch anwendet „Geniesse froh was dir beschieden, entbehre gern was du nicht hast“ wird ausgelacht. Im Privat-, Geschäftsleben, und unter den Voelkern herrscht Eifersucht, hier nach dem was sie nicht besitzen, und durch ehrliche oder unehrliche Mittel zu erlangen suchen.

Daher auch wieder die Kriegswolken in Europa. Benito Mussolini lässt sich auf keine friedlichen Vereinbarungen mit Ethiopien ein, und der Krieg scheint jetzt unvermeidlich.

Noch haben sich die Voelker in Europa, und auch wir in America nicht völlig von den bösen Folgen des Weltkrieges erholt, und nun steht die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, vor der Thür dass es wieder zu einem solchen, vielleicht noch weit schrecklicheren, kommen kann.

Wohl hat unser President und unser Congress, sehr stricte Neutralitäts-Massnahmen erlassen, doch man weiss nie, wie sich die Verhältnisse in Kriegszeiten entwickeln können. – Nun wir wollen hoffen dass wir diesmal unberührt bleiben werden.

Ich machte vor zwei Wochen einen Abstecher nach unserer Tochter Anna in Lake Cora Mich. Hatte ein Paar angenehme Tage. Auch unsere Hattie war am letzten Sonntag dort.

Ob unser Sohn Wilke uns noch diesen Sommer besuchen wird, nachdem wir sein Angebot, auf seine Kosten, eine Reise nach Philadelphia u. ihm zu kommen, ablehnen mussten, da wir so grosse Reisen nicht mehr zu unternehmen wagen, ist noch unbestimmt.

Seite 350

In der Familie ist jetzt in gesundheitlicher Hinsicht, alles ziemlich wohl, wenn auch die finanzielle Lage bei manchen besser sein könnte.

Unser Enkel, George Staehling, hat eine Anstellung bei der Yellow Taxi Co. angenommen. So sind jetzt alle wenigstens vorläufig in Arbeit.

Heute besuchte uns die alte Mrs. Boyd, von der Nordseite. Sie war die Leidensgefährtin meiner lieben Frau, zur Zeit ihrer Augenoperation im Hospital. Auch sie wurde an beiden Augen operiert wegen „Cataracts“.

Beide können jetzt wieder ziemlich gut sehen, Gott sei Dank.

Es scheint dass Leidensgefährten oft gute, treue Freundschaft halten. Doch muss es erst zu Krankheit und Leiden kommen, ehe die Menschen sich verstehen lernen?

Es scheint fast so, bei Einzelnen und bei Nationen.

Zwei Nationen, die durch irgend ein Missverständniss in Zwietracht geraten sind, suchen selten durch friedliche Verhandlungen die Sache zu schlichten, sondern erklären den Krieg, der das Leben tausender junger Menschen kostet. Warum?

Werden nicht schon genug Personen durch Unglücksfälle getötet?

Die letzte Hälfte des Monats August giebt dazu ein schauriges Beispiel. Viele hervorragende Persönlichkeiten fielen dem Tode zum Opfer. Da sind der grosse Humorist und Philosoph William Rogers, der zugleich mit dem berühmten Strotoßperen-Flieger W. Post in California abstürzte, dann die Frau Ickes, die Gattin des Staatssecretärs, und zuletzt die Königin von Belgien die durch Auto-Unfall den Tod fanden, geschweige deren der unzähligen Anderen, und die durch Mord ihr Ende fanden. Es ist eine endlose Liste, die zum Nachdenken zur Verhütung so vieler gewaltsamer Todesfälle anregen sollte. Unzweifelhaft könnten durch Verbesserungen an den neuen Erfindungen und durch Vorsicht im Handhaben derselben, sowie durch polizeiliche Erlasse zur Aufsicht viele derselben verhütet werden.

Sept. 1935. Der Monat September hat sich angemeldet, und liess sich zu Anfang recht unwirsch an, sodass man schon an Heizung denken musste. Doch nun ist wieder Sommer

Seite 351

geworden, und der Thermometer steigt täglich über die 80<sup>er</sup> Grade. Spät blühende Blumen stehen jetzt in voller Blüte. Die sich noch auf Ferien befindende Menschen können sich freuen, und das schöne Wetter voll genießen.

Leider gibt es immer noch zu viele, die sich auf unfreiwillige Ferien befinden. Die meisten dieser, jedoch nicht alle, würden lieber arbeiten.

Der Senator von Louisiana, Huey P. Long, ein recht radicaler Politiker, und Gegner der Administration unseres Pres. Roosevelt, wurde vor einigen Tagen erschossen, als er aus der Versammlungs-Halle treten wollte. Er lebte noch zwei Tage, doch der Attentäter, ein Dr. Weiss, ein in Baton Rouge ansässiger Augenarzt, wurde von den sechs Leibgardisten des Senators sofort, von 10 Kugeln durchlöchert, getötet. – Sen. Huey Long war der Hitler oder der Mussolini des States Louisiana. – Verehrt und verhasst. Wer wird der Nächste sein? – Sic semper tyrannis?

Im Juli wurde von dem deutschen Dampfer „Bremen“, der in New York Haven verankert lag, die „Swastica“- oder Hakenkreuz-Flagge von einigen „Rauhbeinen“ oder besser „Deutschenfressern“ gewaltsam herabgerissen und zerstört. Sechs von ihnen wurden von der Polizei fest genommen. Als sie vor dem Richter des Polizei-Gerichts, Judge Grabsky, (wohl russischer Abkunft) verhört wurden, liess dieser sie, bis auf einen, der einen Polizisten tätlich angegriffen hatte, frei ausgehen, und machte obendrein noch schimpfliche Bemerkungen über die Hakenflagge und verglich sie mit einer Piraten-Flagge, die sich frech im Haven eines friedlichen Landes prahlerisch zeigte. – Die Sache wurde nach dem Deutschen Reich berichtet, und von dort wurde eine Beschwerde darüber nach Washington telegraphirt.

Richter Grabsky wurde von der Regierung gemassregelt, und Washington musste eine Entschuldigung an das Deutsche Reich ergehen lassen. Solche Vorkommnisse sind für uns Deutsch-Americaner recht unangenehm, und tragen nicht dazu bei unsere, schon schon so wie so, unterminirte Stellung zu verbessern.



Seite 352

Oct. 1935. In Zusammenhang mit diesen Thatsachen erschienen in der „Chicago Daily Times“ neuerdings mehrere Artikel von einem gewissen „Guy Hickoc“, die über Zustände in Deutschland ganz abscheuliche Lügen berichteten.

Ich fühlte mich veranlasst diesem Deutschenfresser sowie der Zeitung, die sonst nicht uebel ist, meine Meinung einmal zu erklären, und erschien dann das folgende in der Abteilung „What the people say.“ gedruckt.

„The Times: ‚Hitler commands!‘– Under that title ‚the Times‘ is publishing the articles of ‚Guy Hickok‘. I did not think your paper would stoop to print such exaggerated, mud slinging bunk as that ‚Guy‘ writes.

Does the ‚Times‘ know that among its readers are thousands of good Americans of German Extraction? – All those have more or less felt the unjust hatred in our country that existed since the ‚Worldwar‘ for anything German?

Now, that it was gradually dying, although hard, of which all were glad, the ‚Times‘ publishes what can only be intended to revive that unfortunate condition.

Hickok could never prove what he writes. Besides, what do we care what Hitler does, as long as we have an administration that is visibly helping us out of the rut of depression? – Most nations are trying – still trying – to overcome the Aftermath of the World war, and the German people are doing it in their own way. Mistakes can occur anywhere at any time. C.J. Tebbens”

Es ist Ende October, und noch immer haben wir ein Wetter als wenn es Ende April wäre. In unserem Garten sieht es noch recht sommerlich aus. Einige Blumen blühen noch und verschiedene Sträucher und der Kirschbaum wollen ihre Blätter noch nicht fallen lassen.

Jedoch, man kann erwarten, dass es ganz unverhofft anders wird und Frost und Schnee an der Tagesordnung sein werden.

In Afrika, dem Zauberland, ist der Krieg der Italiener mit den Ethiopiern jetzt im vollen gang, doch die League of Nations in Genf hat Vorkehrungen gegen Italien, als Angreifer, erlassen, die hoffentlich den „il duce“ Mussolini einen Knüppel zwischen die Beine werfen werden.

Capitel XX

Der Monat November neigt sich seinem Ende zu. Morgen am Donnerstag d. 28<sup>ten</sup> feiern wir den alljährlichen „Danksagungs-Tag“, der mit dem deutschen „Buss- und Betttag“ etwa dieselbe Bedeutung hat.

Wie wird es wohl in diesem Jahre gefeiert werden? – Leider wird es in unserem Lande viele Menschen geben, die denken, sie hätten keine Ursache für irgend etwas dankbar zu sein. Ihr Schicksal hätte sich im Laufe des Jahres nicht verbessert, vielmehr verschlimmert.

Das mag in machen Fällen ja zutreffen. Es giebt so manches im Leben was den Betroffenen die Lebensfreude, und somit das Dankbarkeits-Gefühl abhanden kommen lässt. – Schwere Erkrankungen, Todesfälle, Geldverluste oder auch Erwerbslosigkeit.

Das letztere ist wohl in den meisten Fällen der Grund zur Undankbarkeit u. Missgunst, ja, Hass für die glücklich Situirten. Wahr ist es. Er laufen immer noch mehrere Millionen Menschen arbeitslos umher in den Vereinigten Staaten Americas, sowie auch in vielen anderen Ländern, die sich civilisirt nennen. Alle haben einen Ueberfluss von Gesetzen, auch wir, aber ein Gesetz, welches es unmöglich machte, das einige Menschen in ein Paar Jahren Millionäre werden, und die meisten Anderen, die Producirende Klasse, zur selben Zeit fast verhungern können – Ein solches Gesetz fehlt!

Dennoch, es hat sich im Laufe dieses Jahres vieles verbessert, und es scheint, das wir die lange Zeit der Depression bald endgültig ueberwunden haben werden – wenn Frieden im Lande bleibt!

Unsere Regierung thut sein bestes neutral zu bleiben. Hoffentlich wird diese gute Absicht nicht durch unerwartete Zwischenfälle vereitelt. Es giebt ja auch bei uns Industrielle, die in ihrer Gier nach Kriegsprofite die Massnahmen zur Aufrechterhaltung der Neutralität, unter den Füßen treten möchten.

Seite 354

Wir hatten diesen ganzen Monat fast immer noch mildes schönes Herbst-Wetter, obschon es oft regnete, und 11 Tage lang die Sonne nicht schien. Der erste Schnee kam vorige Woche, doch war es nur wenig.

In unserem Familien-Kreise verlebten wir einige recht angenehme Tage. Erstlich besuchte uns unser Sohn Wilke von Philadelphia, konnte leider nur von Sonntag bis Dienstag bleiben, da er nur einen Abstecher auf einer Geschäftsreise nach Lansing, Mich. machte. Auch Anna war von Mich. gekommen, und so konnten wir eine richtige „Family Reunion“ in Scene setzen. Am 18<sup>ten</sup> wieder begingen wir den 81<sup>ten</sup> Geburtstag meiner lieben Frau. Es gab wieder eine frohe Gesellschaft. Meine I. Frau hatte sie zu beschenken verboten, trotzdem wurde sie von allen Verwandten und Freunden reichlich bedacht.

Dann wurden wir am nächsten Tage mit der Nachricht ueberrascht, dass sich Annette Staehling, unsere Enkelin, mit ihrem Verlobten, John Penn, verheirathet habe, am Freitag im Courthouse. Die jüngere Generation ist in solchen Angelegenheiten rasch fertig. Geht es dann gut, so ist Alles in Ordnung, wenn nicht – so sind sie auch mit dem Ende rasch fertig. Nun, wir wünschen dem jungen Paar von Herzen Glück, und Gottes Segen, doch hätten sie noch eine Zeitlang warten können, zur besseren Vorbereitung.

Ich habe soeben einen schönen Puter gekauft, den wir, wills Gott, morgen mit dankbarem Gefühl geniessen werden. – Denn wir haben allen Grund dem Herrn zu danken. Beide in den Achtzigern, und noch gesund, ohne Nahrungssorgen zu sein, ist ein grosser Segen unseres allgütigen Gottes, darum stimmen wir an:

„Nun danket alle Gott, mit Herzen Mund und Händen.

Der grosse Wunder that an uns und allen Enden!“

Dec. 1935. – Schon in der zweiten Hälfte des letzten Monats im Jahre. Bis vor einigen Tagen hatten wir noch keinen Schnee, und auch keinen starken Frost, doch seit gestern hat es sich geändert. Etwa drei Zoll Schnee bedeckt die Erde, und die Temperatur ist beinahe auf Zero gesunken. Aber die Sonne scheint, und die Menschen lassen sich

Seite 355

nicht abhalten zum bevorstehenden Weihnachtsfest Geschenke einzukaufen, und zwar in diesem Jahr in bedeutend grösserer Quantität als im letzten.

Das ist ein Zeichen dass sich die wirtschaftliche Lage im Allgemeinen gehoben hat, obwohl noch viel zu thun uebrig bleibt. Denn noch sind viele arbeitsfähige und willige Menschen arbeitslos.

Tatsächlich zu hungern braucht ja keiner, wenn er es über sich bringen kann, sich an die oeffentliche Unterstützungs-Bureaus zu wenden. Doch wie viele gibt es, die sich schämen dies zu thun. Das sind meistens die, die ohne ihre eigene Schuld in Noth gerathen sind.

Ja, es ist leider so: „Weihnachtskerzen leuchten, wohl so schön, so roth – Tausend Blicke feuchten, sich in stummer Not.“

Ich erhielt neulich einen Brief von P. Scharphuis aus Norden, Ostfriesland sowie den Ostfriesland-Kalender für 1936. Seinen Schilderungen nach sind die Berichte, die wir in den Zeitungen ueber deutsche Zustände erfahren, meistens nicht im Einklang mit den wahren Verhältnissen in Deutschland, und die „Nazis“ scheinen gut zufrieden zu sein. – Um so besser –

Nun ist auch das heil. Weihnachtsfest für dieses Jahr schon vorüber. So weit es uns anbetrifft, war es eine recht Fröhliche Weihnachtsfeier. Das Christ-Kind hat niemand uebersehen, und alle wurden reichlich bedacht. Auch unsere Tochter Anna und ihr Sohn Christoph waren einige Tage hier, nur Wilke u. W. jun. konnten es nicht ermöglichen zu kommen. Von allen Seiten liefen Weihnachtsgrüsse ein, wie das ja hier Mode ist. Wir sind dem Herrn dankbar, meine liebe Frau und ich, dass wir noch einmal mitmachen durften. Es war rechtes Weihnachts-Wetter, einige Zoll Schnee und nicht sehr kalt.

Auch die Armen in der Stadt werden nicht vergessen. Allenthalben waren Vorbereitungen getroffen sie gebührend zu beschenken, und zu verpflegen.

Unsere, und fast alle Kirchen, sowie die verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten hatten in dieser Hinsicht ihre Pflicht gethan.

Capitel XXI

1936. Schreibe und sage Anno Dei 1936. Denn der Neujahrstag wurde bereits vorgestern gefeiert. Und somit ist die Saison der Festtage vorerst wieder ueberstanden. Denn so viel Freude und Lust sie auch mitbringen, sie bringen auch viel Arbeit und Geschäftigkeit, namentlich für die Hausfrauen mit sich. Wir haben den Tag in aller Stille verlebt. Nur am Nachmittag haben wir unserer Schwägerin Kate, einen kurzen Besuch abgestattet. Es war zugleich ihr Geburtstag, und in früheren Jahren war es immer Brauch, dass die ganze Familie sich am Neujahrsabend bei Kate & Henry versammelte, wo dann der Abschluss der „Yuletide“ in froher Stimmung feuchtfröhlich verlief.

Wie viele die damals dazugehörten sind nicht mehr. Und Aunt Kate selber ist noch immer, mit dem Schlaganfall, nicht im Stande zu gehen, obgleich ihr Zustand sich etwas gebessert hat. Hoffen wir, dass sie wieder gänzlich hergestellt werde. Ja, wir hoffen und wünschen so viel, und sagen „Prosit Neujahr!“ Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. –

Zwei Drittel des Monats Januar sind schon verflossen, und das Wetter blieb leidlich gut.

Doch seit dem 20<sup>ten</sup> d. M. herrscht eine grausame Kälte, wie wir sie nicht mehr erlebt haben seit dem Jahre 1872, wo im Februar die Temperatur bis auf 23° unter Null fiel. Wir hatten in vorletzter Nacht eine Kälte von 19° below Zero, und diese Nacht beinahe wieder dasselbe. Wenn es nicht bald aufhört werden wir den Record vom Jahre 1872 noch ueberbieten. Doch hoffentlich nicht. Es ist zu hart für so viele Arme als sich jetzt im Lande befinden, die nicht genügend Kohlen, Kleider u. Betten, und noch obendrein wenig zu essen haben. Thatsächlich sind auch bis jetzt schon 48 Personen durch die Kälte umgekommen.

Wir selbst können, trotz Furnace und Küchenofen das Haus nicht angenehm warm halten. Auch unser Kohlen-Vorrath geht bedenklich auf die Neige.

Schon vor Ende des Monats werden wir wieder einkaufen müssen, was gewöhnlich nicht vor Ende Februar oder Maerz nothwendig war.

Seite 357

Febr. 3. Nun, der Monat Jan. ist gluecklich überstanden, doch die grimmige Kälte hat wenig abgenommen. Heute ist es zum ersten Mal nicht ganz so kalt, aber es schneit. In Michigan wo unsere Tochter Anna u. ihr jüngster Sohn Christ wohnen liegt über 4 Fuss Schnee, sodass die Transportation fast unmöglich ist.

Wir haben glücklicher Weise zu rechter Zeit eine neue Ladung Kohlen erhalten, und brauchen nicht zu frieren. Trotzdem sind wir alle seit einigen Tagen schwer erkältet. Meine I. Frau musste sogar ein paar Tage das Bett hüten.

Wenn man über 80 Jahre alt ist, kann man nicht viel aushalten. Und die Vorsicht wird doch manchmal ausser Acht gelassen.

Die Kälte hat viele grosse Feuer in der Stadt verursacht, wobei verschiedene Menschen ums Leben gekommen sind. – Es kommen ueberhaupt in letzter Zeit ungeheuer viele gewaltsame, unnatürliche Todesfälle vor. Die meisten durch Autos, aber auch viele durch Mord u. Unglücksfälle. In Chicago ist der Durchschnitt ueber 3 Personen pro Tag.

Feby 29.36. Ich weiss nicht ob ich jemals in diesem Buche etwas eingetragen habe, da es nur alle vier Jahre einmal vorkommt. Immerhin sind wir froh, das dieser Monat vorüber ist, denn bis in den letzten Tagen war grimmige Kälte und Schnee an der Tagesordnung. Er suchte es, dem Monat Januar noch zuvor zu thun.

Morgen ist der 1<sup>ste</sup> März, und mit ihm fängt bei uns die „Daylight saving Time“ wieder an, d.h. die Uhren werden eine Stunde früher gestellt. Von nun an soll, laut Beschluss unserer neuen Stadtväter (Aldermen) dies beständig so bleiben, und wir nehmen die Eastern Standard anstatt wie bisher die Central Standard time zur Richtschnur. Das ist eine Vergewaltigung gegen viele Bürger, die damit keineswegs einverstanden sind, und auch gegen der lieben Sonne, die sich aber nichts daraus macht, und nach wie vor um dieselbe Zeit auf- und untergeht. Die lässt sich nicht vorwärts und rückwärts schieben von

Seite 358

frevelnder Menschenhand. Diese Zeitverschiebung ist ein Unsinn. Wenn es manchen Industriellen und Arbeitern besser passt, im Sommer eine Stunde früher mit den Geschäften anzufangen und aufzuhören, Gut, dann thut es! Aber lasst die Uhren, und die übrige Menschheit in Ruhe. Macht sie nicht confus mit eurem Zeit verschieben. Das ist auch ein Ausbruch des „höheren Blödsinns“, wie so manches andere was die „Grossen Geister“ so gern „anderscht“ haben möchten, z.B. andere Einteilung des Jahres bez. Monate u. Tage, Veränderungen in der Bibel und in der Religion, und noch vieles andere.

Kurz, nichts ist ihnen recht, sie müssen alles bekritteln und beurtheilen, ohne etwas besseres vorzulegen zu haben. Zum Glück fallen sie meistens damit durch, und verschwinden wieder in den Hintergrund, wo sie hingehören.

Doch Nörgler hat es von jeher gegeben, und wird es immer geben. Namentlich was Religion, Politik und die Wissenschaft anbelangt. Nach Freiheit schreien sie! Und doch ist völlige Freiheit nicht für Jedermann gut. Freiheit, ohne Gehorsam und Disciplin, ist Confusion, Chaos. Gehorsam u. Disciplin ohne Freiheit dagegen, ist Tyrannei und Slaverei.

Aber Freiheit, unter verständiger, ehrlicher Obrigkeit, vom Volke selbst, durch Wahl bestätigt, in irgend einer Form oder System, bringt am ersten Friede, Wohlstand, Glück und Zufriedenheit unter die Menschen.

Wir haben den Weltkrieg erlebt, und wissen was der für Folgen gebracht hat.

Ob wir noch einmal einen „Weltfrieden“ erleben werden ist sehr fraglich. Eher noch einmal einen zweiten „Weltkrieg“.

Friede unter der ganzen Menschheit ist undenkbar, es sei denn dass es einmal dazu kommt, dass es in der ganzen Welt nur: „Eine Religion, eine Sprache und eine Form der Regierung“ gibt.

Das Millennium? – Möge es bald kommen!

März 2. Der März ist eingezogen mit milder Gebärde. Hoffentlich bleibt er so. Dann werden wir bald wieder aus dem Winterschlaf erwachen, und zur neuen Tätigkeit übergehen. – Frühlings-Arbeiten.

Seite 359

Maerz 20. 1936. Vorhin machte ich die Bemerkung, dass es wahrscheinlicher sei, dass wir einen zweiten Weltkrieg, als einen Weltfrieden erleben würden, und schon sieht es in Europa danach aus, als wenn ersteres der Fall sein werde, und zwar in allernächster Zukunft. –

Habe ich den Teufel an die Wand gemalt? Hoffentlich nicht. Doch da Adolph Hitler sich das Recht genommen hat, das Rheinland endlich, trotz des Locarno-Pactes, wieder unter deutsche Oberhoheit zu bringen, womit die Rheinländer völlig einverstanden sind, kollern die Nachbar-Länder, vor allem die Franzosen u. Belgier heftig darüber u. drohen mit Krieg. Doch England sucht sie zu beruhigen. Wie es noch enden wird ist ungewiss.

Da Frankreich mit Soviet-Russland einen Vertrag machte zur gegenseitigen militärischen Unterstützung, was offensichtlich nur gegen Deutschland gerichtet ist, sagte Hitler sich los von allen Verbindlichkeiten des Locarno-Pactes, und deutsche Truppen marschirten ins Rheinland, doch nicht um Frankreich anzufallen.

Diesmal hatte er vollkommen Recht, denn die Deutschen haben sich die Bedrückungen der Entente schon viel zu lange gefallen lassen müssen. Doch hoffentlich kann der Vorfall in friedlichem Sinne in Ordnung gebracht werden. Das Rheinland gehört von jeher zum Deutschen Reich. Die „Wacht am Rhein“ muss wieder hergestellt werden!

Bei uns ist schönes Frühlingswetter, doch in den östlichen Staten ist eine grosse Ueberschwemmung, die schon jetzt mehrere hundert Menschenleben gefordert hat. Der viele Schnee in den Gebirgen zerschmilzt zu schnell und die Flüsse treten aus ihren Ufern und ueberfluthen das ganze Land, bis zu einer Höhe von 14 bis 16 Fuss. Nicht nur Menschenleben, sondern Millionen von Sachschaden werden dadurch veranlasst.

Ich weiss aus Erfahrung wie viel Elend ein solches Hochwasser anrichten kann, da ich es vor langen Jahren einmal in East St. Louis mit durchgemacht habe.

Es ist nur gut, dass opferwillige und freiwillige Hülfe von allen Seiten herzu eilt, sonst müssten viele Leute verhungern, wenn sie noch nicht dem Wasser zum Opfer fielen.



Seite 360

April 1936. Das h. Osterfest haben wir in üblicher Weise gefeiert. Es war am 12<sup>ten</sup> d. M. Das Wetter war schön. Der letzte Schnee war geschmolzen, und warm schien die Sonne. So konnten die Menschen in hellen Haufen die Kirchen besuchen. Für viele ist dies der einzige Kirchgang die sie im Jahre machen. Dann kommt am Nachmittag die Hauptsache, die Promenade im „Style Parade“ an den Boulevards. Sie sind glücklich, denken aber dabei wenig, oder gar nicht an die Bedeutung dieses Tages, an den auferstandenen Herrn, Jesus Christus!

Freue dich um so mehr, lieber Leser oder Leserin, wenn du nicht zu dieser Klasse von Menschen gehörst, auch wenn du dich nicht mit neuem Anzug hervor thun kannst. Die innere Ruhe, der innere Frieden, ist mehr werth wie alles das!

Der Monat April ist in unserer Familie der Monat der Geburtstage. Wohl ein halbes Duzend der Verwandten sind im April geboren. Auch ich selber u.z. am 25<sup>ten</sup>.

Fröhlich haben wir diesen Tag gefeiert, und wenn auch nicht Alle, der Entfernung, aber beileibe nicht der Entfremdung wegen, so kamen doch die meisten mich zu gratuliren, und reichlich zu beschenken. Ich danke Allen recht herzlich dafür, und möge der liebe Gott ihre Wünsche in Erfüllung gehen lassen, obwohl ich kaum erwarthe, noch oft meinen Geburtstag zu erleben.

Man wird allmählig immer krüppelicher und unbeholfener, wenn man schon in den Achzigern ist.

Das Wetter ist immer noch kühl, und heute regnet es den ganzen Tag, doch war der Regen hier sehr notwendig.

Wenn er aufhört kann die Gartenarbeit, und auf dem Lande das Pflügen und Pflanzen schneller und lustiger vor sich gehen.

Es müssen leider viele Gewächse ersetzt werden da der starke Frost diesen Winter viele getötet hat. Sogar zwei schöne Tannenbäume die ich vor einigen Jahren vor dem Hause gepflanzt hatte, hat der herbe Frost so beschädigt das sie nicht mehr schön sind.

Seite 361

An meinem Geburtstage, was wohl noch nie vorgekommen, hatte ich dem Begräbniss eines alten Freundes, Henry Gribnitz beizustehen. Er war ein sehr beliebter Mann und betrieb seit mehr als 50 Jahren sein Grocery-Geschäft an 26<sup>th</sup> und Wentworth Ave in seinem eigenen Hause. Die Familie waren alte Ansiedler in der Nachbarschaft, nun aber Alle, bis auf seinen Sohn Will Gribnitz ausgestorben.

In der vorichen Woche war hier Kirchen-Conferenz, und hatte wir Einquartierung von drei Pastoren aus der Umgegend. Es waren nette Leute, u. haben wir uns gut unterhalten-

Heute am 28<sup>ten</sup> Apl. wäre der Geburtstag meines Vaters gewesen u.z. der 113<sup>te</sup>. Er starb aber leider schon im 67<sup>ten</sup> Lebensjahre.

Es ist heute wieder schönes Wetter, und da nehme ich die Gelegenheit wahr, ein wenig im Garten zu arbeiten. Es ist so wie so schon ein etwas spätes Frühjahr.

#### Capitel XXII

Mai 1936. Der Mai ist gekommen – und heute ist schon der 29<sup>ste</sup> – und es ist kalt genug um Feuer im Ofen anzumachen. Kühles Wetter und wenig Regen, ist im Durchschnitt festzustellen.

Gestern am 28ten Mai feierten wir unseren 60<sup>ten</sup> Hochzeitstag. Dies nennt man wohl „Die Diamantene Hochzeit“. Doch von Diamanten, oder grosser Feier war nichts zu sehen. Der Tag verlief ruhig. Nur unsere Tochter Anna von Michigan ließ es sich nicht nehmen, uns außer einigen näheren Freunden, persönlich zu begrüßen.

Doch sind wir unserem lieben Gott recht dankbar, daß Er uns bis hierher gesegnet und begleitet hat. Wenn auch an Alters-Gebrechen leidend, sind wir

Seite 362

doch im Allgemeinen noch bei gutem Wohlbefinden, und freuen uns der langen Spanne Zeit, die der Herr uns vergönnt auf dieser Erde zu wallen, und leben der frohen Hoffnung einst auch in Seinem himmlischen Reiche aufgenommen zu werden.

Wenn man sich die Zeitungs-Berichte vergegenwärtigt, sollte man meinen, daß es seit Beginn des Christenthums nie eine gottlosere Zeit als die jetzige gegeben hat.

Die scheußlichsten Morde und andere Greuel sind täglich zu verzeichnen. Dazu Kriegsrumor u. Säbelrasseln aus allen Ecken der Welt.

„Oh, wie wird es endlich werden, Ach wie wird es laufen ab,“ sollte man da ausrufen.

Da ist nun wieder ein Geheimbund aufgedeckt die sich, anstatt wie früher der Ku Klux Clan in weisser, in schwarzer Unhüllung zeigt. Eine schwarze Maske u. Haube mit Totenkopf und Beinknochen geziert, vervollständigt den Anzug. Sie soll ueber mehr als 6000000 Mitglieder in den Vereinigten Staaten verfügen.

In Detroit, Mich. sind mehrere derselben verhaftet worden denen es bewiesen wurde, und von denen auch einer bekannte, dass sie einen Mann namens Poole, der beschuldigt wurde von einigen Frauen aus seiner Verwandtschaft, dass er seine Frau, während sie in einem Hospital die Geburt eines Kindes erwartete, mishandelt zu haben, bei Nacht aus seinem Hause geholt, und während er knieend seine Unschuld betheuerte, kaltblütig erschossen zu haben. Später sagte seine Frau dass die Anklage nur eine Verleumdung böser Zungen gewesen, und ihr Mann immer gut zu ihr gewesen sei. Da ist sich doch kein Mensch mehr des Lebens sicher. Die Aufnahme-Verpflichtungen dieses Ordens der sich auch „Black Legion“ nennt und wohl der Nachfolger des Ku Klux Klans ist, sind so Haarsträubend, dass man sich nicht denken kann, wie ein vernünftiger Mensch

Seite 363

solche Verpflichtungen, die mit eigenem Blut unterzeichnet werden müssen, und die mit der Phrase endigen „We have no Exmembers, except in the Graveyard“ eingehen kann. Hoffentlich wird es den „G.-Men“, die jetzt von der Regierung damit beauftragt werden, bald möglich sein, diese Höllenbande auszurotten.

Nun ist der schöne Monat Mai zu Ende gegangen. Am 30. feierten wir „Decoration Day“, indem wir mit Wm. Gareiss Car fruehzeitig uns aufmachten, Blumen einzukaufen um sie auf die Gräber unserer dahingeshiedenen Lieben zu pflanzen.

Ma mochte nicht mit, da sie das lange Fahren im Auto nicht aushalten kann, und so fuhren Wm Gareiss u. Familie, unsere Anna u. Hattie und ich denn los. Wir hatten eine gute Tagesarbeit vor uns, da im ganzen zehn Gräber geschmückt sein mussten. Die meissten davon sind in Waldheim, welches nordwestlich von uns liegt, doch zwei Gräber sind in Bethania, welches weit südlich von uns gelegen ist. So hatten wir viel zu fahren und über hundert Blumen zu pflanzen. Das letztere hat Will G. fast ganz allein besorgen müssen, da mir das Bücken zu schwer fällt.

Trotz alledem waren wir um 5 Uhr Nachmittags wieder glücklich zu Hause angelangt. An solchen Tagen ist es etwas gefährlich zu fahren, da so viele Cars an der Road sind. Es waren an dem Tage auch viele Unfälle, und sieben mit tödlichem Ausgang zu verzeichnen.

Am 31<sup>ten</sup> Mai feierten wir das heil. Pfingstfest. Waren Vormittags Alle zur Kirche und hatten am Nachmittag und Abend recht viel Besuch.

Nur von unserem Sohn Wilke, den wir eigentlich erwartet hatten, horten wir nichts.

Die Familie hier in Chicago wird schon so gross, dass wenn alle zusammen kommen das Haus ziemlich voll wird.

Auuserdem waren noch einige gute Freunde erschienen uns zu begrüßen. Wir feierten nämlich

Seite 364

am 28<sup>ten</sup> Mai die sechzig jährige Wiederkehr des Tages unserer Hochzeit, den 28<sup>ten</sup> Mai 1876.

Mit dankendem Herzen gegen Gott, der uns diese langen, vielen Jahre so sehr gesegnet und bis hier geleitet hat, verlebten wir den Tag mit anderen Verwandten und Freunden.

Wir schreiben heute schon d. 8<sup>ten</sup> Juli. Der Monat Juni verging unter politischen Conventionen.

Zuerst war die Republicanische. Die ernannten Gov. Landon von Kas. zum Presidentschafts-

Candidaten. Sie tagten in Cleveland, O. Darauf tagte die Dem. Convention in Philadelphia, Pa. u. ernannten einstimmig Franklin D. Roosevelt, unseren jetzigen Presidenten als Candidat für die kommende Wahl.

Ein Presidenten-Wahl-Jahr ist immer ein aufregendes Jahr. Es wird so viel in den Zeitungen sowohl als

unter Bürgern, politisirt, pro und con, dass man der Sache schliesslich ueberdrüssig wird. Es wird sich ja im November zeigen wer Sieger bleiben wird. – Hoffentlich bleibt unsere gegenwärtige

Administration im Sattel, denn, wenn auch langsam, so scheidet die Aufbesserung in der Volkswirtschaft doch stetig vorwärts.

Leider sind die Aussichten auf eine gute Ernte in diesem Jahre wieder „zu Wasser“ geworden, das

heisst im umgekehrten Sinn, denn die liebe Sonne hat es in den Nordw.-Staten so gut gemeint dass fast alles, Corn, Weizen, Baumwolle und die Viehweiden ganz ausgetrocknet sind, und vielerorts das wenige, was noch übrig war, von Heuschrecken, Locusts u. anderem Ungeziefer aufgefressen wurde.

Es kommt kein Regen und ist überall sehr heiss. Auch wir sind davon betroffen, denn während ich hier schreibe, zeigt das Thermometer, hinter mir im Schatten über 100°F.

Das ist stark für Chicago. In der Umgegend ist es noch schlimmer. Ich stehe jeden Morgen früh auf, um meinen Garten zu bewässern, ehe die Force im Schlauch so gering ist, dass es unmöglich wird.

Seite 365

August 4<sup>th</sup> 1936. Heute ist der erste Tag seit mehreren Wochen, dass wir wenigstens etwas Regen erhielten. Auch die Temperatur ist gefallen. Hoffentlich regnet es noch mehr, und bleibt kühl. Der ganze Monat July war uebermässig heiss, demzufolge der Boden über einen Fuss tief zu dürrem Sand ausgetrocknet ist. Wir könnten ein paar Tage starkes Regenwetter vertragen.

Die Dürre im ganzen Lande scheint noch mehr Schaden angerichtet zu haben als es im Jahr 1934 der Fall war.

Letzte Woche hatten wir den Besuch unseres Sohnes und Enkels Wilke (1 und 2) aus Philadelphia. Es war uns eine Freude und hatten wir eine angenehme Zeit zusammen. Am Samstag flogen sie wieder davon. Ja flogen, lieber Leser, denn sie bestiegen um 6.<sup>30</sup> p.m. ein Flugschiff, und heute erhielten wir Nachricht dass sie schon um 11.<sup>36</sup> p.M. selbigen Abends zu Hause angekommen wären. – Da sieht man dass weite Entfernungen heutzutage nicht mehr viel zu bedeuten haben.

Und doch! – Wenn auch der Verkehr unter den Menschen immer leichter hergestellt wird. – Vertragen thun sie sich nicht besser als in den früheren Tagen. Zur Zeit ist mal Spanien an der Reihe, dort schlagen sie sich gegenseitig die Schädel ein. – Vielleicht greift eine andere Nation ein, und dann kann wieder ein regelrechter Weltkrieg in Scene gesetzt werden!

Mein Neffe in Ostfriesland, Dr. Scharphuis schrieb vor einigen Tagen, dass in Deutschland alles ruhig wäre, und die Geschäftswelt zufrieden sei.

Auch bei uns blühen die Geschäfte ja wieder auf.

Hoffentlich erleben wir keinen Umschwung der alles wieder aus dem Geleise wirft, was in den letzten drei Jahren zu Stande gebracht worden ist, dank unserer weisen Regierung.

Seite 366

Der Monat August neigt sich seinem Ende zu. Es ist in diesem Monat mehr Regen gefallen als im ganzen Sommer zuvor. Doch hatten wir auch die heissesten Tage, das Thermometer stieg sogar einmal bis zu 103°F. Das war ein neuer Record für Temperatur in Chicago. Verschiedene Personen erlagen dieser unerhörten Hitze. Bäume, Sträucher und Blumen liessen die Blätter hängen, und vieles verdorrte.

Doch jetzt, nach verschiedenen ausgiebigen Regengüssen, sieht alles wieder schön grün aus. Leider wird es der Dürre im ganzen Lande wenig nützen, da es zu spät kommt. Viele Farmer müssen wiederum von der Regierung unterstützt werden.

Und diese Regierung, die das wirklich thut, und viel Geld dafür, und für anderweitige Arme und Arbeitslose verausgabt, wird dafür von ihren gehässigen Gegnern als sinnlose Verschwender-Bande verschrieen. Dass aber das Geschäfts- und Industrieleben sich von Tag zu Tag bessert, wird nicht anerkannt.

Ich meine, lieber Leser, es ist besser das Geld für oeffentliche Zwecke und Arbeiten, die sich vielleicht erst in späteren Jahren als nutzbringend erweisen, auszugeben als es fremden Nationen als grosse Anleihen in den Rachen zu stecken. Wir sehen ja dass sie, ausgenommen das kleine Finnland, nicht einmal willens sind die Zinsen zu bezahlen. – England, Frankreich, Russland u.a. denken nicht daran Uncle Sam gerecht zu werden.

Es scheint zur Zeit dass wieder ein allgemeiner Europäischer Krieg ausbrechen wird wegen der spanischen Revolution, die immer barbarischer wird, und dem ein schnelles Ende gemacht werden sollte. Doch darüber werden sich andere Nationen, wie Italien u. Russland, und auch Frankreich, in die Haare fallen.

Dann werden sie wieder kommen und Gefälligkeiten von uns erwarten, vielleicht sogar uns in den Krieg einzugreifen bitten, oder Geld u. Waffen zu schicken. Doch so lange F.D. Roosevelt am Ruder ist, und dass werden hoffentlich noch die nächsten vier oder fünf Jahre sein, wird daraus – Nichts! –

Seite 367

Wir haben in den drei letzten Jahren zur Genüge erkannt, dass wir unter der jetzigen Administration mehr erreicht haben als unter der Vorhergehenden in zehn Jahren.

Alles Poltern und Schimpfen der anderen Parteien, es sind ja jetzt zwei, ausser Democraten, Landon und Lempke sind Presidentschafts-Candidaten derselben wird ihnen nicht helfen.

Das amerikanische Volk hat gelernt sich um keine Partei mehr zu kümmern sondern ihre eigenen Candidaten zu unterstützen.

Und das ist gut so. Früher sagte Mancher, Ah, ich war immer Republicaner oder Democrat, und mein Vater und Grossvater schon vor mir ebenfalls. Nichts würde solche Personen bestimmen anders zu wählen.

Doch darin hat sich vieles verändert. Die Menschen von heute stimmen nicht so leicht für Beamte die sich nicht bewährt haben, sondern urtheilen nach den vorhandenen Thatsachen. Und wenn dies ernstlich und allgemein geschieht, so haben wir im November wohl keine grosse Aenderung in der Administration zu erwarten. „Abwarten und Theetrinken“ sagt der Deutsche.

Da erhielt ich heute einen Brief von meinem Verwandten Dr. P. Scharphuis in Norden, Ostfriesland. Der kehrte kürzlich von einer langen auswärtigen Vergnügungstour zurück.

Als ein guter Beobachter schreibt er dass es fast in allen Ländern gährt, und nur ein entzündender Funken nothwendig sei, um einen zweiten Weltkrieg zu entfachen.

Nur in Deutschland ist man ruhig und zufrieden, und sie wollen keinen Krieg.

Er meint das die grösste Gefahr von den Juden ausgehe, die immer am Aufreizen und intriguirenden wären.

Vielleicht ist er nicht so weit von der Wirklichkeit der Sachlage entfernt.



Seite 368

Sept. 1936. Auch der September neigt sich schon seinem Ende zu. Es ist kühl und regnet. Das Laub fällt von den Bäumen oder nimmt schon herbstliche Farben an. Wir haben schon zu heizen angefangen um wenn nicht mehr draussen, so doch im Hause wohlig zu fühlen. Die Zeit zur abendlichen gemütlichen Unterhaltung auf unserer „Front Porch“ ist für dieses Jahr wieder vorbei. Und es gibt in diesen Wochen so viel zu argumentieren u. zu verhandeln, namentlich über Politik, sowohl heimische als auswärtige Fragen.

Ueberall scheint etwas im Gähren begriffen zu sein.

#### Capitel XXIII

Mit dem ersten Schnee, am 26<sup>ten</sup> Oct., will ich dieses Capitel eröffnen. Er kam dieses Jahr früh, der Schnee, aber blieb nicht lange liegen, denn am nächsten tag u. seitdem haben wir wieder herrliches „Indian Summer“-Wetter. Von den Bäumen sind die meissen Blätter schon abgefallen, aber sonst ist noch Alles im schönsten Grün. Auch einige Blumen blühen noch. Auch die Sonnenblume, das Symbol des States Kansas blüht noch. Wenigstens an der Brust der Anhänger von dem republicanischen Presidentschafts-Candidaten Alf Landon, des jetzigen Gouverneurs von Kansas.

Doch diese werden am nächsten Dienstag d. 3<sup>ten</sup> Nov. wohl alle verwelken. Sie geben sich gerade in dieser letzten Woche vor der Wahl die allergrösste Mühe Stimmen für ihre Partei zu gewinnen. Schmähungen und Lügen ueber die jetzige Administration sind an der Tagesordnung. Landon, Knox, Hearst u. viele Andere halten täglich grosse unverständliche Reden gegen die Errungenschaften Pres. F.D. Roosevelts, nur etwas was diese uebertreffen könnte, wissen sie auch nicht vorzubringen. Freilich, sie möchten sich die verlorene Macht, und die Gelegenheit noch mehr Millionen zu erlisten, so gerne wieder erobern, und wenn sie es diesmal nicht erreichen, trotz der finanziellen Unterstützung der Capitalisten, so wird die G.O.P. und was drum und dran hängt, wohl für lange Jahre oder für immer mausetot sein. Denn das Volk hat angefangen nicht mit Partei-Rücksichten sondern nach eigenem Gewissen und Ermessen zu wählen und „Vox Populi, Vox Dei.“

Seite 369

Nov. 4<sup>th</sup> 1936. Nun ist es geschehen. Gestern hat das Volk sehr deutlich gesprochen. Ausser in den Staten Maine und Vermont, wurde President F.D. Roosevelt zum zweiten Male erwählt, mit einer noch grösseren Mehrheit als im Jahre 1932. Nur zwei Staten, die jedoch nur je einen oder zwei Electoral-Stimmen aufzuweisen haben, wählten für Landon, selbst sein eigener Staat Kansas wählte demokratisch. Ich habe es vorausgesagt, es war der grösste „Landslide“ für Roosevelt, der jemals sich ereignete. Wie ich vorhin erwähnte, das Volk richtete sich nicht nach der Partei-Frage, sondern stimmte seinem Gewissen nach, für den Mann, der am meissen für das Vaterland, und namentlich für den Farmer- und Arbeiter-Stand gethan hatte und noch thut. Er hat das unbedingte Vertrauen der Nation. Es lagen dieses Mal keine Fragen wie 1932, die Prohibition oder dergleichen vor, einzig das Gefühl von Dank, und Ehre dem Ehre gebührt.

Und der Erfolg fängt schon an sich zu zeigen. Die Geschäftswelt regt sich, und Arbeitslosigkeit vermindert sich von Woche zu Woche. Man ruft: Forward with Roosevelt. Hoffentlich bleibt es dabei. Der Bürgerkrieg in Spanien ist immer noch im Gange. In Madrid herrschen furchtbare Zustände. Tausende sind schon hingemordet, und noch kein Ende. Möge es bald kommen, damit die unmenschliche Schlächterei einmal aufhört. Denn nicht nur Soldaten, sondern viele Frauen und Kinder fallen dem Kriegsmoloch täglich zum Opfer.

In unserer Familie steht ein freudiges Ereigniss bevor. Nämlich unsere Tochter Anna verwittwete Frau Staehling besuchte uns mit ihrem Verlobten, dem Herrn A.D. Robinson aus Michigan. Er ist dort Commissioner of Drainage, schon mehrmals wieder erwählt, und besitzt ausserdem eine Dairy-Farm, sowie Stadt-Eigenthum in Lansing, und anderen Towns in Mich. Er hat auf uns Allen einen guten Eindruck gemacht, und da sich die Verlobten sehr lieb zu haben scheinen, wird, will's Gott die Hochzeit am Danksagungstag den 26<sup>ten</sup> Nov, 1936 stattfinden.

Seite 370

Am Mittwoch d. 18<sup>ten</sup> Nov. 1936 feierten wir den 82<sup>ten</sup> Geburtstag meiner lieben Frau Christine. Wir verlebten einen frohen Tag im Kreise vieler lieber Verwandten und Freunden, und es ist gerade dieser Tag, den ich persönlich noch recht oft feiern möchte. Walte es Gott.

Am Danksagungstag, Donnerstag d. 26<sup>ten</sup> Nov. fand die Trauung unserer aeltesten Tochter Anna mit Herrn A.D. Robinson statt und zwar in der Luth. Kirche zu Paw Paw, Mich. durch Herrn Pastor Koehler.

Nur unsere Hattie und Lill. Brenstein, die mit den Verlobten am Tage nach dem Geburtstags-Feier gleich mit ihnen gefahren waren, konnten Zeugen der Trauung sein. Alle verheiratheten Kinder Annas & Hatties sowie auch A.s aeltester Sohn George fuhren am Morgen fort, kamen jedoch zu spät dort an, feierten aber nachher auf A.D.'s Farm, nahe Hartford, wo die Neuvermählten vorläufig zu wohnen gedenken, gebührend Hochzeit.

Auch wir beiden Alten waren so um 9 Uhr mit Will Gareiss u. Frau in seinem neuen Auto abgefahren. Da diese Car mit Leichtigkeit 70 Meilen pro Stunde macht, meinte er wir könnten die Andern noch überholen. Nachdem wir Gary, Ind. passirt hatten, begann es zu schneien. Wir kamen bis nahe Michigan City, Ind. aber da war ein schrecklicher Schneesturm. Schon lagen verschiedene Cars und Trucks auf beiden Seiten der Hochstrasse. Wir versuchten durch zu kommen, aber die Angestellten der Wrecking Co., die dort am Aufräumen waren winkten uns zurück, u. wir kehrten um.

Nach etwa 3 Meilen auf dem Rückweg meinte Will er wolle es noch einmal versuchen, da auch Earl oder die anderen der Verwandten in dem Blizzard zu Schaden gekommen sein möchten. Also wieder vorwärts.

Wir kamen wieder an die Unglücksstätte, und sahen dass noch mehr Cars im Graben umher lagen wie das erste mal. Und der Schnee wirbelte wie eine Dampf-Säule ringsum. – Da gaben wir es auf, und machten wieder kehrt, was aber wegen dem jetzt fusstiefen Schnee diesmal viel schwieriger und gefährlicher war, wie vor einer Stunde.

Seite 371

Endlich gelangten wir dann enttäuscht wieder zu Hause an. Und unser Thanksgiving turkey dinner erhielten wir auch noch, denn Mr. & Mrs. Young von Upstairs, brachten ihren grossen Braten herunter, und wir dinirten in Gemeinschaft davon.

Spät abends, nach 11 Uhr kamen dann die Hochzeits-Gäste, alle wohlbehalten heim. Sie erzählten dass alles nach bestem Wunsch verlaufen, und alle eine gute Zeit gehabt hätten. Seitdem erhielten wir einen Brief von A.D. u. Anna. Sie wohnen vorläufig auf der Farm und scheinen beide recht glücklich zu sein. Möge der liebe Gott sie auch weiter so behalten!

Dec. 30.1936 – Noch ein Tag, und das ereignisvolle Jahr 1936 ist in die Vergangenheit entschwunden. Das liebe Weihnachtsfest ist ihm schon vorangegangen. Noch steht wohl der Weihnachtsbaum, noch sprechen wir täglich von den vielen schönen Geschenken, die jeder von uns erhalten hat. Wir vermissen unsere lieben Gäste, A.D. Robinson, Anna und seinen Sohn Gordon. Sie reissten vorgestern wieder heim, nachdem wir zusammen einige froehliche Tage verlebt hatten. Wenn auch unser Sohn Wilke dagewesen wäre, er war leider unabkömmlich, so hätten wir unsere drei Kinder wieder einmal in unserem Hause beisammen gehabt. Immerhin waren es recht angenehme Feiertage für unsere ganze Familie, und wir konnten von Herzen mit einstimmen in die Dank- und Loblieder die wir in der Kirche und zu Hause sangen.

Und morgen ist Sylvestertag Was das Jahr 1937 bringen wird? Es bereiten sich zur Zeit so viele grosse u. wichtige Probleme, in politischer sowohl als wirtschaftlicher Hinsicht vor, dass man wohl mit Recht viel Gutes, oder aber auch viel schlechtes erwarten darf.

Nun, der alte Gott lebt ja noch, und wir wollen es seiner allmächtigen Hand ueberlassen, die kommenden Ereignisse in der Weltgeschichte zu bestimmen.

Ihn, Ihn lass thun und walten, Er ist ein weiser Fuerst, Und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst.

Mit diesem Vertrauen schliesse ich denn meine Betrachtungen für das Jahr A.D. 1936.

Capitel XXIV

Januar 1937. Schon sind einige Wochen des neuen Jahres verflossen, und noch immer haben wir kein richtiges Winter-Wetter gehabt. Höchstens einige trübe regnerische Tage und leichten Schnee und Frost. In gesundheitlicher Hinsicht wäre es wohl besser, wenn es kälter wäre, denn Fälle von Influenza und Pneumonia werden immer zahlreicher, namentlich in den grossen Städten.

Heute am 20<sup>ten</sup> Januar ist in Washington D.C. Inaugurationstag des Präsidenten F.D. Roosevelt. Da wird es wohl hoch hergehen, da dies das erste Mal ist, da es an diesem Datum anstatt am 4<sup>ten</sup> März geschieht. Das Gesetz wurde ja dem entsprechend geändert.

Es ist im neuen Jahre noch keine Kriegserklärung in Europa erklärt worden. Hoffentlich bleibt sie ganz aus, obschon viele Mächte auf dem Sprunge stehen.

Langsam bessert sich die industrielle Lage bei uns. Viele der neuen Einrichtungen scheinen schon Frucht zu tragen.

Wenn doch auch nur die abscheulichen, unmenschlichen Morde und „Kidnapper“-Fälle verhütet werden könnten.

Ich erinnere nur an den unglücklichen Charles Mattson, der am 29<sup>ten</sup> Dec. 36 aus dem Hause seiner Eltern Dr. Mattson, in Tacoma, Wash. gewaltsam entführt wurde. Er war 10 Jahre alt, und vor einigen Tagen fand man seine verstümmelte Leiche in einem Gebüsch, 50 Meilen entfernt auf. Der oder die Verbrecher sind noch nicht verhaftet worden, doch die Verfolgung schläft indessen nicht ein.

Februar 1937. – Noch immer ist die oben erwähnte Mordthat nicht aufgeklärt. Und jeden Tag kann man von anderen neuen Verbrechen lesen. Durch Erschiessen, Ertränken, Erhängen, Erwürgen und Vergiftung verlieren fast täglich mehrere Menschen in unserem Lande ihr Leben.

Die fast in jedem Falle zutreffende Ursache ist Geldgier. Ja, die Geldgier stiftet viel Unheil an in der Welt. Wenn auch Liebesaffären oder oder Neid u. Ehrgeiz eine Rolle spielen, letzten Endes ist es doch meistens die Gier nach Geld, die zum Verbrechen führt.

Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern sich ja jetzt zusehends, doch immer neue Streikes werden angestellt. Ist einer endgültig erledigt, so geht es wieder anderswo los.

Seite 373

Und dabei wird jetzt eine ganz neue Methode ausgeführt. Früher legten die Angestellten einfach die Arbeit nieder und umstellten das betreffende Anwesen mit „Pickets“ – Leute die aufpassen mussten dass keine „Strikebrecher“ Zutritt erhielten. Jetzt wird es anders gemacht. – Alle Angestellten u. Arbeiter, nachdem der Strike erklärt wurde, bleiben Tag und Nacht in den Gebäuden, bis es zu einer Entscheidung zwischen Arbeitgebern und Arbeiter gekommen ist. – Der grosse Autostrike, wo über 10000 Arbeiter sich wochenlang am Sitzstrike beteiligten, ist zu Gunsten letzterer vor einigen Tagen beendet.

Das beste daran ist jedenfalls die Thatsache dass keine Totschlägerei verübt wurde.

Hätte die „Supreme Court“ nicht die N.R.A. als ungesetzlich erklärt, so wären wohl diese Strikes nicht vorgekommen. Nun, President Roosevelt ist ja noch da, und wird wohl Mittel und Wege finden, um die Anmassungen dieser alten „Judges“ in Zukunft zu vereiteln, auf das vom Congress angenommene Gesetzte nicht als ungültig erklärt werden können.

Gestern Abend, am 9<sup>ten</sup> März lauschten wir am Radio der Rede des Presidenten, worin er den Nörglern unumwunden seine Meinung sagte. Und damit hat er die Meinung der americanischen Bevölkerung ausgesprochen.

Wir sind bereits in der Mitte des Monat Maerz, und noch immer ist kein richtiges Winterwetter zu verzeichnen, ausser dann und wann ein ziemlich kalter Tag. – Schnee fast gar nicht.

Doch die Unruhe in der Welt geht weiter. Spanien noch im Burgerkrieg. In der Industrie ueberall Strikes – Sitzstrikes!

Dabei befinden wir uns in der Fastenzeit. – Wenn doch mehr Menschen sich auf ihre Religion besinnen möchten. Sie nennen sich Christen, aber ein christliches Leben zu führen, das ist zu schwer. – Sie suchen nur Ehre und Geld. – Wie antwortete der Herr dem Mann, der sich so reich und zufrieden fühlte. – „Du Narr, heute wird man deine Seele von dir fordern!“

Seite 374

März 17.1937 – Heute vor 71 Jahren verliessen wir Deutschland. Wir stiegen auf das Schiff „Shakespeare“ um nach den Vereinigten Staten von Nord-America aus zu wandern. Das wir unser liebes Ostfriesland nie wieder sehen würden, dachte damals wohl keiner von uns.

Hingegen hatten wir grosse Hoffnung in absehbarer Zeit in der Lage zu sein, einen Abstecher nach dem alten Vaterland uns leisten zu können.

Doch, wenn auch die Möglichkeiten oftmals günstig genug aussahen, ist es doch niemals dazu gekommen.

Das sind nun heute 71 Jahre her. Von unserer Familie bin ich der einzige, der noch am Leben ist, aber auch alt und gebrechlich. Und so kann ich wohl sagen dass unsere Abfahrt damals auf ein „Nie wiedersehen“ hinauslief.

Unser Familien-Name ist ja auch längst in Deutschland ausgestorben, obwohl ich immer noch im Briefwechsel mit meinem Neffen, Dr. Paul Scharphuis zu Norden stehe. Es ist ja auch jetzt alles so ganz anders drüben als es zur Zeit unserer Abreise war. „Besser!“ sagen die Deutschen. – „Hoffentlich“ sagen wir Deutsch-Amerikaner, und schütteln manchmal die Köpfe. Freilich, eins steht fest, nämlich dass Adolph Hitler das deutsche Volk geeinigt, und aus dem Dusel der Kleinstaterei erweckt hat, und somit das „Dritte Reich“ erschaffen hat. Aber immer giebt es dort auch Zustände, die uns Deutschamerikanern nicht einleuchten wollen, z.B. die Religions-Frage u.a. Möge die Zukunft zeigen ob der „Führer“ auch die rechte Spur verfolgt.

April. 1937. – Dies ist immer ein geschäftiger Monat bei uns. Da kommt zuerst die grosse „Hausreinigung“, Schummeln sagten sie in Ostfriesland. Um diesem Trubel so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen, fange ich an, meinen Garten zu bestellen. Auch dazu wird es ja Zeit.

Am 25ten April feierte ich meinen 86<sup>ten</sup> Geburtstag. Fast alle Kinder, Grosskinder, Urgrossenkel und auch Verwandte und Freunde waren erschienen. Da es ein Sonntag war, konnten die meisten leicht abkommen, und so wurde der Tag zu einem recht gemütlichen und frohen Familien-Fest. Ich wurde sehr reich beschenkt, und alle verlebten einen vergnügten Tag. Auch ich freute mich, und dankte allen herzlich für die schönen Geschenke. Und im Stillen dankte ich auch dem Lieben Gott, der mich bis hierher erhalten.

Seite 375

Mai. 1937. Es ist schon die erste Hälfte des schönen Monats Mai verstrichen. Alles blüht und grünt, doch das Wetter ist meistens zu kühl um schnelles Wachstum hervor zu bringen. „Mai nass – Wein im Fass.“ sagt eine alte Bauernregel. Hoffen wir dass dies in diesem Jahre zutrifft.

Es scheint das zur Zeit viele junge Leute Hochzeit machen, wohl in Folge der sich immer verbessernden Arbeits-Gelegenheiten. Auch unser Enkel George Staehling verheirathete sich am 18<sup>ten</sup> April mit Veralda Penn, eine Schwester seines Schwagers. So geht eines nach dem Andern. Viel Federlesens wird nicht wie zu unserer Zeit darüber gemacht. Nur wenn Könige und Reiche heirathen sind alle Zeitungen voll davon, so wie jetzt über den „Duke of Windsor“ Edward und seiner Wallis Simpson.

Juni. 1937. Nimmt man in diesen Tagen eine Tageszeitung zur Hand, so sieht man auf dem Titelblatt in grossem Druck: „Auto workers strike“, „Steel workers Strike“, „Coal workers Strike“ und noch viele mehr. Liest man die Finanzberichte der verschiedenen Industrien, so findet man dass alle grössere „Net Profits“ zu verzeichnen haben als im Vorjahre.

Das „Wagner-Gesetz“ welches eine Mindest-Lohn u. eine Maximum-Arbeitswoche verlangt ist von der Supreme court in Washington anerkannt worden. Auch sieht es vor dass vorkommende Uneinigkeiten zwischen Arbeitgeber u. Arbeiter durch friedliche Unterhandlungen geschlichtet werden sollten.

Warum nun diese vielen Strikes, wodurch schon im letzten Monat etwa ein dutzend Menschen ihr Leben einbüssten, u. hunderte Andere verwundet worden sind?

Es gibt hier leider eine Anzahl gefährlicher Rädelsführer, die die Arbeiter durch Communistische Reden aufrühren, u. ihnen falsche Vorspiegelungen machen, aber selbst im Trüben fischen zu können, und der oberste der Teufel ist John L. Lewis.



Capitel XXV

Juli 1937. – Der glorreiche „Fourth of Juli“ wurde, da er auf einen Sonntag fiel, fast drei Tage lang ausgiebig gefeiert. Dabei gibt es dann immer viel Lärm, und viele Unfälle sind zu verzeichnen. Doch dieses Jahr ging es noch gelinde zu. – Doch wenn ein 78jähriger Mann, wie es in unserer Nachbarschaft geschah, in seinem Enthusiasmus, oder ist es Dummheit?, einen „Firecracker“ an seiner Pfeife anzündet und dabei das Gesicht so verbrannte, dass er ins Hospital gebracht werden musste, so darf man erwarten, dass viele vorwitzige Kindern sich die Finger verbrennen, oder zu noch grösserem Schaden kommen.

Noch immer wütet in Spanien die Revolution. Wird es doch noch zur Einmischung anderer Mächte kommen? Es sieht fast so aus. Ein kleiner Missgriff, ein Funke kann leicht nochmals einen Weltkrieg entfachen.

Ueberall herrscht Unruhe in der Welt. Nirgends fast wirklicher Friede.

Auch in unseren Vereinigten Staten ist es, trotz dem Aufschwung der Industrie, lange nicht so wie es sein sollte. Arbeiter verdienen im Allgemeinen ja gute Löhne, werden aber immer wieder von den Hetzern aufgestachelt mehr zu verlangen.

So einfach wie es z. B. die Barbieri gemacht haben, geht es in vielen Geschäften nun nicht. Nämlich die Haarkünstler erhielten lange Zeit 6 Dlls pro Tag, und eine Commission von 50%. Das war ihnen nicht genug, sie verlangten 8 Dlls und 60% Com. Gut, ihre Union beschloss es, und gebot den Eigenthümern der Barbierläden, die natürlich auch Mitglieder der Union sind, für Haarschneiden anstatt 60<sup>¢</sup> (früher waren es nur 25<sup>¢</sup>) von nun an 75<sup>¢</sup> zu verlangen, und rasiren kostet anstatt früher 10<sup>¢</sup>) jetzt 25<sup>¢</sup> und an Samstagen 35<sup>¢</sup>.

Also so soll das Geld einkommen. Wer bezahlt die geschwollenen Löhne? Du und ich, lieber Leser und jeder Andere, der Bart und Haarschopf nicht zum Urwald werden lassen will. Und Kahlköpfe zahlen das Gleiche.

Seite 377

Aug. 1937. – Fast den ganzen Monat July herrschte eine ungewöhnlich starke Hitze, täglich zwischen 85° u. 90°F, und auch jetzt im Anfang dieses Monats ist es so. Dies trägt nicht zum Wohlbehagen der Menschen zu. Namentlich für kleine Kinder und alte Leute ist es schwer zu ertragen. Es macht sie schwach und widerstandslos.

Dies ist wohl auch der Hauptgrund dass ich am letzten Freitag d. 30<sup>ten</sup> July ein Nasenbluten, dass sich zu einem wirklichen Blutsturz ausbildete, bekam. Fast anderthalb Stunden hielt es an. Ich verlor etwa 2 Quart Blut, sodass ich, als man mich zu Bett bringen wollte, ohnmächtig hinfiel. Dann kam endlich ein Doctor. Doch wenn es nicht schon vorher durch Hausmittel gelungen wäre, das Bluten abzustellen, wer weiss was geschehen wäre. Nun der liebe Gott war bei mir, Ihm sei Ehre und Dank. Doch seit gestern Abend leidet auch meine liebe Frau an heftigen Rückenschmerzen. Hoffentlich verläuft sich auch dieses Leiden bald mit gutem Ausgang. Will's Gott! Unsere I. Tochter Hattie hat dieser Tage viel Trouble mit uns. Auch unsere Tochter Anna war am Samstag hier, musste aber auch an dem Tage wieder fort, da sie wieder in ihrem Amt in Paw Paw thätig ist.

Nun, der Monat August neigt sich auch schon wieder seinem Ende zu. Viel heisses Wetter hat es gebracht, doch jetzt ist es wieder kühl bei uns. Aber leider nicht in der ganzen Welt. Immer noch in Spanien, und jetzt seit einigen Wochen auch in China zwischen Japanern u. Chinesen wird heiss gekämpft. Täglich berichten die Zeitungen von hunderten von Toten, auf dem Schlachtfeldern gefallen. Doch nicht nur das, auch jeden Tag finden ueberall, auch hier in Chicago neue Verbrechen statt, und zwar eins noch scheusslicher als das Andere.

Es scheint fast, dass die Menschheit von Jahr zu Jahr, anstatt mehr civilisirt, mehr degenerirt wird. Ganz unerhörte Verbrechen, die man früher nicht einmal kannte, sind an der Tagesordnung.

Seite 378

Sept. 1937 – Der milde Monat September ist eingezogen, und können wir nun bald kühleres Wetter erwarten.

Leider muss ich gleich am Anfang des Monats einen unerwarteten Todesfall in der Familie verzeichnen. Nämlich unser Schwiegersohn, Anna's Ehemann R.D. Robinson, verstarb plötzlich in Midland, Mich. wo er auf Besuch bei seiner verheiratheten weilte, am 1. d. M. an Blinddarm-Entzündung. Er war nur einen Tag krank. Der Doctor liess ihn sogleich nach einem Hospital in Saginaw, Mich. transportieren und augenblicklich operiren. Doch es war zu spät. Der Blinddarm muss auf der langen Fahrt im Auto von Midland nach Saginaw aufgebrochen sein. Man unterliess die Entfernung desselben, und am nächsten Tag starb er. Er und Anna waren weniger als ein Jahr verheirathet.

Unsere Anna ist zu bedauern. Nun ist sie zum zweiten Mal Wittwe. Möge der liebe Gott sie behüten. Sie wohnt wieder in ihrem Hause an Lake Cora und ihr jüngster Sohn Christoph ist bei ihr. Er ist als Salesman in einem Store in Paw Paw beschäftigt.

Unser Sohn Wilke hat uns bisjetzt diesen Sommer nicht besucht. Er wohnt jetzt auf einer Farm bei Collegeville, Pa. Er schickte uns neulich schöne Ansichtskarten von der Farm. Ob meine I. Frau und ich den Platz noch einmal zu sehen bekommen ist fraglich, denn wir beide sind nicht mehr in der Verfassung, lange Reisen unternehmen zu können.

Ein Paar alte Krüppel sind am besten ab zu Hause. Unsere Hattie hält immer noch Haus für uns, und wir bedürfen der Ruhe.

Während ich hier auf unserer „Backporch“ sitze und schreibe und im Garten noch fast alle Blumen blühen, und um mich her alles ruhig ist, muss ich unwillkürlich der vielen Unruhe gedenken die es zur Zeit auf Erden gibt in China, in Spanien werden täglich noch immer Hunderte von Menschen hin geschlachtet. Und um was: Peterkin frägt seinen Grossvater, der ihm von seinen Kriegstaten erzählt: Now tell us all about the war, and what they fought each other for. – „Why, that I cannot tell, says he, but it was a Glorious victory“ So ist's auch heute noch.

Seite 379

October 1937. – Nun stehen wir schon wieder in der Zeit die man hierzulande „Indian Summer“ nennt. Das Laub der Bäume u. Sträucher schmückt sich mit allerlei lebhaften Farben und fällt dann ab. Die Blumen verblühen und bald werden auch die letzten dahin sein. Wir hatten bis jetzt – Oct. 26 – noch keinen Schnee, obwohl an manchen Orten schon Schneestürme vorgekommen sind. So auch in Michigan, wo unsere Tochter Anna wohnt.

Leider habe ich auch schon wieder über einen Todesfall in unserer Familie zu berichten. Im Sept. wurde Evelyn, die Frau unseres zweitältesten Enkels Earl Gareiss von einem gesunden Töchterlein entbunden. Am zweiten Tage nach der Geburt (im Washington Park Hospital) wurde das Kind, in ihrem Korbe erstickt, todt aufgefunden. Die Ursache dieses unglücklichen Vorfalles konnte bis jetzt noch nicht aufgeklärt werden, doch muss es wohl durch Nachlässigkeit einer der Wärterinnen geschehen sein.

Es war ein schwerer Schlag für die Eltern, und auch für uns sowie für Hattie, unsere Tochter, da es ihre erste Enkelin und unsere erste Urenkelin gewesen wäre. Doch, es war Gottes Wille, den wir Menschen nicht im Stande sind zu erklären, noch zu erforschen.

O, Menschen, arme verblendete Menschen, trotz aller Wissenschaft, aller sogenannten Fortschritte wie wenig seid ihr doch vorwärts gekommen seit etwa 2000 Jahre, als Christus zuerst die rechte Lehre verkündete!

Trotzdem nichts als Mord und Diebstahl unter dem Volke. Blutvergiessen und Kriege zwischen den Nationen. Noch jeden Tag fallen in Spanien, sowie in Japan und China hunderte von Menschenleben dem wahnsinnigen Kriegsmoloch zum Opfer.

Warum? – Nur weil eine Nation sich über eine andere erheben will, um mehr Macht, Ruhm, und vor allem mehr Reichtum und Landbesitz zu ergattern. Darum, nur darum, muss das Volk sich hin schlachten lassen! O blinde Welt.

Seite 380

Nov. 24<sup>th</sup> 1937. Morgen ist Feiertag, Danksagungstag! – Da sollten wir einmal stillstehen, wie wir am 11<sup>ten</sup> d. M., am „Armistice day“ thaten, nach Osten blickend. Diesmal sollten wir um uns, und nach oben blicken, und singen: „Nun danket Alle Gott, mit Herzen Mund u. Händen. Der grosse Wunder thut, an uns und allen Enden.“

Ja, reichlich, überreichlich hat der Herr dieses Jahr unser Land gesegnet. In allen Producten der Farmer gibt es grosse Ernten, und auch gute Preise erhielten sie dafür. – Doch wie wenige Menschen gibt es in unserer Zeit, die noch willens sind diese Thatsachen als einen Segen Gottes anzuerkennen? Communisten und andere Ungläubige sagen einfach es gibt keinen Gott. Wie lange können diese verblendeten Menschen mit solchen Ansichten bestehen? Nur bis zu dem Tage an dem es für sie heisst „Bis hierhin und nicht weiter.“ Und dann?

Möge unser Land behütet bleiben vor dem Ueberhand nehmen dieser Klasse von Menschen.

Diese Kriege, die zur Zeit in Spanien, China und noch anderen Ländern wüten, sind hauptsächlich von solchen Leuten angefacht worden, und Russland steht dahinter und schürt das Feuer.

Dec. 22. Wir stehen wiederum vor den winterlichen Festtagen, von denen das heil. Weihnachtsfest das wichtigste ist, und mit Recht.

Nicht zumeist als Höhepunkt in industrieller Hinsicht, obschon es die verschiedenen Geschäftsleute es als die beste Zeit im ganzen Jahre ansehen, – und auch Grosse und Kleine Kinder, sogar alte Leute sich ueber die zu erwartenden Geschenke freuen, sondern um den Grund der Feier ueberhaupt.

Zu Ehren der Tatsache, dass unser Herr Jesus Christus vor nunmehr 1937 Jahre geboren wurde feiern wir Weihnachten. Das Fest wird nie vergessen, aber Er selbst und seine Lehren. Wie viel besser würde es auf dieser Erde aussehen, wenn die Menschen sich mehr der Nachfolge Christi befleissigten als nur seinen Geburtstag zu feiern.

Seite 381

Am 9ten Dec. wurden wir zum dritten Male wieder Urgrosseltern. Annette, jetzt Mrs. J. Penn, die Tochter unserer Anna, wurde von einem gesunden Tochterlein glücklich entbunden.

Dann, am 16ten Dec. erschien unser viertes Urenkelkind, indem die Tochter unserer Hattie – Gladys – jetzt Mrs. H. Grossart, durch die Geburt eines kräftigen Söhnleins erfreut wurde. Mögen sie doch alle gesund bleiben und aufwachsen.

Das Christfest ist vorüber. Wie ueblich wurden auch in diesem Jahre viele Glückwunsch-Karten von uns ausgesandt und wohl noch mehr in Empfang genommen.

Auch die schönen Weihnachts-Geschenke wurden zur Zufriedenheit aller ausgetheilt. Auch wir hatten einen Weihnachtsbaum. Am Nachmittag besuchten wir unsere Enkelkinder. So verging das Fest unter uns mit froehlichem und dankbaren Gefühl. Mögen die gut gemeinten Wünsche in Erfüllung gehen.

Jetzt steht das neue Jahr vor der Thür. Es ist heute Sylvester-Abend. Erwartungsvoll sieht die Welt den kommenden Ereignissen entgegen. Wie wird es zum Austrage der noch immer in Spanien und in China wüthenden Kriege kommen. Wie viele Tausende von Menschen werden noch hingeschlachtet werden ehe Friede wird. – Und wie viele mehr werden im bevorstehenden Jahre dem Auto-Moloch zum Opfer fallen. Zwanzig Personen sind während der Feiertage hier in Chicago ueberfahren und getötet worden. Im ganzen Lande geht es in die Tausende, ohne die durch Unfall verwundeten deren noch viel mehr als Getötete sind. In Cook County allein 853 tote.

Hoffentlich werden Wege gefunden um diesem ungeheuren Verlust an Menschenleben einzuschränken. Ein Weg wäre, dass eine Geschwindigkeits-Grenze für Automobile gesetzlich bestimmt würde, und keine „Speeders“ erlaubt wären, ausser im Gebrauch für Polizei und Feuerwehr.

Seite 382

January 2<sup>nd</sup> 1938 – Capitel XXVI.

Prosit Neujahr! Oder wie man hier in America meistens hört: „Happy New Year!“

Ja, aus voller Kehle und aus vollem Herzen. Wir sind alle gesund und leiden keinen Mangel. Dann dürfen wir zufrieden, und dem lieben Gott dankbar sein. – Ach, leider! Wie viele Menschen sind nicht in der Lage, so sprechen zu können.

Hoffentlich, lieber Leser oder Leserin, gehörst du nicht zu den Letzteren.

In Chicago wird Sylvester-Abend u. Neu-Jahr immer mit der grössten Ausgelassenheit gefeiert. Wer das ganze Jahr keinen Rausch gehabt hat, ist zu dieser Zeit versucht, sich gehen zu lassen, und an der oeffentlichen, geräuschvollen Feier theilzunehmen.

In unserem Kreise ging es diesmal ruhiger zu, als in manchen vorherigen, da kein Besuch erschienen war. – An solchen Tagen, zumal am Neujahrstag, gehen die Gedanken in die Vergangenheit zurück. Und dann fühlt man dass man alt geworden ist. Wie vieles ist doch anders geworden seit unserer Jugendzeit. – Besser? – Vieles wohl, aber doch nicht Alles!

Trotz der grössten Anstrengung unserer Regierung, die Noth zu vermindern, giebt es noch ueber zehn Millionen Arbeitslose im Lande. Die Schuld daran liegt aber auch in vielen Fällen an den Leuten selbst. Manche haben sich an die Versorgung durch „Relief“ so gewöhnt, dass sie keine Lust zu arbeiten mehr haben. Werden solchen Leuten Stellen angeboten, so erfinden sie allerlei Entschuldigungen, um nur nicht von der Versorgungsliste gestrichen zu werden.

Aber anstatt ein „Entweder, oder!“ zu sprechen, wird in Washington immer wieder mehr Geld bewilligt, und so bleibt das Spiel im Gange, bis es einmal den Taxzahlern herzlich ueberdrüssig wird, und sie zu dem Entschluss kommen, energisch dagegen zu protestiren.

Dann müssen die Faullenzer arbeiten oder hungern.

Seite 383

Febr. 1938. Nun sind wir schon in der Mitte des zweiten Monats im neuen Jahre und allmählich wird es wieder Frühling werden. Ich freue mich schon darauf, dann kann ich, anstatt Kohlen in den Furnace werfen, wieder in meinem kleinen Garten herum hantieren.

Vorletzten Sonntag wurde unser zweiter Grossenkel, Richard Harald Grossert, in P. Groth's Kirche getauft. Das war wieder ein schönes Familienfest, und wurde am letzten Sonntag wiederholt, durch die Taufe unserer Grossenkelin Marthe Anita Penn. Sie wurde in der Kirche P. Kaub's getauft. Ihre Grossmutter unsere Tochter Anna war auch zu diesem Zweck aus Michigan her gekommen. Damit sind die Kindtaufs-Feiern wohl für eine Zeitlang beendet.

Ja, lieber Leser, und wenn man schon, wie wir, hoch in den Achtzigern steht, kann man sich bei solchen Gelegenheiten herzlich freuen und mitmachen, wenn es auch etwas beschwerlich wird. Nun, es war an den beiden Sonntagen schönes Wetter. Jetzt ist es wieder kälter, doch im Ganzen war es kein harter Winter bisjetzt – doch es ist erst Februar.

Maerz 1938. Schnee, Frost u. Regen sind jetzt abwechselnd an der Tagesordnung u. man muss immer noch einheizen. Der Frühling scheint sich noch nicht zu trauen energisch ins Feld zu treten. Doch kann er sich nicht mehr sehr lange zurückhalten. Die Sperlinge paaren sich schon und tragen Nistmaterial zusammen. Es sind unverwüstliche, tapfere kleine Vögel. Vor einigen Tagen noch, als alles mit Schnee bedeckt war, kamen sie an die Häuser um Futter zu bitten. Zu dieser Zeit sind sie alle ganz schwarz vom Russ aus den Schornsteinen, wo sie meist uebernachteten. Sie wurden ja vor Jahren aus Europa nach America importirt, doch sind sie hier nicht mehr sehr beliebt. Sie vermehrten sich zu ueberraschend stark, dass sie schaarenweise in die Felder einfielen und mancherorts Schaden anrichteten. Immerhin haben sie auch ihren Nutzen, da sie viele schädliche Insecten wegfangen. – Mir sind sie lieb, als Landsleute aus meiner Jugendzeit.



Seite 384

☩? Am 12ten März 1938 zog Adolph Hitler als grosser Triumphator in Oesterreich ein, und wurde von fast allen Oesterreichern mit grossem Jubel gehuldigt. Ohne Schwertstreich erklärte er ganz Oesterreich als eine Provinz Pan-Deutschlands. – Wie war es möglich dass sich gar kein Widerstand zeigte? Der President von Oesterreich, der Kanzler Schuschnigg und alle, oder die meissen grossen Beamten legten einfach ihr Amt nieder und wurden durch andere National-Socialistisch gesinnte Nazi's ersetzt.

England und Frankreich, sowie die uebrigen kleineren Staten, sogar die in den Balkan gelegenen, sahen ruhig zu, und machten ihre Fäuste in den Taschen.

Ich habe oben ein Swastista oder Hakenkreuz angeführt bemerke dazu das Hitler und seine Nazi's denken dass das lateinische „in hoc signo vinces!“ (in diesem Zeichen siegen wir) darauf Bezug hat. Zur Zeit der Kreuzfahrer wurde das Zeichen des heil. Kreuzes dem Heere vorangetragen. Leider war ihr Sieg nur klein und unbeständig. Wie wird es mit dem ☩ werden? Das ist eine grosse Frage der nächsten Zukunft. Wenn der „Führer“ fortfährt sich in Religionsachen einzumischen könnte er dadurch vielleicht noch sein „Waterloo“ finden.

April 6.38. – Fruehlingswetter haben wir gehabt, einige Tage lang. Doch heute liegt der Schnee 8 Zoll tief, und alle Sträucher und Bäume sind mit Schnee behängt wie manchmal mitten im Winter. Alles wurde schon grün, und man dachte an Gartenarbeit – nun ist alles weiss, und man muss es aufschieben.

Wiederum ist einer unserer alten Freunde dahingeschieden. Mr. John Rae, im Alter von 81 Jahren. Ja, so geht einer nach dem Anderen, und bald wird auch unsere Zeit abgelaufen sein. Man merkt es ja selbst. Die Gebrechen des Alters zeigen sich immer deutlicher.

Zum Beispiel ich selber. Ich kann mit Hilfe eines Stockes kaum noch vorwärts kommen. Kann kaum noch hören und nur schlecht sehen, Habe fortwährend Schmerz in dem rechten Arm und in der Hüfte. Und meiner lieben Frau geht es nicht viel besser.

Doch der Liebe Gott, der uns bis hieher geleitet und gesegnet hat, wird es auch wohl mit dem Ende recht machen. Dieser Glaube tröstet uns.

Seite 385

Mai 1938. Nun ist auch der „Wunderschöne Monat Mai“ schon ueber halb verflossen. Wir hatten viel kaltes und nasses Wetter in den letzten Tagen, doch scheint es jetzt ernstlich Sommer werden zu wollen. Wie man aus den Zeitungen ersieht sind die Ernte-Aussichten im Allgemeinen recht viel versprechend. Nun, wir können es gebrauchen, denn es gibt immer noch sehr viele Menschen im Lande, die nicht die Mittel haben sich recht satt essen zu können. Die Ansprüche an die Gov. Relief-Hilfe sind zu vielfältig und gross, um allen zu genügen, wenn auch der Arbeitslosigkeit etwas abgeholfen worden ist.

Juni 1938. Gestern am 21<sup>ten</sup> Juni war der langste Tag des Jahres. Nun geht es schon wieder bergab. Ja, auch die Zeit ist den ewigen Naturgesetzen unterthan. Sie hat einen Aufgang, einen Gipfel und einen Abstieg. So ist es mit fast allen Dingen auf dieser Erde – aufgehen, blühen u. vergehen. Und der Mensch? – Er weiss es wohl, doch er handelt oft nicht danach. „Laissez faire“ ist ein bequemes Wort.

July 1938. Am 4<sup>ten</sup>, morgens früh erhielten wir die Nachricht dass unseren Freunden & Nachbarn Lee Hensmanns ein gesundes Söhnlein geboren wurde. Dies ist eine grosse Freude für sie da sie nur 2 Töchter haben.

Auch unser Enkel George Staehling u. Frau wurden durch die Geburt eines Söhnleins am 24ten Juli erfreut. Ihr erstes und unser fünftes Urenkelkind von denen jetzt vier am Leben sind. Es scheint ein gutes Jahr für „Babies“ zu sein.

1<sup>st</sup> Aug. 1938. Heute morgen erhielten wir Nachricht von unserem Sohn Wilke in Philadelphia. Er kann nicht abkommen um uns zu besuchen, wünscht aber sehr uns zu sehen, und macht den Vorschlag dass Ma, ich und Hattie, alle drei Arrangements machen ihn auf seiner Farm einen Monat oder mehr zu besuchen u.z. auf seine Kosten hin und zurück. Wahrscheinlich werden wir es einrichten können die Reise zu unternehmen.

Nachfolgend: - Anhang. 6ter Theil. Cap. I.

Sechster Theil (Anhang)

Capitel I.

Sept. 1938. – Am elften des vorigen Monats, August, reissten wir ab nach Pennsylvania nachdem unser Sohn Wilke unseren Enkel W<sup>m</sup> Gareiss beauftragt hatte, für uns ein „Compartment“ in einem Penn. R.R. train zu besorgen.

Um 6<sup>30</sup> p.m. fuhr der Zug von Englewood Station ab. Am Vormittag des nächsten Tages stiegen wir aus in Paoli, Pa. da dies die nächste Station zu seiner Farm ist. – Er und Wilke jun. nahmen uns dort in Empfang.

Wenn wir uns nun die Reise als beschwerlich vorgestellt hatten, so fanden wir, dass gerade das Gegentheile der Fall war. Das Compartment war geräumig. Drei Betten, und Toilet Room. Electriche Verbindung mit dem Porter, wenn man etwas wünschte. Unser Gepäck wurde in's Zimmer gebracht. Ja freilich, wenn man so reisen kann ist es ein Vergnügen aber das können nur bemittelte Leute thun, da es beinahe noch einmal so viel kostet als die Reise selbst.

Hätten wir die Reise aus eigener Tasche bezahlen müssen, so wären wir wohl froh gewesen, einen guten Sitzplatz im Schnellzug zu erwischen. Doch jetzt kamen wir mit keinem Menschen, ausser dem sehr höflichen Porter in Berührung.

Es nahm etwa eine halbe Stunde von Paoli nach der Farm, wo uns Toni und Kathry, ein Ehepaar, das Wilke als Aufseher und Köchin auf der Farm engagirt hat. Es sind gute Leute, die beide ihrer Arbeit gut vorsehen. Sie stammen aus dem Banat in Ungarn, und spechen gut Deutsch. Von der Countyroad geht ein Driveway in einem grossen runden Blumenbeet en-

Seite 2

dend bis an das Haus, oder an die Frontporch. Auswendig sieht das Haus, wie die meisten Häuser in der Umgegend, so aus als wäre es noch von Colonisten bewohnt, die es auch vor 100 oder 150 Jahren erbauten. Zur Zeit der Revolution soll George Washington hier einige Monate gewohnt haben. Als Wilke es kaufte war es inwendig ganz ausgebrannt, und musste er es vollständig renoviren. Nun ist alles im Hause modern eingerichtet, ausser den Klopfen an den äusseren Thüren, und dem Gesimps an den Kaminen, die aus natürlichem Lehm bestehen, was dem ganzen ein „colonial“ Gepräge verleiht. – Der untere Theil des Hauses besteht aus einem Wohnzimmer der ganzen Länge nach. Dann ein grosser Dining Room und angrenzende Küche. Im zweiten Stock sind 4 Schlafzimmer und 2 Badezimmer. Dann sind noch 2 Zimmer darüber, wo zur Zeit Toni und Katryn wohnen. Neben dem Wohnhaus ist ein separates Haus, das das Laboratory Wilke Junior's enthält und mit Allerlei chemischen Instrumenten angefüllt ist. Andere Gebäude befinden sich etwa 100 Schritt nördlich vom Hause. Dort ist ausser einer Garage und das Hühnerhaus, der grosse, mehr als 2stöckige Stall, der mit seinem uralten styl und Balken von 18-24 Zoll im Innern und 2-3 Fuss dicken Steinwänden einen historischen Eindruck hervorruft. Hinter diesem ist ein grosser Brunnen, und daneben befindet sich ein grosser gewölbter Keller, in dem die Temperatur immer unter 40° F bleibt. Die früheren Besitzer der Farm benutzten ihn zum Aufhängen und Preparieren von selbst geschachteten Vieh, Schafen und Schweinen. Hinter dem Wohnhaus in südlicher Richtung steht eine alte hohle Eiche, in der 5 oder 6 Personen bequem stehen könnten und wo sich Geo. Washington oft von den Beschwerden der Zeit ausgeruht haben soll. Ungefähr 50 Fuss davon fliesst der grosse Skippack Creek. Es führt eine eiserne Brücke, die noch auf Wilkes Land ist darüber. Ein kleinerer Creek, auch wohl auf der Farm mündet in den Skippack. Alle Nachbarn fischen und baden darin, oefers ganze Nächte hindurch.

Seite 3

Am naechsten Tage, nach unserer Ankunft, führte uns Wilke in der nächsten Umgebung des Hauses herum. Dabei machten wir die Bekanntschaft mit seinem Besitz von „Live Stock“. Sein ganzes Rindvieh, eine zweijährige Kalbin, die er selbst aufgezogen hatte, war leider am Tage vorher gestorben. Nun hat er zur Zeit nur zwei Schafe, ein Paar und eine Ziege, Nanni, ein lebhaftes und neugieriges Thier. Es sind etwa 75 Hühner da, lauter White Leghorns, ausser einen Game Rooster u. zwei Hennen, und zwei Peking-Enten.

Toni ist Taubenzüchter, nebenbei und hat das obere Stockwerk der Garage dazu hergerichtet. Er hat etwa hundert Stück alle Sorten nur keine gewöhnliche. Viele sind Pouters, und Brieftauben. Auch die Fantails sind vertreten.

Dann sind drei Hunde und eine schwarze Katze vorhanden. Alle Thiere sind „Pets“. „Spad“, der grosse „Great Dane“ ist ein Pracht-Exemplar seiner Rasse. Seine Farbe ist „brindle“ (getigert). Er hat ein sehr Respect heischendes Ansehen, ist dabei jedoch äusserst gutmüthig. Er ist an den Schultern 36 Zoll hoch und wiegt etwa 175 lbs. Sein Genosse ist „Rusty“, ein rother „Irish Setter“, mit dem Junior zuweilen auf die Jagd geht. Nicht zu vergessen ist der kleine „Wire-haired Terrier“ „Skippy“. Er ist Eigenthum von Toni und Katryn und hat wohl von allen drei Hunden das schönste Leben auf der Farm, da er immer frei herumlaufen darf, während die beiden grosse Hunde meisstens in dem „Chicken Lot“ eingesperrt sind.

Nun, hiermit, lieber Leser, habe ich wohl das Thierleben auf der Farm genügend beschrieben. Auf vorgefallene Ereignisse in Verbindung mit denselben komme ich später noch zurück.

Wir sassen am Abend noch einige Stunden beieinander, von vergangenen Tagen zu erzählen und dann gingen wir schlafen.

Seite 4

Am nächsten Morgen war ich, meiner Gewohnheit im Sommer gemäss ziemlich früh auf, zumal wir in den geräumigen Zimmern sehr gut geschlafen hatten.

Ich setzte mich auf der Porch, und labte mich an der reinen frischen Luft und an dem Gethue der Thiere, die alle ihr Futter suchten. Nach einigen Minuten kam Katryn mit einem Glase Wein. Sie hatte wohl von meiner Gewohnheit, in der Frühe immer ein Glas Wein zu trinken gehört haben. Dann kam sie mit einer Tasse Kaffee. Und so war es gerade wie daheim. Das tat sie von nun an jeden Morgen, so lange wir dort verweilten.

Toni bringt Wilke wenn er zur Office geht so gegen 8 Uhr nach der P.R.R. Station in Norristown, etwa 6 Meilen entfernt. Von dort nimmt er den Zug nach Philadelphia. Die ganze Fahrt nimmt nur 40 Minuten, von der Farm bis dort. Gegen 4 Uhr Abends holt er ihn dann wieder ab. Ich fuhr dann oft mit ihm. Es war mir eine Lust diese schöne Gegend kennen zu lernen. Abwechselnd, durch welliges Hügelland sah man überall schöne Villa's und grosse Farms.

Auch eine grossartig angelegte Tauben-Farm lag an der Road. 15000 oder mehr Tauben sind hier in Drath- und Glashäusern eingekäfigt. Jeden Tag wird ein Truckload junger Tauben nach Philadelphia versandt, wo sie, als „Sqab“ hergerichtet an den Hotels abgeliefert, circa 1.<sup>50</sup> das Paar einbringen. Ausserdem verkauft der Mann noch die Federn und den Mist. Toni sagt er ist schon länger ein reicher Mann. Natürlich muss er viel für Arbeitslohn bezahlen.

Dann ist auch eine grosse Dairy-Farm in der Nähe der Farm. Der Mann und seine Frau besuchten uns eines Abends. Er heisst M<sup>c</sup>Donald, und ist ein Original. Ein Canadier, wie er erzählte, kam er vor 17 Jahren mittellos in dieser Gegend an. Heute ist er der Besitzer einer 100 Acre-Farm und hat etwa 50 Kühe und 4 Pferde, schuldenfrei, denn er sagt „What I have is mine.“ Seine Frau ist eine wohlherzogene Americanerin. Sie haben 3 Kinder. Wilke und ich besuchten ihn einige Tage später, da ich

Seite 5

mich für die Anwendung einer electischen Melk-Machine interessirte. Er war gerade am Melken.

Diese Maschine ist wirklich eine wundervolle Erfindung. Es ist merkwürdig wie die Kühe sich so schnell daran gewöhnen. Doch da nicht alle Farmer gute Melker sind, mag der Grund dafür auf der Hand liegen. – Reinlichkeit und Zeit-Ersparniss sind die Haupt-Resultate der „Melkmachine“.

Mr. M<sup>c</sup>Donald erzählte uns wie er aus Canada ausgewandert wäre. – Er war in einer Fabrik angestellt, die von Englischen Unternehmern geleitet wurde. Eines Tages kam der englische Foreman zu ihm, und verlangte etwas anders zu machen als es bisher geschehen war.

M<sup>c</sup>Donald protestirte. Da sagte der Foreman „You do as we tell you, d...d! We own you.“ Da wurde es Mr. McDonald zu viel u. er erwiderte, seine Ansicht mit einem wohlgezielten Faustschlag im Gesicht des Engländers bekräftigend: „D... you. You don't own me!“ Und er meinte auch hier halte man die Canadier für Ausländer, denn als er eines Tages in einem Tavern mit einem Juden Karten gespielt, und dieser verloren hatte, sagte dieser „Well that's the way when you play with a d– – Foreigner.“ Daraufhin hätte er dem Juden den Standpunkt klar gemacht.

Wilke hatte zwei weisse Pekin-Enten, doch keinen Enterich. Da gab M<sup>c</sup>D. dem Toni eines Tages einen grossen „Muscovy“-Enterich. Doch Wilke wollte von dieser Rassenmischung nichts wissen und so sollte Toni ihn wieder zurückbringen. Doch es war nicht nöthig, denn der Muscovy fand am nächsten Tag selbst wieder heim.

Noch mit mehreren anderen der Nachbarn kam ich in Berührung. Alle waren gemütlich und hilfsbereit. So holte Toni jeden Donnerstag ein Pferd von einer anliegenden Farm, mit dem er den ganzen Tag die grosse Grasfläche um das Haus herum mähte. Geld wollte der Farmer nicht haben. Er sagte „Asthma“ so nannte er den Gaul, weil er so kurz athmig (Heavy) war hätte doch nichts zu thun. Es war trotzdem noch ein gutes Arbeits-Pferd. Nur musste es langsam gehen dürfen.

## Capitel II

Während unseres Aufenthaltes auf der Farm, war fast jeden Tag, hauptsächlich am Abend Besuch da. Ausser den alten bewährten Freunden Wilke's, wie da sind die Familie Ball, Fam. De Masse und Bach's sowie Uhrmacher Zimmermann aus Wayne kamen verschiedene andere von Philadelphia, und Angestellte aus der Office. Wir erneuten viele alte Freundschaften und machten auch neue Bekanntschaften. An manchem Abend wurde gesungen und getanzt.

Toni ist ein Accordion-Virtuose. Er besass zwei solcher Instrumente. Eines war sogar importirt. Wenn er einmal anfang zu spielen, dann hörte er nur ungern wieder auf. Dabei schlug er immer den Tact mit dem Fuss, und hielt das Ohr ganz nahe dem Accordion. Ich sehe ihn noch heute so vor mir. Galt es ein ihm unbekanntes Lied zu spielen, so sang Wilke es ihm ein- oder zweimal vor und er konnte es spielen.

Eines Abends jedoch machte ihm seine liebe Frau die Katryn einen Strich durch die Rechnung. Die Anwesenden waren nämlich in ein wichtiges Thema gerathen und wünschten keine Musick. Aber Toni spielte lustig und laut darauf weiter.

Da kam sie, gab ihm eine wohlgemeinte Ohrfeige, nahm ihm sein Glas Bier vom Tisch und sagte einfach „You Fool!“ – Und ging.

Ja ja, Schiller hat recht, wenn er sagt:

„Aber mit sanft ueberredender Bitte Führen die Frauen das Scepter der Sitte!“

Mr. De Masse und ich sassen neben Toni auf der Porch und waren die einzigen Augenzeugen dieser unerwarteten Scene. Als wir Toni's verblüfftes Gesicht sahen, mussten wir lachen.

Er sagte nur mit stoischer Ruhe: Ja, des bin i schon gewöhnt. Gestern (Sonntag) hat se wieder ihren ganzen Klitsch (ihre Verwandten) hier g'habt, und dann is se nacha immer so! Nun, wir haben diese Verwandten später noch besucht. Toni's Vater hat eine kleine Farm in New Jersey. Es sind lauter anständige Leute.



Seite 7

Wir machten oefters Ausflüchte per Auto nach den in der Nähe gelegenen Dörfern oder Towns. In Montgomery County werden jede Woche Auctionen abgehalten wo man alles kaufen kann, vom Reitpferd an bis zum Schuhbändel. Wir waren zweimal nach diesen Marktplätzen. Ich dachte dort einen Enterich für unsere Enten zu kaufen. Es waren auch genug dort, wurden aber nicht einzeln verkauft. Es war so ein Getriebe dort, wie es bei uns in Chicago nicht grösser sein kann. So kamen wir unverrichteter Dinge wieder heim.

Nun hatte Wilke gleich in der ersten Woche unseres Besuchs auch an unsere Anna in Michigan eine Einladung mit beigelegten Reisekosten ergehen lassen. Doch am Montag morgen 6<sup>am</sup> rief sie schon bei uns an. Sie war mit Christopher im eigenen Auto gekommen und war in Collegeville, 2½ Meilen von uns, und wollte den Weg zur Farm wissen. – Wilke fuhr sofort hin und nach einer halben Stunde waren wir alle unter einem Dache. Sie waren am Sonntag morgen früh abgefahren, und hatten sonst ohne Unfall, die Reise fast so schnell, als per Bahn gemacht. Nun hatten Ma u. ich alle unsere Kinder um uns, und es wurde um so gemütlicher.

Zweimal besuchten wir die Familie De Masse, die sich nie genug thun konnten uns zu bewirthen.

Wilke sagt sie sind seine besten Freunde. Nun wir kamen mit allen oft in Berührung. Eines Nachmittags kamen alle auf ein Mal her. Ueber 20 Personen. Da wurde es gegen Abend recht lustig, und der Toni musste immerfort spielen, bis in die Nacht hinein.

Eines Tages, als Wilke, der sich zwei, dreimal die Woche selbst Ferien erlaubte heim kam sagte er: „Wir essen heute nicht zu Hause sondern gehen zu einem ‚Clambake‘ nach dem Perkiomen Hotel.“ Dieses liegt an der geschichtlichen alten Brücke über den Perkiomen River. Zur Zeit des Revolutions-Krieges marchirten die

Seite 8

Soldaten beider feindlicher Armeen oft über diese Brücke. – Also wir brachen auf – die ganze Gesellschaft. Auch Toni und Katryn fehlten nicht. Wir hatten 3 Automobile. Es gab ein gutes Chicken dinner, und dann konnte jeder so viele gebackene Clams essen als er wollte. Drinks fehlten auch nicht, und getanzt wurde auch. Unser lieber Wilke zahlte die ganze Zeche. Es war schon spät als wir heimgingen. Dieses Perkiomen Hotel führt ein Schild an der Front das sagt „Established 1701“ und soll in all der Zeit immer in Händen derselben Familie gewesen sein. – Als wir glücklich heim kamen, kraechen schon die Hähne. – Ich war immer besorgt dass meine I. Frau solche Ausschreitungen nicht ueberstehen könnte. Doch sie hielt sich tapfer und machte mit, ohne nachher krank zu werden. Das Wetter war immer schön, nur eine Nacht kam ein furchtbares Gewitter auf, wobei es so regnete, das der Skippack Creek zu einem reissenden Strom wurde. Doch noch am selben Tage verlief sich die Fluth.

Da wir keinen Enterich kaufen konnten, so verfiel der schlaue Toni, und Wilke auf einen Schwabenstreich um mich davon zu ueberzeugen dass die Enten ein Paar waren. Sie nahmen eine derselben, und krümmten ihr einige der Schwanzfedern so dass es aussah als war es das untrügliche Kennzeichen aller Enteriche, was ich behauptet hatte. Nachher sassen Wilke und ich auf der Porch und unterhielten uns. Die Enten kamen heran gewackelt, und Wilke ergriff eine davon und sagte: „Dad I think this one is a drake.“ Er zeigte sie mir, ich sah den gekräuselten Schwanz und sagte „Yes, you are right“, wunderte mich aber zugleich dass ich das nicht früher bemerkt hatte. Ich hatte sie nur nach der Stimme beurtheilt die beim Enterich immer

Seite 9

sehr heiser ist während die Enten eine tiefe Stimme haben. Aber Wilke konnte diesen Spass nicht lange für sich behalten. Ich überhörte wie er es den Mädchen erzählte, wie sie mich angeführt hatten. Und damit war der Spass erledigt.

Ich sagte Toni, morgen gingen wir wieder zu einer Auction, einen Enterich zu kaufen. – Leider gelang dies auch hier nicht.

Und so vergingen die Tage und Wochen der, ich mochte sagten, schonsten Zeit unseres Lebens. Wir waren ja alle zusammen und die Vergangenheit war meisstens das Thema unserer Unterhaltung.

Wenn wir auf der Lawn sassen hatten wir die schönste Aussicht. Ausser den eigenen Gebäuden war alles grün – Wiese und Wald und grosser Gemüse-Garten, mit Blumen umringt.

Katryn ist eine grosse Liebhaberin und Pflegerin von Blumen. Da verging kein Tag ohne das sie nicht schon frühmorgens am Blumenschneiden war um auf jedem Tisch und in jedes Fenster einen frischen Strauss zu setzen.

Eines Tages als wir gerade das Auto besteigen wollten um auszufahren kam Mr. De Masse. Wir wollten ihn mitnehmen, da niemand zu Hause sein werde. Er aber wollte nicht, da er im Skippack Creek fischen wollte. Leider hatte er einen unglücklichen Tag. Als wir heimkamen, rief W. sie ans Telephone, da Mr. De Masse nicht mehr da war. Dann hörten wir er sei eben heimgekommen mit zerrissener Hose und gequetschtem Knie. Da er keine Fische habe fangen können, habe er sich auf Wilke juniors Zweirad gesetzt um bis zu unserer Rückkehr etwas herum zu fahren. Auf der Anfahrt der eisernen Brücke sei ihm ein Auto begegnet. Um demselben auszuweichen sei er zu nahe am Rand des Weges gekommen, und er sammt dem Zweirad wären in den Abzugs-Graben gerathen. Es

Seite 10

war ein Wunder dass er mit so leichter Verletzung davon gekommen war, denn der Graben ist 3 bis 4 Fuss tief.

Nach einigen Tagen kam er schon wieder und konnte sogar auf Toni's steiler Leiter auf dessen Taubenschlag klettern, was mir selber wegen meines lahmen Beines sehr schwer fiel. Diese Tauben sind wirklich sehenswerth.

Da sind die „Pouters“, die sich aufblasen wie ein Ballon, und wenn sie nicht wollten half Toni nach, indem er ihnen Luft in den Schnabel blies, manchmal so viel dass sie hintenüber fielen. Dann hatte er Brieftauben, von denen eine den Record hatte 600 Meilen in kürzester Zeit zurückgelegt zu haben. „Die“ sagte er schmunzelnd „habe ich schon 6 Mal verkauft, aber sie kommt immer wieder zurück. Das Geld aber behalte ich.“

Es ging auf die letzte Woche unseres Besuchs. Wir wollten noch nach „Ocean City“ um die Familie Ball zu besuchen, da sie es durchaus so haben wollten, u. wir auch versprechen mussten. Doch es kam nicht dazu.

Christopher und Anna mussten wegen Ablauf ihrer Ferien heim, und fuhren schon am Samstag ab. Sie nahm eine junge Brieftaube mit die sie nach Harrisburgh, 100 Meilen entfernt um 4 Uhr nachm. befreite. Sie war am nachten morgen wieder in ihr Nest mit einer Meldung von Anna. Sie machten die Rückfahrt ebenso schnell und glücklich als die Hinfahrt. Wilke junior war, da seine Ferien auch zu Ende gingen zu Besuch zu seinem Mädels nach North Carolina abgefahren. Er ging gegen den Willen seines Vaters, sagte aber er würde bis Mitte der Woche zurück sein. Leider haben wir ihn nicht mehr gesehen. Er schickte ein Telegramm, seine Rückkehr am nächsten Samstag anmeldend. Da waren wir schon fort.

Seite 11

Die Wochen waren schnell vergangen, und je länger wir da waren, desto besser gefiel uns die Gegend und die Bewohner. Man zeigte mehr freundliche nachbarliche Zuneigung als man in Chicago vorfindet.

Ich hatte mich auch schon sehr an die Thiere gewöhnt. Hauptsächlich an die Hunde. Und doch mussten sie einige Tage in Ungnaden fallen.

Rusty, der Setter war eines Tages mit Junior auf der Jagd, und wollte auch etwas apportieren. Junior schoss wohl, traf aber nichts. Das wurde Rusty zu langweilig. Sie suchte herum im Gemüse-Garten, und fand ein junges Huhn, das sich aus Angst versteckt hatte. Pardautz, sprang Rusty darauf los und brach ihr das Genick. Stolz brachte sie es nach Junior. Dieser aber wurde böse. Nahm ihm das Huhn ab und hing es ihm um den Hals. Zwei Tage musste er damit herumlaufen.

Spad, der Däne, lag eines Nachmittags neben mir auf der Porch. Nanny, die mir eben vorher eine Cigarre aus der Westentasche hervorgeholt, und verzehrt hatte war an den grossen Apfelbaum vor der Porch angebunden und Nicki der schwarze Kater spielte mit der Kette. Dies gefiel Spad nicht, und ehe ich ihn halten konnte sprang er auf, packte die Katze und schüttelte sie ein paar mal.

Auf meinen Ruf liess er sie los, und sie sprang unbeschädigt den Baum hinauf. Doch da die Katze Wilke's pet war, bestrafte er den Hund, und liess ihn einige Tage nicht aus dem, von Drahtgeflecht eingezäunten Laufplatz, der vom Stall bis an das Hühnerhaus liegt, und wo sämtliche Thiere ihr Nachtlager haben, heraus.

Es war ein idyllischer Anblick wenn Morgens früh die Hunde Schafe und Ziege durcheinander herum liefen, bis Toni kam und sie herausliess.

Seite 12

Am Donnerstag den 8ten Sept. 1938 war der Tag an dem unsere Abreise festgesetzt war. Wir waren noch vorher nach Phila. gefahren, wo Toni ein paar junge Brieftauben für Hattie einkaufte. Sie wollte diese dem kleinen Frederic mitbringen, doch nachdem sie einige Tage dort waren, erkrankten sie und gingen ein.

Wilke hatte mit der Eisenbahn alles in Ordnung gemacht, und wir fuhren nach Paoli, wo die ganze Familie De Masse uns schon erwartete. Da wir nicht zu ihnen zu Mittag gekommen waren, hatten sie sehr viel Lunch für uns mitgebracht, die uns unterwegs auch gut mundete, ausser was wir selber hatten.

Der Zug kam pünktlich an, und wir stiegen wieder in ein Private Compartment. Die Rückreise war ebenso schön als die Hinfahrt.

Wir kamen rechtzeitig in Chicago an, doch war niemand an der Station uns abzuholen bis wir nach einigen Minuten Harold fanden, der mit der Car an der 63<sup>ten</sup> Str. wartete. Es hatte an dem morgen nämlich so geregnet, dass alle Viaducts unter Wasser standen, und er nicht näher heran kommen konnte.

Nun, wir fuhren heim und fanden Alles in ziemlich guter Ordnung, nur hatten wir, was ich schon erwartet hatte, etwas einen Fuss Wasser im Basement. Doch das verlief sich nach einigen Stunden. Froh wurden wir bewillkommt von unsern Pets, Hund, Katze u. Vogel. Die Katze aber hatte nicht fressen wollen, und war sehr abgemagert.

Am Abend kamen dann mehrere Verwandte Nachbarn und Freunde uns zu begrüßen, und sich von uns über unsere Erlebnisse in Pennsylvania erzählen zu lassen, was ich dir, werther Leser hier schriftlich wiederhole.

Capitel III

Sept. 1938.

Unser Zug kam rechtzeitig in Chicago an, doch sahen wir Niemand in der Station, um uns abzuholen. Der Grund war dass ein heftiger Regen an dem Morgen alle Viaducts ueberschwemmt hatte und kein Auto durch drei Fuss Wasser fahren konnte. - Wir fanden endlich Harold Grossart an der 63<sup>ten</sup> Str., wo er auf uns wartete, und er brachte uns dann nach Hause.

Wir fanden dort alles in Ordnung, nur war etwa ein Fuss Wasser im Basement. Dies floss jedoch im Laufe einiger Stunden ab. – Wie froh waren Hund, Katze und der Canarienvogel uns wiederzusehen. Am Abend kamen die Kinder und Nachbarn uns zu begrüßen, und da mussten wir erzählen. Denn wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen, und das konnten wir vollauf. Es war schon spät als wir zu Bett gingen.

Es war hier nichts besonderes vorgefallen seit unserer Abwesenheit. Alle waren gesund und wohlauf. In den nächsten Tagen mussten wir uns wirklich wieder eingewöhnen in das alte Geleise. Viele Zeitungen und Briefe waren eingekommen, die wir durchsehen mussten.

Das Wetter war hier immer noch schön und ich fand viel Arbeit im Garten, da das Unkraut Gelegenheit gehabt hatte im Wachstum die Blumen zu überflügeln. Doch in einigen Tagen hatte ich wieder alles so wie ich es wünschte und konnte mich ausruhen.

Hattie brachte die mitgebrachten Brieftauben nach Willies Haus, wo sie Unterkunft in seiner Garage fanden. Leider aber währte die Freude nicht lange. Sie wurden krank und gingen nach einigen Tagen ein.

Seite 14

Oct. 1938.

Schon merkt man dass der Herbst im Anzuge ist. Die Tage werden kürzer, und das frische Grün der Bäume und Büsche verblasst almählig. Da heisst es denn nach dem Kohlen-Vorrath zu sehen. Die Heizungs-Ausgaben gehen für uns immer an hundert Dollars u. drüber. Das ist unsere grösste Einzel-Auslage im Lauf des Jahres. Sonstige Reparaturen u. Anstreichen kosten ins Gesammt nicht so viel, obschon auch das alles, sowie alle Lebensmittel jetzt mehr kosten als in früheren Jahren. Wenn einmal ein Artickel im Preise steigt, so lassen es die Krämerseelen dabei, und gehen nicht so leicht wieder herunter, auch wenn sie könnten. Dazu kommt auch noch die State Sale Tax von 3 cents am Dollar.

Dies ist ein höchst unbeliebtes Gesetz. Es wird und kann nicht richtig gehandhabt werden, und die Regierung bekommt lange nicht den vollen Betrag des Einkommens, da viele der kleinen Geschäftsleute nicht ein-einmal buchführen über Einkommen und Ausgaben. Diese Tax von den Kunden zu fordern vergessen sie nie. Aber weiter als in ihren eigenen Taschen kommt es nicht. Wenn diese Taxe von den Grosshändlern bezahlt sein müsste, und der Betrag den Preisen der Ware beigefügt würden, wäre es besser für die Regierung sowohl als für die Consumenten, da es unter den jetzigen Verhältnissen viel Chicanerie verursacht. Kauft man in einem Store für 25¢ Ware, so bezahlt man 1¢ Tax also 4% anstatt 3%. Rauchtaback der vor der Kriegszeit 5 cents kostete wurde auf 10¢ erhöht, und dass ist bis heute noch so geblieben.

Es wäre Zeit, bei diesen Leuten einmal hinter die Culissen zu schauen. Doch das Volk ist geduldig – ergo.



Seite 15

Und da ist noch ein Gesetz, freilich jetzt, nach starkem Widerstand der Farmer, endgültig widerrufen. Ich meine das Processing Tax.

Dies verlangte vier procent für alles Schlachtvieh beim Verkauf desselben, an Packers. Diese nun bezahlten wohl die Steuern, boten dem Farmer aber so viel weniger für das Vieh, sodass er in Wirklichkeit den Verlust trug. Aber nicht genug, auch die Fleischpreise für Kunden gingen zu derselben Rate hinauf. Aber der die Besitzer von Meatmarkets wollten auch keinen Schaden leiden, und erhöhten die Preise für den lieben Fleischesser dem gemäss. – Es wurden Klagen geführt und Boycotts veranstaltet, so dass das Gesetz endlich ausser Kurs gesetzt wurde.

Doch die Packer, die das Geld einmal bezahlt und zweimal wieder eincassirt hatten, strengten einen Prozess im Supreme Court an; um das Tax-Geld welches in die Millionen lief, – von der Regierung zurück erhalten. Doch dies ging in die Brüche, sie verloren den Prozess.

Hier kann man sehen wie der Patriotismus und das Gewissen der grossen Geschäftsleute beschaffen ist. Und die meisten Kleineren versuchen ihr bestes es ihnen nachzumachen.

Nov. 1938

Noch haben wir schönes mildes Wetter, und können etwas mehr Regen vertragen, damit die späten Blumen ausblühen können. Die Ernte ist, ausser den späten Obstsorten fast überall schon eingeheimst. Und es war eine gute. Mais und Weizen im Ueberfluss, doch Kartoffeln nicht so gut. Auch die Weinernte war, wenigstens im State Michigan nicht sehr zufrieden stellend. Dagegen war es in Californien um so besser. So brauchen wir doch nicht ohne Wein sein.

Seite 16

Unser Land, die ganzen 48 Staaten der US of A. ist so gross, und so verschieden im Klima, das oertliche Missernten selten viel Bedeutung im grossen Ganzen haben, Freilich für die betroffenen Farmer ist es fühlbar genug. Doch unsere, jetzige so freigiebige Administration, unterstützt ja auch sie.

Und doch – unser guter President F.D. Roosevelt wird jetzt wieder von allen Seiten angefochten. Die meissen Leitartikel in den englischen Zeitungen lassen kein gutes Haar an ihm und seiner Administration. Indessen, „man merkt die Absicht“ und man wird verstimmt.“

Diese rep. Politiker möchten gern wieder Aemter erhalten, um wieder an die immer volle Krippe zu kommen. Die Möglichkeit dass F.D.R. zum dritten Mal in 1940 erwählt werden könnte, lässt ihnen keine Ruhe. Und daher kommt es dass sie ihren Hass und Neid durch die Zeitungen Luft machen. Um solche Gefühle in der oeffentlichen Meinung zu verbreiten, sind die täglichen Zeitungen ein ausgezeichnetes Mittel.

Auch in Betreff Deutschlands gilt dies. Jeden Tag neue Lügen u. Verunglimpfungen über Hitler und die Nazis. Den Berichten nach muss dieses Land voller Nazi-Spione sein.

Deutsche Vereine können keine Versammlungen abhalten ohne dass sie von Hoodlums u. Raufbolden gestört werden.

Wir wissen dass Hittler in machen Stücken zu weit geht, aber dass er für das deutsche Volk ein grosser Führer ist, muss man ihm lassen. Ueberhaupt wenn die Deutschen ihn so verehren, so ist das ihre Sache und uns, da wir Amerikanische Bürger sind, geht es nichts an.

Seite 17

Das jährliche Thanksgiving Day haben wir vor einigen Tagen gefeiert, doch es wurde zur gleichen Zeit ein Hochzeitsfest daraus.

Ausser Ma, die nicht gut fühlte waren wir alle nach dem Hause unseres Freundes, und durch die Heirat seines Sohnes Harold mit unserer Enkelin Gladys Gareiss auch Verwandten, Herrn Philips Grossart eingeladen zur Hochzeit seiner einzigen Tochter Irma.

Nach der Trauung im Hause ging es dann dort lustig zu. Die Grossarts sind immer sehr gastfrei, doch bei dieser Feier war es wirklich Grossart-ig. Wir, Hattie und ich gin- etwas nach zwölf Uhr heim, doch viele, sogar der Herr Pastor Groth, setzten es bis 4 Uhr morgens fort. So geht auch der Monat November zu Ende, mit noch immer mildem Wetter.

Dec. 1938.

Der letzte Monat des Jahres hat sich eingestellt. Nicht wie wohl die nächsten im kommenden Jahre daher kommen mögen mit Sturm und Schneegestöber, sondern fortgesetztes schönes Herbstwetter. Freilich müssen wir schon ein wenig einheizen, und der Kohlenvorrath hat schon ein Loch bekommen, doch nicht so gross als in manchem anderen Jahre.

Die Geschäftslage hat sich in den letzten Wochen sehr verbessert und viele der so lange Arbeitslosen haben endlich Beschäftigung gefunden.

Das gibt ihnen denn neuen Muth den ankommenden Winter ruhig ins Gesicht blicken zu dürfen. Bei vielen konnte es heissen „Wenn die Noth am grössten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“

Seite 18

Die Vorbereitungen zum herannahenden Heil. Weihnachtsfeste machen sich schon bemerkbar. Es wird gebacken, und geschummelt, dass es eine Art hat. Die Einkäufe in den grossen u. kleinen Stores übertreffen, den Berichten nach, in diesem Jahr das vorige weitaus. Ein Zeichen dass die Kaufkraft der meisten Leute sich im Lauf des Jahres verbessert hat. Möge es so weiter und vorwärts gehen, denn es war lange genug bei vielen der Schmall-Hans Kuchenmeister gewesen.

Nun ist auch das liebe Weihnachtsfest schon vorüber. Wir hatten eine schöne Feier. Ausser unserem Sohn Wilke u. Junior war die ganze Familie unter unserem Weihnachtsbaum gemütlich versammelt, und wurden die schönen alten Weihnachts-Lieder wieder einmal gesungen.

Der „Santa Claus“ hatte uns auch nicht vergessen. Alle waren gut bedacht worden. Da das Fest auf Sonntag fiel, wurden zwei Festtage daraus, und blieben am Montag alle Geschäfte geschlossen, wie das hier bei allen auf Sonntag fallenden Festen ueblich ist.

Auch der Wettermann kam in den letzten Stunden am Weihnachtsabend noch mit einem kleinen Schneesturm, so dass wir, trotz dem langen schönen Wetter doch noch eine weisse Decke zu dem Feste hatten, was namentlich bei den Kindern sehr beliebt ist.

Doch der Schnee brachte auch das Ende des milden Wetters mit, denn seitdem ist es recht kalt geworden.

Hier in Chicago ist es um den 0-Punkt herum, doch in vielen nördlichen Gegenden war es 10 bis 15 Grad unter Zero. Nun, da werden wir wohl ein recht kaltes Neujahrsfest zu erwarten haben.

Capitel IV

Januar 1939.

Auch die Neujahrsfeiertage, denn da es auf Sonntag fiel, waren es wieder zwei, sind nun vorüber. – In unserem Kreise ging es recht gemütlich zu. Die meisten der Verwandten waren erschienen um Ausgang & Eingang mit uns zu feiern, und ich hoffe dass alle Glieder unserer zahlreichen Familie auch den Ausgang des Jahres 1939 in so fröhlicher Stimmung feiern mögen wie den des vergangenen Jahres.

Wenn wir es im Rückblick bedauern müssen, dass die Kriege in Spanien und China immer noch wüthen, so ist doch auch viel Gutes geschehen, und wir dürfen sagen, es hätte viel schlimmer sein können. – Ich erinnere nur an Sudetenland und Oesterreich.

Wir wollen hoffen dass auch in diesem Jahre Friede im Lande bleiben möge. Möge uns der Herr behüten und den Völkern auf Erden die Ansicht beibringen, dass auch viele Differenzen unter ihnen, durch eine verständige Conferenz und einen ehrlichen Friedenswillen beglichen werden können, ohne gleich das Schwert zu ziehen.

Es kommen ja Umstände vor, wo ein Krieg fast unvermeidlich scheint, und die Welt kommt ja nie ganz, und ueberall zur Ruhe, es sei denn dass alle Völker der Erde nur

„Eine Religion, eine Sprache, und nur eine gleichmässige Regierungs-Form haben.“

Nur dann wäre ein beständiger „Friede auf Erden – und den Menschen ein Wohlgefallen“ – wie die liebe Weihnachts-Botschaft verheisst, möglich.

Leider sind wir davon noch weit entfernt. Die Wissenschaft enthüllt so vieles neue, und für die Menschen brauchbare und nützliche Dinge. Aber anstatt ein Mittel zur Verhütung von Streit und Kriegen zu entdecken, macht man allerlei Verbesserungen an Waffen und anderen Instrumenten die zum Kriegführen benutzt werden.

Seite 20

Februar 1939.

Der zweite Monat dieses neuen Jahres ist nun auch schon zur Hilfe der Vergangenheit einverleibt.

Wie schnell vergeht doch die Zeit. Doch jedes Jahr, jeder Monat, jede Woche, ja fast jeder Tag bringt neue und manchmal weittragende Begebenheiten in der Weltgeschichte. Wir leben in einer Zeit wo man nicht weiss was morgen geschehen mag.

Kriegs-Propaganda ist an der Tagesordnung. Die täglichen Zeitungen, mit wenig Ausnahmen helfen dabei mit. Kein Volk will Krieg, denn der Nachgeschmack des „Weltkrieges“ steckt ihnen noch in der Kehle.

Nun, es wird ja nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird, und hoffentlich sind alles nur Schreckschüsse, und der Friede bleibt noch lange im Lande.

Natur-Erscheinungen haben in den letzten Wochen viel Unheil angerichtet. So das Erdbeben in Süd-Amerika, grosse Schnee-Lawinen in den Alpen und vieles andere.

Dies Alles sollte doch die Menschheit zum Nachdenken und zur Erkenntniss bringen dass eine höhere Macht ihnen zeigen will wie schwach und ohnmächtig sie im Grunde sind. Der alte Gott lebt noch! General Franko wird wohl in einigen Tagen in Spanien den Sieg erringen. So ist wenigstens dort des Mordens ein Ende.

Pabst Pius XI. ist vor einigen Tagen, am 8<sup>ten</sup> d.M. gestorben. Alle Catholiken, und viele Andersgläubigen betrauern ihn von Herzen, und mit Recht, denn er war immer ein Friedensapostel. Wir hatten im Anfang des Monats einen schweren Schneesturm hier, und liegt heute noch viel auf der Erde, doch das Wetter ist wieder schön, und es geht ja dem Frühling entgegen.

Seite 21

Maerz 1939.

Jawohl, dem Frühling entgegen. Der Schnee ist verschwunden, das Wetter ist milde, und die Erstlinge der Vegetation strecken schon ihre Köpfchen hervor und fragen „Bleibt es so?“ Ja, liebe Blümchen, auf diese Frage muss ich die Antwort schuldig bleiben. Ich kann nur sagen dass ich heute, der Sicherheit wegen nochmals zwei Tonnen Kohlen nachbestellt habe. Ich kenne die Möglichkeiten hier in Chicago aus Erfahrung. Hatte einmal Ferien Ende März u. Anfang April. Da musste ich fast jeden Tag Schnee schaufeln. Doch ist es nicht jedes Jahr so schlimm.

Immer noch sind die Kriege in China und in Spanien im Gange. In Madrid haben sogar die Communisten auf eigene Hand eine blutige Revolution in Scene gesetzt. Doch der Genl. Franco wird bald Schluss machen.

Auch in Indien rumort wieder der alte Gandhi. – Nun, der setzt sich hin und fastet bis er sein Ziel erreicht, was ihm auch gewöhnlich gelingt. – England befürchtet dass, wenn er sterben sollte, es zu einem allgemeinen Aufstand der Muhamedaner und Hindoo's kommen würde. Deren sind über 350 Millionen Menschen, die schwer zu unterdrücken wären. Dabei, lieber Leser kommt mir der Gedanke dass es noch so viele Nationen gibt die das Christenthum wohl kennen, aber nicht anerkennen wollen. Und doch muss es einmal dazu kommen ehe diese Erde vergeht.

Wir stehen weder in der Fastenzeit und es wird hier von allen Denominationen täglich in verschiedenen Hotels und Theatern eine Mittags-Andacht abgehalten, die immer gut besucht sind. Wie zu erwarten stand, wurde der Secretär des verstorbenen Papstes Pius XI an seiner Statt erwählt. Er nahm den Namen Pius XII an, da wie er kundgab er sich seinen Ansichten anschliessen würde. – Nun gut so!

Seite 22

April 1939.

Am 9<sup>ten</sup> d.M. feierten wir wiederum das heil. Osterfest. Wie immer waren in der Fastenzeit und am Oster-Sonntag alle Kirchen ueberfüllt, und wenn das auch weiterhin der Fall bliebe, wäre es für die gesammte Christenheit sehr erwünscht. Aber leider ist dem nicht so, denn wir wissen aus Erfahrung dass viele Menschen nur um diese Zeit sich ihrer Christenpflicht erinnern, ganz abgesehen davon dass viele nur kommen um ihre neuen Hüte und Anzüge zu zeigen. Später sieht man sie nicht mehr. – Doch, Einer, zu dessen Ehre das Osterfest gefeiert wird – sieht sie immer!

Schon vor Wochen, im März, hatten wir mehr Frühlings-Wetter als in diesen Tagen. Es ist immer noch kalt, und friert fast jede Nacht. Da muss man eben mit der Gartenarbeit warten.

Da findet man denn Zeit genug ueber die neuesten Ereignisse in Europa zu lesen. Wie das noch im Laufe des Sommers werden wird ist schwer voraus zu sehen, Immerhin wäre es ein grosses Unglück für uns, wenn unser Präsident, und die weisen Diplomaten in Washington D.C. sich sich von England u. Frankreich verleiten lassen zum zweiten Mal in die Falle zu gehen. – Unser Volk will keinen Krieg, und wenn es ein Gesetz gäbe, um durch Abstimmung in Erfahrung zu bringen, vor einer Kriegserklärung wie das Volk darüber denkt, würde de nicht soviel Propaganda und Unsinn in den hiesigen Zeitungen gedruckt werden.

Lasst erst mal England u. Frankreich ihre grossen Weltkriegs-Schulden an die U.S.A. entrichten. – Das würde jedenfalls viel mithelfen das „Budget“ der Regierung wieder zu balanciren.



Seite 23

Nun geht schon der 4<sup>te</sup> Monat des neuen Jahres zu Ende. Am 25<sup>ten</sup> feierte ich meinen 88<sup>ten</sup> Geburtstag. Wie immer wurde ich von den Verwandten und Freunden gratuliert u. reichlich beschenkt. Wir verlebten dann einen gemütlichen Abend. Es war schönes Frühlingswetter. Ja, es ist jetzt Frühling, und Alles wird wieder grün.

Und so wie man das Jahr in vier Zeitperioden eintheilt, nämlich Frühling, Sommer, Herbst u. Winter, so könnte man auch das menschliche Leben eintheilen, das heisst wenn es der grosse Schöpfer vergönnt ein langes Leben auf dieser Erde zu vollbringen.

Ich zum Beispiel könnte das meinige in vier Perioden von je zweiundzwanzig Jahren eintheilen:

Frühling: Von 1 bis 22 Jahren. Wie schön war doch die liebe Jugendzeit. Spielen und zur Schule gehen, Tag für Tag. Wer seiner Pflicht in der Schule nachkam, konnte sich in der uebrigen Zeit des Lebens freuen. Unsere schöne Jugendzeit, die werden wir nie vergessen. Die ersten 15 Jahre verbrachte ich in Ostfriesland. Dann wanderten meine Eltern mit Familie aus nach America u.z. nach Chicago, Ill.

Hatten wir bisher nur gelernt und gespielt, so kam es nun anders und die Prophezeiung meines I. Grossvaters erfüllte sich nur zu schnell. Er hatte mir nämlich bei unserer Abreise den Rath gegeben: Nun must du die Kinderschuhe ausziehen. Ich musste mich nach Arbeit umsehen. Ich erhielt sie. Es wurde mir Anfangs schwer, doch mit der Zeit gewöhnte ich mich daran und machte Fortschritte. Und so kam dann der Sommer vom 23<sup>ten</sup> bis zum 46<sup>ten</sup> Jahre. Dies war wohl die vielseitigste und wichtigste Zeit meines Lebens.

Seite 24

Freude und Schmerz, Erfolg und Misserfolg, wie oft wechselten sie ab. Doch ich fand auch das grösste Glück, welches ein Mensch besitzen kann, meine treue geliebte Frau, die noch heute, dem Herrn sei Dank, mir zur Seite steht. Uns wurden fünf liebe Kinder geboren, von denen wir leider die Beiden ältesten, einen Knaben und ein Mädchen durch frühen Tod verlieren mussten. Zwei Töchter und der jüngste ein Sohn, leben noch und sind auch bereits in die Sommers-Zeit des Lebens eingetreten. Alle drei sind verwittwet. Die jüngste Tochter, Hattie ist bei uns. Dann wurde es bei uns Herbst, vom 47<sup>ten</sup> bis zum 69<sup>ten</sup> Lebensjahr. Diese Zeit war auch noch voller Arbeit. Doch hatte ich bei guter Gesundheit immer guten Verdienst. So brachten wir es, durch beständige Sparsamkeit zu etwas Vermögen. Wenn schon vieles davon in der Depressionszeit wieder verloren ging, so hatten wir doch unser eigenes Heim, und genug zum Leben, und wir konnten die Frucht der langen Jahre geniessen. Doch endlich wurde es auch bei uns Winter: Ich wurde von meinem Posten als U.S. Meatinspector pensioniert. Von dieser Pension und einigen Nebeneinkünften leben wir jetzt. Zwar alt und krüpplich geworden, doch still und froh, in gläubiger Erwartung dass der Liebe Gott, der uns unser Leben lang so viel Segen und Liebe erwiesen hat, es auch mit unserem Ende wohl machen wird. Fürchte nicht, Glaube nur – das soll unser Wahlspruch bleiben.

Capitel V

Mai 1939. „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“ Das ist nun aber schon ein Paar Wochen her, und alles sthet im herrlichsten Grün, und als bunte Blumen vor unseren Augen. Die Tage sind lang und das Wetter ist schön, wenn auch zuweilen die Nächte noch etwas kühl sind. „Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus“ lautet das oben erwähnte Lied weiter. Doch wenn man, so wie wir, hoch in den 80gern sind, bleibt man, auch ohne besondere Sorgen am liebsten zu Hause, und setzt sich in den sog. „Sorgenstuhl“ am Fenster. Das Gehen wird uns nachgerade zu einer Last. Wir fahren wohl Sonntags im Auto zur Kirche, doch sonst sind wir meistens „daheim“, und lassen die Verwandten u. Freunde uns besuchen, denn die haben noch jüngere Beine. Das thun sie denn auch, und wir freuen uns immer wenn sie kommen. Am Muttertag, vor zwei Wochen waren sie fast alle hier, und verbrachten wir einige frohe Stunden zusammen. Leider ist unsere grosse Verwandtschaft so zerstreut, dass man viele von ihnen selten zu Gesicht bekommt. In Pennsylvania, in Michigan, in Indianapolis, Ind., in Michigan, in Missouri, in Kansas u. in Nebraska, ja sogar im Staate Washington wohnen welche von unseren Verwandten. Wir sind wirklich eine „weitverzweigte“ Familie in America, wenn auch in Deutschland fast ausgestorben. Der Name „Tebbens“ soweit unsere Familie in Betracht kommt, existirt drüben nicht mehr.

Seite 26

Juni 1939.

Wir hatten in diesem Monat schon einige recht heisse Tage, doch im Allgemeinen ist es noch kühl, und haben wir viel Regen.

Dem zu Folge wird es wohl auch in diesem Jahr eine reiche Erndte geben.

Doch das scheint heutzutage nur sehr wenig Einfluss auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Menschheit zu haben. Reiche Ernten oder schlechte Erndten Strikes und Unzufriedenheit gibt es immer.

Wenn auch, wie jetzt die Geschäfte etwas besser gehen, die Arbeitslosigkeit nimmt wenig ab.

Es scheint, als wenn Pres. Roosevelt mit dem „New Deal“ doch keinen grossen Erfolg zu erzielen vermag. Das mag nicht gerade seine Schuld sein, doch es ist die Schuld der jetzigen Administration.

Vor etwa zehn Tagen begaben sich unser Freund u. Landsmann H. Baumann u. Frau auf ihre Besuchsreise nach dem alten Vaterlande. Da sie ihre Car mitnahmen konnten sie auch unsern Sohn Wilke auf seiner Farm bei Collegeville, Pa. besuchen, und blieben eine Nacht dort, um am nächsten morgen ihre Reise nach N. York fortzusetzen, wo sie sich am letzten Samstag einzuschiffen hatten.

Jetzt sind sie auf hoher See, und hoffen wir in einigen Tagen wieder von ihnen zu hören.

Unser Enkel Wilke in Collegeville Pa. graduirte am 12<sup>ten</sup> Juni vom Penn. State Coll. und erwarten wir ihn und seinen Vater in Bälde bei uns auf Besuch zu sehen, so schrieb er.

Seite 27

Juli 1839.

Nun haben wir bereits den siebenten Monat des Jahres angetreten. Noch immer rumoren Kriegsgerüchte aus Europa in den Zeitungen, doch scheint es als ob Adolph Hitler der Mann ist seine Zeit abzuwarten um Deutschlands gerechte Ansprüche ohne einen Krieg zu erledigen. Die Danziger Frage ist augenblicklich aufs Tapet, und wird wohl auch, trotz Polens hartnäckigen Widerstand, durch Compromisse, aus der Welt geschafft werden. England droht zwar deswegen einen zweiten Weltkrieg vom Stapel zu lassen. Doch wehe England, wenn es wirklich dazu kommen sollte.

Ueber den 4<sup>ten</sup> July hatten wir den Besuch unseres Sohnes und Junior bei uns. Leider konnten sie nur einige Tage hier bleiben, und wurde der Besuch kurz abgebrochen. Schade, denn wir hätten uns noch viel zu erzählen gehabt. – Nun, wenn Gott will sehen wir uns noch einmal wieder, obschon dies bei unserem Alter doch sehr ungewiss ist. Unsere Gebrechen werden immer fühlbarer.

Dabei, lieber Leser, kommt mir der Gedanke an die Vergangenheit, und an meine Vorfahren. Und so will ich hier aus dem Gedächtniss, daher wohl nicht immer sehr genau, ihrer mit einigen Zeilen gedenken.

Die Familie Tebbens: Der erste, den ich nie persönlich gekannt, sondern nur aus Hörensagen von ihm etwas weiss, war mein Urgrossvater, Christoperus Johannes Toebbens. Er wurde zu Ende des 18<sup>ten</sup> Jahrhunderts, etwa im Jahre 1775 zu Voellen, Ostfriesland geboren. In späteren Jahren war er allgemein bekannt als der „Starke Stopfer“. Er war ein untersetzter Mann von mittlerer Grösse, dabei von übergrosser Körperkraft, von der er manches zum Besten gab, worüber noch zu meiner Zeit oft geredet wurde.

Zu der Zeit der Napoleonischen Kriege focht er im Preussischen Herr als Officier. – Sein Waffenrock und Kniehosen, seidene Strümpfe und Schuhe, die reichlich mit silbernen Schnallen verziert waren, hingen noch zu meiner Zeit in unserem Kleischränk, und wurden mir von Vater dann u. wann zum Spass angelegt, wo ich mich denn recht wichtig vorkam.

Seite 28

In späteren Jahren kam er nach dem, damals noch Flecken, Leer, der schnell zu einer Stadt empor blühte. Urgrossvater wurde zum Wagemeister ernannt. Er wohnte in dem ziemlich geräumigen Gebäude, die „Waage“ genannt, die jetzt auch als Rathaus benutzt wird mit seiner jungen Frau, und veränderte den Namen Toebbens zu Tebbens. Wahrscheinlich der Kürze halber, denn da alles was zu Leer einkam und ausging von ihm bestätigt werden musste musste er ihn oft schreiben.

In der Waage wurde auch sein ältester Sohn Christoph Johann geboren. Das war mein Grossvater, der sich in Leer als Kaufmann und Industrieller etablierte. Seine Frau hiess Mecheline Pooker, und das war die erste Tebbens-Pooker-Heirath in der Familie, deren später noch mehrere stattfanden.

Grossvater war ein erfolgreicher Geschäftsmann, und betrieb nicht nur den Kaufmannsladen, sondern befasste sich bald mit manchen anderen Zweigen der Industrie. So war er Kalkbrenner, da er ein Stück Land, genannt die „Lehmcampe“, besass, wo Ausgrabungen von weissem Sand mit Muscheln gemacht wurden. Aus den letzteren wurde ein ausgezeichnete Kalk gebrannt.

Ausserdem exportirte er Butter, Käse und Fleischwaren nach Holland und England und so wuchs sein Vermögen schnell heran.

Von Natur war er schweigsam, aber äusserst ehrenhaft, und ein aufrichtiger lutherischer Christ, angesehen von Allen, die ihn kannten. Er trank keine geistigen Getränke, und fand sein Vergnügen an Garten und Obsbau, auch hielt er immer einige Kühe und ein Pferd und Kutsche. Dabei war er ein eifriger Imker.

Er heirathete schon mit 19 Jahren, weil damals alle unverheiratheten jungen Männer die über 20 Jahre alt waren, als Rekruten in der Armee eingezogen wurden. Es war eben die Franzosenzeit.

Der Ehe entsprangen fünf Söhne und eine Tochter, die alle, ausser der Tochter Meike, die jung starb, und dem jüngsten Sohn Johanns, der in der Ems (eigentlich Leda) seinen Tod fand als er von seinem Bauernhofe auf der Halb-Insel Nesse mit einer Bootladung Stroh nach Leer übersetzen wollte, nach Amerika auswanderten. Ausser auch dem Aeltesten Wilke, der den Kaufmanns-Laden des Grossvaters führte, und im besten Alter starb, waren da noch Lübke, Christoph, (mein Vater) und Gerhard. Lübke hatte eine Brauerei vom Grossvater financirt. Er machte damit Bankerott und wanderte aus nach New York. Er hatte 2 Söhne und eine Tochter. Schon längst sind sie Alle für uns verschollen.

Seite 29

Mein Vater etablierte sich in Leer als Schönfärber und wurde auch von Grossvater financirt. Meine Mutter war eine geborene Hinderksen. Ihr Vater war Schullehrer zu Kritzum. Mütterlicherseits stammte sie von der Familie von Bohlen aus Larrelt, von denen ein Mitglied in der Geschichte des Amerikanischen Revolutions-Krieges als ein General, General v. Bohlen mit Ehren erwähnt wird. Einige Jahre hatten meine Eltern Glück u. das Geschäft blühte auf von Jahr zu Jahr. Doch dann kamen schlechte Zeiten und es ging rückwärts. Da verlor Vater den Muth und wurde nachlässig.

Als dann im Frühjahr 1866 Onkel Gerhard, aus dem beendigten Bürgerkrieg ehrenvoll entlassen, bei uns eintraf, und auch eine Pookerstochter heiratete, dies war schon die dritte Tebbens-Pooker-Verbindung, da auch Onkel Lübke eine Pooker heimgeführt hatte, wurde es ihm nicht schwer auch Vater zu dem Entschluss zu bringen nach America aus zu wandern. Am 17<sup>ten</sup> März des Jahres 1866 reissten wir alle gemeinsam ab.

Damit waren denn alle drei noch lebenden Söhne Grossvaters in Amerika.

Doch er war nicht ganz verlassen, da die beiden Töchter von Onkel Johanns, und die drei Töchter von Onkel Wilke für ihn haushielten. Er lebte noch mehrere Jahre. Ich glaube es war im Jahre 1873 oder 1874 als er starb.

Die Aelteste Tochter von Onkel Johanns hatte inzwischen den Zahnarzt Tammo Scharphuis geheiratet, deren Sohn jetzt noch Arzt ist, und in Norden practicirt. Sein Sohn ist ebenfalls Arzt, und von der Regierung angestellt.

Der Name Tebbens, soweit unsere Familie in Betracht kommt, ist in Deutschland längst ausgestorben, und der grösste Theil von Grossvaters Vermögen fiel zu guter letzt an den „Scharphuis“.

Dem gegenüber leben jetzt sehr viele Tebbens in den Vereinigten Staaten Amerikas, von denen ich der aelteste bin, und sind wir zugleich, nämlich meine liebe Frau, und ihr Bruder Wilko in Missouri, der schon das 92<sup>te</sup> Lebensjahr überschritten hat, auch die letzten unserer Generation.

Auch wir werden in einigen Jahren nicht mehr sein. Wir wollen hoffen das der Liebe Gott uns ein seliges Ende verleihe, und seinen Segen, den wir so reichlich und täglich empfangen haben auch auf unseren Nachkommen walten lassen möge. Das walte Gott.

Seite 30

Wenn nun auch, da in meinen Aufzeichnungen in diesem Buche, lieber Leser, ich immer die Wahrheit getreu berichtet habe, es leider gesagt sein muss, dass einige Glieder der Tebbens-Familie, im Gegentheil des guten Vorbildes meines Grossvaters, dem Genuss geistiger Getränke nicht die Kraft hatten ihn zu widerstehen, und sich selbst dadurch schadeten, haben wir immer noch Ursache, auf unseren Namen und „Record“ stolz zu sein. Es gibt nur wenige Geschlechter, die in einem Zeitraum von beinahe 150 Jahren keinen Mord, Selbstmord, Diebstahl oder Scandal-Geschichte zu verzeichnen hätte. Doch unsere Familie ist frei davon geblieben, und nie mit dem Gesetzen in Conflict gerathen. Dafür danken wir dem Höchsten, der Aller Geschicke leitet. Möge es auch in Zukunft so bleiben. Die jetzigen Nachkommen sind alle in zufrieden stellenden Verhältnissen, und hiermit mache ich Schluss dieses „Records“.

#### Capitel VI

August 1939.

Dies ist der letzte Tag dieses Monats, und mit Anfang des Septembers wird wohl auch kühleres Wetter einsetzen.

Wenn doch auch die Gemüther der Machthaber in Europa sich abkühlen möchten ehe es zu spät ist und ein Krieg im Gange ist. Das wäre ein noch grösseres Unglück als es der Weltkrieg im Jahre 1914-1918 war, von dessen Folgen sich ja bis heute noch kein Land völlig erholt hat.

Noch ist es möglich die Frage über Rückgabe Danzigs und des polnischen Corridors an Deutschland durch friedliche Verhandlungen zu erledigen – Morgen vielleicht nicht mehr, wenn man den Zeitungsberichten Glauben schenken darf.

England und Frankreich haben Polen bereits militärische Hilfe zugesagt, und dadurch die Polen, die immer schon einen fanatischen Hass gegen Deutschland gezeigt haben, noch mehr aufgereizt.

Sie wissen, sowie alle Nationen sehr wohl dass das von Hitler beanspruchte Gebiet von rechtswegen Deutschland gehört, und fast gänzlich von Deutschen bewohnt wird.



Seite 31

Sept. 1939. – Auch dieser Monat neigt sich schon seinem Ende zu, doch ereignisvoll, und für die Geschichte Europas von grosser Bedeutung war sein Verlauf. Polens Sache ging in drei Wochen verloren. Es gibt zur Zeit kein selbstständiges Polen mehr. Deutschland und Russland haben es unter sich aufgetheilt. Der grösste Theil der polnischen Armee befindet sich in deutscher und russischer Kriegsgefangenschaft.

England und Frankreich, die so bombastisch ihre Hilfe versprochen hatten, kamen nicht nach Polen, sondern haben die deutsche Siegfried-Linie im Westen, an der französischen Grenze angegriffen, doch bisjetzt ohne Erfolg. Ob es wirklich zu einem grossen Krieg kommen wird ist noch ungewiss. Es schweben wieder Gerüchte über eine von Hitler ausgehende Friedens-Conferenz in der Luft.

Hoffentlich werden sie sich erfolgreich erweisen, und das grosse Menschenmorden verhüten.

Denn was ist ein Krieg heutzutage anders als ein grosser Massenmord.

Und der Zweck, die Ursache? – Nur weil einige Nationen mehr Macht und mehr Land zu erraffen suchen.

Die Völker selbst würden ganz gut ohne Krieg nebeneinander leben können. Sie wünschen den Frieden, aber die Macht politischer Aufrührer treibt sie immer wieder ins Verderben.

Wolle der liebe Gott das sie dieses Mal in vernünftiger Weise ihre Zwistigkeiten aus dem Wege schaffen, und damit tausende unschuldige Menschenleben erhalten bleiben, schon gar nicht zu sprechen von den ungeheuren Kosten und all das Elend der nachfolgenden Jahre.

Denn auch die siegreiche Partei hinterlässt nichts als Elend, Armuth u. Noth, für sein eigenes Land.

Wir kennen dass ja aus Erfahrung nach dem Weltkriege.

Wie eine schleichende Krankheit hängen immer noch die Folgen dieser schrecklichen Zeit ueber uns.

Seite 32

October 1939.

Es ist wohl kaum mehr Sommer, da die Nächte schon kühler, und die Tage zunehmend kürzer werden, aber wir haben jetzt die angenehme Zeit, die man hier den „Indian Summer“ nennt. Wohl wird das Laub der Bäume schon gelb und fällt langsam ab, aber im Garten blühen noch allerhand Blumen und Sträucher. Es war ein gutes Obstjahr, und Äpfel, Birnen, Pflaumen und Trauben sind sehr billig, und im Ueberfluss auf dem Markt. In früheren Jahren machte meine liebe Frau immer viel davon ein, doch wir sind alt und schwach geworden, und so wird es unterlassen, auch schon weil Canned Fruit jetzt viel wohlfeiler zu haben ist als früher.

Wenn auch viel geschrieben wird ueber Teuerung, und dass Gefahr besteht das der „Standard of American Living“ nicht länger beibehalten werden könne, so spüren wir bisjetzt wenig davon.

Wenn man liest, dass in Deutschland, England und Frankreich alle Lebensmittel nur per Ration erhältlich sind, des Krieges halber, so dürfen wir dem Herrn danken dass wir bisjetzt nicht darin verwickelt sind.

Doch leider, was nicht ist, das kann noch werden. Das einzig richtige Neutralitätsgesetz, das „Embargo von Ausfuhr oder Verkauf von Waffen oder Kriegsmaterial“ wurde dieser Tage in Washington aufgehoben, und durch ein anderes ersetzt. „Cash and carry“ heisst es und bedeutet, dass kriegführende Völker alles haben können wenn sie es bar in den U.S. bezahlen und in ihren eigenen Schiffen transportieren.

Seite 33

November 1939.

Heute ist der letzte Tag dieses Monats und immer ist das Wetter recht schön. Manches Jahr hatten wir schon um diese Zeit starken Frost u. Schneestürme zu verzeichnen. Dies ist auch das erste Jahr, dass wir schon am 23<sup>ten</sup> anstatt am 30<sup>ten</sup> das Thanksgiving day feiern. So wollte es unser President. Doch ist er nicht in allen Staaten damit durchgedrungen. Viele Menschen können eben nicht die Traditionen der vergangenen Zeit so leicht vergessen, und essen ihren „Turkey“ nach wie vor, am 30<sup>ten</sup> Nov. was man ihnen auch nicht verdenken kann.

Na, wir haben, Gott sei Dank! den 85<sup>ten</sup> Geburtstag meiner lieben Frau am 18<sup>ten</sup> Nov. und den Thanksgiving day am 23<sup>ten</sup> Nov. in Gesundheit und im Kreise unserer Lieben, gebührend feiern dürfen. Die meisten der Verwandten und Freunde haben uns mit ihrer Theilnahme beehrt, so dass wir eine fröhliche Feier hatten.

Am Samstag, den 25<sup>ten</sup> Nov. kamen unsere Freunde und Nachbarn, Mr. & Mrs. H. Baumann von ihrer Deutschland-Reise zurück. Sie mussten ein italienisches Schiff benutzen, da ja die deutschen Schiffe nicht mehr ausfahren, des leidigen Krieges wegen.

Wenn doch nur bald Frieden gemacht würde, ehe auch wir noch zu guter letzt darin verwickelt werden.

Hoffentlich kommt es nicht dazu. Wir haben noch vom letzten Kriege her zu vieles wieder in alte Geleise zu bringen. Die „Prosperity“ ist noch lange nicht um die Ecke herum gekommen, und Arbeitslose gibt es noch Millionenweise. Auf dem Schiff mit Baumanns waren über 2000 Passagiere von denen etwa 85% Juden waren. Was wollen die hier machen? Haben wir nicht schon genug derselben? Namentlich in New York.

Seite 34

December 1939.

Heute, am 20<sup>ten</sup> kam der erste Schnee, der nicht sofort wieder vom Erdboden verschwand. ES scheint dass wir nach all dem warmen Wetter dennoch „Weisse Weihnachten“ erleben werden.

Ja, Weihnachten, das Symbol des Friedens und der Nächstenliebe steht wieder von der Thür. Und wie sieht es aus in den Ländern die sich civilisirt und christlich nennen?

Mord und Todschatz, Krieg in der Luft, zu Wasser und zu Land überall.

Wir haben bisjetzt unsere Neutralität bewahrt, doch leider sind Arbeiter-Unruhen an der Tagesordnung. Dabei nimmt die Zahl der Arbeitslosen kaum ab.

Und doch spürt man in Privatkreisen nur wenig davon. Jedermann rüstet sich so gut er kann auf ein Fröhliches Weihnachtsfest, und die Stores machen gute Geschäfte. Man will eben eine kurze Zeit alles Unangenehme vergessen, und sich erholen. Wenn doch mehr Menschen sich dabei auch an die wirkliche Weihnachtsbotschaft erinnern würden. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ So walte Gott.

Unsere Landsleute die einen Besuch nach Deutschland machten, Baumanns & Hemmanns, sind endlich wieder wohlbehalten hier angelangt, aber auf Italienischen Schiffen, und mit grossen Unkosten.

Doch können sie von Glück sagen, denn die Schifffahrt von Europa nach hier wird von Tag zu Tag unsicherer.

Nun, wir wollen hoffen dass der unselige Krieg bald ein Ende nehmen wird, und in dieser Hoffnung den bevorstehenden Festtagen mit zuversichtlichen und fröhlichen Gemüte entgegen sehen, und wünschen damit allen ein „Fröhliches Weihnachten und ein Gesegnetes Neues Jahr!“

Zum Schluss dieses Capitels noch einen kurzen Ueberblick der Geschehnisse dieses, seinem Ende bevorstehendes Jahres 1939.

Viele Kriege waren, und sind noch im Gange. Der einzige endgültig beigelegte Krieg ist wohl der Spanische, wo der General Franco den Sieg davon trug.

In China, haben die Japaner wohl Fortschritte gemacht, doch haben noch lange nicht das chinesische Volk besiegt. In Europa sind zwei Kriege noch nicht entschieden: England sucht Deutschland zu vernichten und Russland macht den Finnländern das Leben sauer.

Wir, und wann, alle diese Völker wieder zur Ruhe kommen werden ist nicht vorauszusehen. Polen und die boehmischen Länder wurden Deutschland, und theilweise Russland einverleibt. Oesterreich wurde von Hitler für Deutschland annectirt. Gottlob sind wir bisjetzt allen diesen Verwicklungen ferngeblieben, und die oeffentliche Meinung der Bürger der U.S. ist, dass dem so bleiben müsse. Trotzdem mag es durch irgend einen unseligen Zwischenfall doch noch anders kommen, was Gott verhüten wolle.

Der Nachklang der frohen Wehnachts-Botschaft ist kaum verklungen „Friede auf Erden“ – möge es im neuen Jahre zur Wahrheit werden.

Es ist möglich das wir es nicht mehr erleben, da wir schon im hohen Alter stehen. Dabei muss ich oft an das ernsthafte Gedicht denken: „Wer weiss wie bald in tiefer Stille,

Die Stunde meines Abschieds schlägt?

Wie bald man meine Geisteshülle,

Zu meinen Vätern schlafen legt?

Du bist es Gott, der meine Tage,

Schon längst mit Weissheit niederschrieb,

Du, der in Glück und unter Plage

Mein liebevoller Vater blieb!

Von Dir, von Dir der mir den Odem gab,

Hängt auch mein letzter Odem ab!“

Und somit liebe Leser – Gott befohlen

Und ein fröhliches, glückliches Neues Jahr – 1940.

Capitel VII

Januar 1940.

„What lies ahead, no human mind can know  
Tomorrow may bring happiness or woe  
We cannot carry charts, –  
Save the Faiths, thats in our hearts.  
As along the unknown trails we blindly go!“

So spricht ein weiser Dichter in Bezug eines neuen Jahres.

Wohl hat er Recht, doch er hätte noch hinzufügen können dass auf dem unbekanntem Wegen die wir auch in diesem neuen Jahr wandeln müssen, und immer ein liebevoller Gott begleitet, der uns nicht zu Schanden werden lässt, wenn wir nur auf ihn vertrauen.

Nun, die Festtage sind vorbei. Wir haben schöne Tage verlebt – Weihnachten und Neujahr.

Wie es scheint, gehen wir grossen Ereignissen entgegen im Laufe des Jahres, sowohl in Europa als auch hier.

Wir treten ein neues Decennium an und wollen hoffen dass es der Menschheit gelingen möge Zustände herbei zu führen die zum allgemeinen „Frieden auf Erden“ dienlich sind. – Es ist die höchste Zeit, wenn nicht die bisjetzt erreichte christliche Kultur wieder gänzlich zurück gehen soll, wovor uns Gott behüte!

Die Aussichten sind leider die denkbar schlechtesten wenn man den Zeitungsberichten Glauben schenken darf, was man leider auch nicht unbedingt thun sollte.

Die landessprachlichen Zeitungen hier sind meistens nicht neutral, sondern halten es mit den Allierten, hauptsächlich mit England.

Trotzdem ersieht man dass von deutscher Seite der Seekrieg erfolgreich geführt wird, und die tapferen Finländer ihr kleines Vaterland mutig gegen Russland vertheidigt, aber ach, viele Hunde sind des Hasen tod, und die Uebermacht Russlands ist viel zu gross für die kleine Schaar der Finnen. Das Ende beider Kriege ist heute noch schwer vorauszusehen. Lasst uns hoffen, lieber Leser, dass sie sich nicht zu sehr in die Länge ziehen.

Seite 37

Februar 1940

Nach einigen Wochen strenger Kälte scheint es dass sich das Wetter etwas mildern werde. Heute ist Lichtmes, der 2<sup>te</sup> Feb. und steht das Thermometer etwas über den Gefrierpunkt. Letzte Woche war es mehrmals bis 14° unter 0 gesunken. Wir hatten unsere liebe Noth das Haus warm zu halten, obwohl wir an Oel und Kohlen nicht sparten.

Wir erwarten noch immer den Besuch unseres Sohnes Wilke aus Philadelphia. Er hatte zugesagt, um die Weihnachtszeit zu kommen. Ich versprach ihm einen unserer Foxterrier-Puppies zu behalten, bis er ihn abholte. Dieses puppy ist nun bereits über 5 Monate alt und schon zwei Drittel vollwüchsig. Da wieder verschiedene Coal Mine-Strikes vorgekommen sind, wird er wohl nicht fort gekonnt haben, da er die Aufsicht über den 30 Kohlen-Minen mit etwa 2000 Coalminers der Firma auszuführen hat. Es ist schon so, und zwar in allen Zweigen der Industrie, wenn sonst alles so ziemlich in Ordnung ist, dann kommen die Labor-Unions und machen Trouble. So was kannte man früher nicht, und dabei gibt es heute mehr Arbeitslosigkeit als dazumal.

Wenn man so zurückdenkt, kommt einem unwillkürlich die Frage: „Bessert sich die Welt, oder wird sie schlechter?“

Die Antwort darauf möchte ich mir nicht erlauben auszusprechen. — — —

Ueberhaupt, meine liebe Frau und ich werden zu alt um uns darüber graue Haare wachsen zu lassen.

Die Haare sind so schon grau.

Trotz viele finanziellen Verluste während der Depressions-Zeit, fühlen wir uns gesichert, und wenn uns der liebe Gott mit schweren Krankheiten verschont möchten wir in Zufriedenheit noch einige Jahre weiterleben, wozu uns Gott helfen, und wir ihm dankbar sein wollen.

Seite 38

Febr. 23.40.

Einige Tage nachdem ich vorhergehendes geschrieben, wurden wir plötzlich alle drei krank, und mussten den Arzt zu Hilfe rufen. Er stellte fest dass ich einen Anfall von Asthma, meine liebe Frau die Influenza, und unsere Tochter Hattie eine schere Erkältung hätten. Zum Glück legte sich letztere bald, und konnte sie in ihrer Pflege für uns fortfahren, sonst hätten wir wohl in ein Hospital gebracht werden müssen, denn mit uns alten geht die Gesundung nicht so schnell. Wir sind heute noch in ärztlicher Behandlung, und sind in den letzten Wochen recht schwach geworden. Hoffentlich wird bald, mit Gottes Hilfe, dieser Zustand behoben sein.

Am letzten Wochenende hatten wir eine kleine Familien-Reunion. Unser Sohn Wilke war von Philadelphia, und unsere Tochter Anna von Michigan gekommen, wenn auch nur auf einigen Tagen. Doch uns zeigte es wiederum die Treue und Liebe unserer lieben Kinder uns gegenüber, worüber wir und gar nicht genug freuen und dem lieben Gott danken können. Denn solches Glück ist leider nicht allen Eltern beschert, und so wollen wir denn diese beiden glücklichen Tage unserer „Family Reunion“, den 17<sup>ten</sup> und 18<sup>ten</sup> Febr., die wir unter unserem eigenen Dache verbrachten im Gedächtnis erhalten, und hoffen dass es nicht das letzte Mal einer solchen Zusammenkunft war. Hoffentlich haben wir die Krise unserer Krankheit hinter uns, und werden, mit Gottes Hilfe, bald wieder gesund und kräftig werden. Wir legen alles in seiner gnädigen Hand. „Ihn, Ihn lass thun und walten, Er ist ein weiser Fürst, Und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst.“

1940 ist ein Schaltjahr und heute ist der 29<sup>te</sup> Februar. Im Verlauf dieses Jahres mag vieles geschehen, was wohl nachhaltige Folgen in der Weltgeschichte nach sich ziehen mag. Lasst uns hoffen, dass es nur Gutes sei, und zum endgültigen Frieden der Menschheit führe.

Es ist hohe Zeit, dass Krieg und Mord aufhören.



Seite 39

März & April – 1940.

Sehrvi vieles hat sich zugetragen seit meinem letzten schreiben im Febr., denn wir alle drei, Mutter, Hattie u. ich, waren die meiste Zeit krank – Influenza, Asthma und Erkältungen ueberfielen uns.

Doch, Gottlob haben wir nun das schlimmste hinter uns.

Wir waren über 2 Monate nicht im Stande aus dem Haus zu gehen. Auch jetzt noch müssen wir uns sehr in Acht nehmen, bei kalter Witterung auszugehen. Es ist in diesem Jahr ein sehr später Frühling geworden, obwohl es kein Allzu strenger Winter war. Wir hatten eine weisse Ostern, nach einem grünen Weihnachten.

Noch immer wüthet in Europa der Krieg, und zwar jetzt in Norwegen, wo Hitler Besitz ergriffen, und nun von England aufs heftigste bekämpft wird, um ihn zum Rückzug zu zwingen. Ob es gelingt ist noch höchst zweifelhaft. Die Zeitungs-Berichte bringen jeden Tag entgegen gesetzte Kunde, Und nur das halbe darf man glauben.

Ja – wie wird es endlich werden, und wie wird es laufen ab? Das ist der Gedanke tausender und Abertausender armer betroffenen Menschen. Möge der Friede bald kommen, um je länger es dauert, desto grösser wird das Elend.

Am 25<sup>ten</sup> April war mein 89<sup>ter</sup> Geburtstag den wir im Kreise unserer Familie denn auch gebührend gefeiert haben. Leider war es nicht Allen möglich mit dabei zu sein, aber ich erhielt viele Gratulations-Karten und sehr schöne Geschenke, wofür ich herzlich dankbar bin. Vor allem aber danke ich dem lieben Gott, dass Er mir diesen Tag in Gesundheit erleben liess. Auch wenn man alt ist, kann man sich, trotz vieler Beschwerden die das hohe Alter mitbringt, des Lebens freuen, zumal in dieser Zeit, da es wieder Frühling werden will, wenn auch das Wetter bisjetzt noch ziemlich kalt ist.

Einige verfrühte Zugvögel sind schon eingetroffen. Die armen Thierchen sitzen aber mit gesträubter Gefieder herum, da sie noch nicht ihr richtiges Futter finden können.

Brotkrumen und anderer Abfall, den wir oefters ausstreuen, rühren sie nicht an. Nur die Spatzen fallen darüber her. – Und das weiss unsere Katze, die sich oft einen aus ihrer Mitte herausfängt und ihn verzehrt.

Seite 40

Mai 1940.

„Der Mai ist gekommen“ – aber dieses Mal mit Schnee und Kälte. Die ersten 2 Tage hat es nicht damit aufgehört, und war es recht unangenehm für „Movers“. Auch unsere Tenants sind ausgezogen, und werden wir wohl viele Expenses haben die Zimmer oben wieder in guten Zustand zu bringen. Wir freuen und trotzdem dass sie fort sind, obschon sie 11 Jahre hier gewohnt haben.

Unser Sohn Wilke besuchte und letzte Woche, hatte jedoch nur von Freitag Abend bis Sonntag Nachmittag Zeit hier zu bleiben. Immerhin war es uns eine Freude ihn einmal wieder zu sehen. Die Nachrichten der Zeitungen besagen dass Hitlers Armee immer weiter nach England vordringt. Holland, Belgien und Luxemburg sind schon fast gänzlich in deutschen Händen. Was in den nächsten Tagen geschehen wird ist noch nicht voraus zu sehen, aber an Frieden ist noch nicht zu denken. Am 28<sup>ten</sup> d. M. feierten wir unser 64jähriges Hochzeits-Jubiläum. Einige der Verwandten, denn die meisten wussten gar nichts davon, erschienen mit Gratulationen und Geschenken. Doch im Stillen dankten wir dem Herrn am meisten, der es uns vergönnt hat so lange Zeit in Frieden und Glück beieinander leben zu dürfen. Möge Er nun auch die uns dargebrachten Wünsche unserer Lieben in Erfüllung gehen lassen, und uns noch einige Jahre das Erdenglück geniessen lassen. Wir wollen es ihm anheimstellen.

Juni 1940.

Es ist jetzt wirklich Sommer geworden. Gestern stand das Thermometer auf 92° F im Schatten. Es ist jetzt alles grün und trotz ungenügender Pflege, blühen die Büsche und Blumen in meinem Garten recht herrlich.

Leider kann ich die Gartenarbeit nicht mehr so gut verrichten, wie in früheren Jahren, da mir das Bücken zu schwer wird. – Glücklicher Weise habe ich nun manchmal Hilfe. Nämlich unser neuer Miether, Herr E. Heuser, der mit Frau und einem drei Monate alten Knäblein bei uns eingezogen, ist auch ein Garten-Liebhaber, und ist immer gern bereit Hand anzulegen, wenn er sieht dass er mit helfen kann. Sie sind sehr nette Leute, deutscher Abkunft. Ich hoffe, dass sie lange bei uns wohnen bleiben.

Unser Sohn schrieb von Philadelphia dass sie dort letzte Woche eine sehr aufgeregte Zeit hatten, nämlich wegen der republicanischen Convention, wo Herr Wendel Willkie als Presidentschafts-Candidat gewählt wurde. Herr MacNary wurde als Vicepresident dort ernannt. Nun kommt am 15<sup>ten</sup> Juli bei uns in Chicago die Democratische Convention. Und dann kann es losgehen.

Seite 41

July 1940.

Blitzkrieg! Was ist das? Vor einem Jahr kannte man ein solches Wort überhaupt nicht. Doch jetzt ist es gang und gebe, nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch in den englischen Zeitungen wird es gebracht.

Adolph Hitler hat es erfunden. Er hat auch, bei praktischer Anwendung desselben schon viel Erfolg gehabt und viele Länder in Europa schnell „abgeblitzt“.

Sogar nun auch Frankreich wurde in wenigen Wochen besiegt und kämpft jetzt gegen England, seinen vormaligen Allirten, nach dem sich jetzt die Nazis wenden. Denn England ist der grösste und mächtigste Feind, den sie noch „abblitzen“ müssen.

Dann wird hoffentlich „Schluss“ gemacht, und Europa kommt endlich wieder zur Ruhe. Leider hat sich in diesem Monat Krankheit bei uns eingestellt. Meine liebe Frau wurde krank und vorige Woche bekam sie einen leichten Anfall von Schlag. Nun kann sie nicht allein gehen und muss die meiste Zeit zu Bett liegen.

Der Arzt meint dass sie in einigen Wochen wieder hergestellt sein wird. Das wolle der liebe Gott! Der Monat Juli neigt sich seinem Ende zu. Wir hatten ueber eine Woche sehr heisses Wetter. Die Temperatur war fast immer von 90° bis 100° F und noch darüber. Wenn wir nicht täglich unseren Lawn u. Garten mit dem Wasserschlauch gehörig gesprenkelt hätten, so wäre jetzt längst Alles verdorrt. Bei solch anhaltender Hitze findet man auch wenig Schlaf und verliert den Appetit, so dass man zuletzt ganz matt und müde wird. Hoffentlich wird es bald kühler. Der democratiche Convent ist jetzt beendigt, mit dem Resultat, dass President F.D. Roosevelt wieder als Presidentschafts-Candidat, und Ackerbau-Secretär Wallace als Vice-President ernannt wurden.

Also nun heisst es: „Willkie & MacNary versus Roosevelt & Wallace“.

Dieses Jahr wird es für die Herrn Zeitungs-Redacteurs und Artikel Schreibende Correspondenten keine sog. „Saure-Gurkenzeit“ geben. Politick und Krieg wird sie vollauf in Gang behalten. Wenn sie nur immer die einfache Wahrheit berichteten, und nicht so viele lügnerische Mittheilungen hinzufügten, so hätten sie schon genug zu thun. Doch das können sie nicht lassen.

Von unserem Sohn Wilke erhielten wir die Nachricht dass er sich mit Mrs. Bailiff, die uns schon bekannt ist, am 16<sup>ten</sup> Juli verheirathet habe, Nun, er war lang genug Wittwer, und wir freuen uns, dass er nun wieder eine Gefährtin hat und einen mehr geregelten Haushalt auf seiner Farm führen kann.

Capitel VIII

August 1940.

In den ersten Tagen dieses Monats besuchte uns unser Sohn und seine Frau auf ihrer Hochzeitsreise. Leider konnten sie nur einige Tage bei uns verweilen, da Wilke in dieser Jahreszeit immer sehr viel in der Office zu thun hat, zumal bei dieser, so unruhigen Zeit. Immerhin hatten wir Gelegenheit unsere neue Schiegertochter „Ceil“ näher kennen zu lernen, Wir fanden sie alle recht nett und verständig und hoffen, das den Beiden ein recht langes glückliches Eheleben beschieden sein mag. Wir erhielten seitdem einen Brief von ihnen, worin sie uns mittheilten, dass sie wieder einiges Vieh, nämlich Hühner, und ein halbes Dutzend Ferkel angeschafft hätten. Somit haben dann das farbige Ehepaar, die W. seit einigen Monaten engagirt hat, auch etwas mehr zu thun.

Meine liebe Frau ist immer noch leidend, doch scheint sie, wenn auch langsam, auf dem Wege der Besserung zu sein.

Der Krieg in Europa ist immer noch im Gang und zwar heftiger denn je. Die Nazis bombardiren täglich, ja, auch zur Nachtzeit England und namentlich auch London. Dahingegen molestiren die Engländer Berlin und andere Städte in Deutschland und Frankreich, Holland und Belgien, die von den Deutschen occupirt sind.

Wir, die U.S.A. sind bisjetzt noch nicht tatsächlich in den Krieg verwickelt, obschon es in Washington viele gibt, die es gerne so haben möchten. Hoffentlich bekommen sie nicht ihren Willen, trotz den verzweifelten Versuchen die gemacht werden. Leider ist unser President als oberster Rädelsführer auf ihrer Seite. Lasst doch die Engländer ihre selbstgekochte Suppe auch selbs auflöffeln.

Die erste Hälfte dieses Monats hatten wir hier recht heisses Wetter, doch seit etwa einer Woche ist es recht kühl, und dabei viel Regenwetter, das übrigens sehr notwendig war.

Welschcorn und alle spät reifenden Farmproducte hatten schon viel durch anhaltende Dürre gelitten.

Seite 43

Noch am letzten Tage dieses Monats erhielten wir die traurige Nachricht dass unser lieber Freund, Herr. Aug. Kobi, plötzlich gestorben sei.

Vor etwas einem Jahre heiratete er Lilly Brenstein ehemalige Gattin von John Brenstein.

Sie lebten anscheinend sehr glücklich zusammen. Er war ein Eisenbahn-Angestellter und hatte vor Jahren den rechten Arm verloren.

Doch er war trotzdem sehr gewandt, und konnte mehr Arbeit thun als mancher Andere der seine gesunden Glieder hat.

Sie wohnten im Schiller-Park, wo er drei Häuser besass, die er alle selbst in bestem Zustande erhielt.

Am vorigen Samstag waren sie noch bei und, und da sie am Abend Karten spielen wollten, erbat er sich von Hattie eine Pappschachtel, die einen auswärtig scherenden Deckel hätte.

Dann steckte er seine Karten zwischen den Deckel und der Schachtel. So konnte er auch als Einarmiger mitspielen.

Er war ein gemütlicher Deutscher und wir alle hatten ihn gern. Der Beiden Glück war sehr kurz – Doch mit den Geschickes Mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten – und das Unglück schreitet schnell. – Sanft ruhe seine Asche!

Sept. 1940.

Der Anfang des letzten Drittels des laufenden Jahres. Anscheinend wird noch viel geschehen in den kommenden Monaten, sowohl in der allgemeinen Weltgeschichte als auch auf politischen Felde hier in unserem Lande.

Ein Gesetz zur Einberufung aller Männer im Alter von 21 bis 35 Jahren wurde vom Congress angenommen. Somit werden alle Beteiligten ihrer Militär-Pflicht nachkommen, und ein Jahr zur soldatischen Ausbildung dienen.

Die oeffentliche Stimmung ist entschieden gegen diese Massnahmen. Es ist möglich dass es da noch zu manchen Schwierigkeiten kommen kann.

Es trifft so viele jung verheiratete Männer, wie auch in meiner Familie, die jetzt in guter Stellung sind. Sie haben 1 oder 2 Kinder, haben sich ein eigenes Haus gekauft, natürlich auf Credit, woran sie monatlich Abzahlungen machen. Müssen diese nun ein Jahr beim Militär sein, so steht in Aussicht dass sie dadurch alles, ihren Posten und ihr Heim verlieren.

Solche Gesetze sollten, und sind auch, nach der Constitution der vereinigten Staaten, undurchführbar sein.

Doch leider haben wir zur Zeit so viele Senatoren und Congressmänner in Washington, die zu Allem „Ja und Amen“ sagen, was unser hochlöbliche und weiser President Roosevelt vorbringen mag. Ob es nun zum Wohl oder Wehe unseres Volkes ist. Das scheint ganz egal zu sein. Muckst du, so bist du ein „5<sup>th</sup> Columnist“.

Seite 44

October 1940.

Heute, als am 16<sup>ten</sup> d. M. ist Tag der Registration für alle Bürger, und auch alle Nichtbürger des Landes, die sich im Militärpflichtigen Alter, nämlich inclusive 21 bis 35 Jahre befinden.

Deren sind im Staat Illinois allein schon etwa 60.000, im ganzen Lande etwa 12½ Million.

Es ist wohl möglich, dass wir nun doch noch in Krieg verwickelt werden, und zwar durch die feindseligen Beziehungen mit Japan, und dann natürlich zu guter letzt auch mit der ganzen Berlin-Rom-Japan-Achse.

Hoffentlich bringt die bevorstehende Presidenten-Wahl andere Männer ans Ruder, die die wahren Empfindungen unseres Volkes zu representiren wissen, und friedliche Ziele verfolgen. Die Mehrheit des amerikanischen Volks will wahrhaft keinen Krieg.

Unterdessen geht der unselige Krieg in Europa seinen Gang, und sind nun schon fast sämtliche Völker daran betheiligt.

Vor einigen Woche erhielten wir die traurige Nachricht, dass unser lieber Bruder, Wilko Pooker in Horine, Mo. gestorben sei. Er wohnte dort bei seinem Sohne, Edward u. seiner Frau Clara. Er erreichte ein Alter von über 93 Jahre. Er war der aelteste unserer Generation, und wurde aeter als irgend ein Mitglied, beider, der Tebbens & Pooker-Familie, soweit uns bekannt ist.

Wir standen immer in schriftlichen Verkehr mit einander. Er war immer guten Muthes, bis zuletzt. Er erlag einem Gehirnschlag, nach mehrmonatlicher Krankheit. Er hinterlässt 3 Söhne und 2 Töchter.

Oskar, der jüngste ist Lutherischer Pastor in Kansas City, Ka. Eddie hat einen Store in Horine und Wilko der Aelteste eine Farm in Mo. Die beiden Töchter Alma & Christine wohnen in St. Loui, Mo.

Somit sind nun meine I. Frau u. ich die einzig ueberlebenden unser Generation beider eingebundenen Familien, also nahe dem Aussterben, denn wir beide stehen hoch in den Achzigern, da kann das Ende nicht mehr sehr fern sein, was wir ja auch an unseren Körpern selber verspüren.

Nun möge der Liebe Gott auch uns, wenn unsere Zeit verflossen ist eines sanften, seligen Todes theilhaftig werden lassen.

Sein Wille geschehe!

Seite 45

Nov. 1940.

Heute, am 15<sup>ten</sup> d. M. hatten wir den ersten Schnee dieses Winters, und zwar recht ausgiebig, denn er liegt beinahe einen Fuss hoch. Die letzten Paar Tage war es ziemlich kalt, bis zu 13° F, doch scheint es etwas wärmer zu werden.

Die Wahl am 1<sup>sten</sup> Dienstag d. M. ist für die Republicaner nicht so gut ausgefallen wie erwartet wurde. Roosevelt bleibt President. Doch werden viele Gouvernors u. Congressmänner von den Republicanern erwählt. Auch Illinois wird einen Republicaner zum neuen Governor haben, nämlich Mr. Green. Immerhin werden viel mehr als bisher Republicaner im Congress u. im Representanten-Hause zu finden sein.

Am 11<sup>ten</sup> dieses Monats war Armistice Day. Aber es scheint von Jahr zu Jahr weniger beachtet zu werden. Es wäre gut wenn diese Feier gänzlich ausgeschaltet würde, denn die Folgen dieses schmahlichen Abkommens sind ja die Ursachen des jetzt wüthenden Krieges in Europa.

Leider hat er sich jetzt schon bis nach Asien u. Africa ausgebreitet. Wann wird ein Ende gemacht? – Hitler sagt: Wenn England gänzlich besiegt ist. – Das kann wohl noch lange während. Wenn auch wir noch zu guter letzt eingreifen, vielleicht noch Jahre lang.

In diesem Fall kann man nicht sagen: „Je länger, je lieber“. Vielmehr „Je länger, je schlimmer.“

Unsere nächsten Feste sind jetzt meiner lieben Frau ihr Geburtstag am 18<sup>ten</sup> Nov. u. Danksagungstag am 21<sup>ten</sup> Nov. Unser lieber President will es so. Er giebt nichts um die alten Traditionen des Americanischen Volkes. Sonst hätte er auch keinen dritten Termin angenommen. Jetzt kann er in den nächsten vier Jahren noch viel Unheil anstiften, was Gott verhüten möge.

Schon mit der jetzigen Aushebung zum Militär in Friedenszeiten, was auch vorher noch niemals in unserem Lande vorgekommen ist, kommen viele Familien in Unglück und Noth.

Es wäre ein Segen, wenn endlich einmal Gesetze gemacht würden, die eine solche Situation, oder überhaupt Kriegs-Erklärungen am fremde Länder nicht zuliessen, es sei denn vorher über diesen Zweck eine Volkswahl abgehalten worden, wobei die Stimmen-Mehrheit allein gelten müsste ohne Rücksicht auf „Electoral Votes“.

Doch bis dahin wird wohl noch viel Wasser den Mississippi-Strom hinab laufen.

Seite 46

Meiner lieben Frau ihren 86<sup>ten</sup> Geburtstag haben wir am 28<sup>ten</sup> d. M. Gebührend gefeiert. Fast alle Verwandte und Freunde waren erschienen.

Leider konnte meine I. Frau selber nicht viel mitmachen, da sie noch immer nicht wieder gehen kann. Auch den Danksagungstag haben wir hinter uns. Wir hatten hier einen starken Schneesturm, und seit gestern einen zweiten. Auch ist es ziemlich kalt. Der Winter scheint ernst machen zu wollen.

December 1940.

Der letzte Monat des Jahres steht vor uns. Er bringt das heil. Weihnachtsfest mit sich. Allenthalben schon bereitet man sich darauf vor. Jedermann erwartet etwas Gutes von diesem Fest. Es fällt wie schon bald 2000 Jahre lang auf den 25<sup>ten</sup> Dec., und dieses Datum wird Pres. F.D.R. wohl nicht wagen zu verändern. Aber die Botschaft die es bringen sollte, „Frieden auf Erden“ wird leider nicht viel berücksichtigt.

Verschiedene Nationen, die sich christlich nennen, bekämpfen sich auf Tod und Leben. „Friede auf Erden“ wäre wohl möglich, wenn Hass, Neid, Habsucht, Ehrgeiz und Eroberungssucht auf immer ausgeschaltet werden könnten.

Die hochstehenden Persönlichkeiten wollen immer höher hinaus, und dabei kommen die Massen des Volks immer weiter hinunter. Ohne von den Verlust so vieler Menschenleben zu sprechen, dringt sich die Frage auf: Wer bezahlt nun schliesslich für alle die zerstörten Schiffe, Häuser und andere, im Kriege vernichteten Werthe?

Kein Anderer, lieber Freund, als der Mann der im Schweisse seines Angesichts sein Brot verdienen muss. Du und ich, und Millionen Andere.

Doch genug davon. Das sind keine Betrachtungen die in uns die Weihnachtsstimmung fördern könnten.

Wir sollten uns freuen, das wir diembar [?] noch in Frieden leben können. – Doch wie lange noch?



Seite 47

Nun, die Weihnacht-Feier haben wir wieder einmal für ein Jahr hinter uns.

Sie verlief schön bei uns. Fast alle Verwandte, sogar Wilke, unser Sohn und Ceil, seine Frau von Philadelphia waren gekommen. Die Bescherungen überstiegen die früheren Jahre. Und so feierten wir den ersten Tag im frohen Kreise unserer Familie.

Wir hatten viele Weihnachtskarten abgeschickt, aber noch mehr erhalten.

Unser Schullehrer, Herr Richter, kam mit vier seiner Chorsänger am heiligen Abend und ergötzte uns mit Vorträgen und dem Singen der alten, schönen Weihnachtslieder.

Am zweiten Weihnachtstag kamen viele alte Freunde und begrüßten uns.

Bis später, oder besser früher Stunde, blieben wir zusammen. Doch als die meisten schon fort waren, kam es unter den noch Anwesenden zu ernstlichen Meinungs-Auseinandersetzungen.

Die Gemüther waren erhitzt, und es war gut, dass man endlich Schluss machen konnte. Doch wir hatten ein Paar schöne Tage erlebt. Wilke & Ceil reissten am folgenden Tage wieder heim, da er geschäftshalber nicht bis Neujahr über hier bleiben konnte, was wir natürlich gern gesehen hätten.

Chicago hatte den Europäischen Krieg über Weihnachten ganz vergessen, wenn auch die Britten keine Einstellung der Feindseligkeiten während der Weihnachtszeit zugeben wollten, sondern die deutschen Gebiete während dem nach Herzenslust bombardierten. Die andere Seite feierte das Christfest wie alljährlich.

Es ist hier eigentlich kein richtiges Weihnachts-Wetter. Schon mehrere Wochen hat es fast jeden Tag geregnet, und das Thermometer hält sich zwischen 30 u. 40 Grad F. Es wäre gut wenn es um diese Jahreszeit etwas kälter wäre, auch für die Gesundheit der Menschen, da sich bei diesem Wetter leicht verschiedene Krankheiten leicht einstellen.

An einigen Stellen macht sich jetzt schon die Influenza breit. Auch fühlt man den Rheumatismus und Neuritis stärker als gewöhnlich, wenn man, wie ich, damit behaftet ist. Die Tage werden schon länger, und wir werden wohl noch einige Monate genügend, wenn nicht zuviel kaltes Wetter erhalten.

Capitel IX

Jan. 1941 – Prosit Neujahr! rufen sich heute die Menschen zu. Ein neues Jahr hat sich eingestellt. Was wird es uns bringen. Nun, Freud und Leid, wie es alle vergangenen Jahre auch brachten.

Wir haben den ersten Tag im fröhlichen Kreise verlebt.

Doch nun ist auch er schon der Vergangenheit anheim gefallen, und somit die festliche Zeit des Winters vollendet. Jetzt setzt wieder das Alltagsleben ein. Wohl dem, der gesund und froh sein Tagewerk wieder beginnen kann.

Viele Menschen haben grosse Wünsche, die das neue Jahr erfüllen soll. Andere haben sich gute Vorsätze gemacht, und glauben sie auch halten zu können.

Doch wie viele dieser Wünsche werden unerfüllt bleiben, und die guten Vorsätze sind meistens in kurzer Zeit vergessen. Wir alten Leute, sowie meine liebe Frau und ich, die wir schon hoch in den Achtzigern stehen, haben nicht mehr viel vom Leben zu erwarten. Wenn uns der liebe Gott, so lange wir noch da sind, die Gebrechen und Beschwerden des Alters nicht gar zu schwer werden lässt, sind wir zufrieden und danken Ihm dafür, und für allen anderen Segnungen die er uns täglich zukommen lässt, und haben nur die eine Bitte: „Mein Gott ich bitt' durch Christi Blut, machs nur mit unserem Ende gut!“

Anders steht es mit den jüngeren Generationen, unsere Enkel und Kinder und deren Kinder. Die Aussichten für das Jahr 1941 sind wahrlich dazu angethan Besorgnis zu erregen. Es ist möglich, das viele unserer jungen Männer noch in diesem Jahre den Soldatentod in fremder Erde erleiden müssen. Möge der allmächtige Gott sie davor bewahren, und dem wahnwitzigen, grausamen Krieg, der jetzt fast auf dem ganzen Erdboden wüthet, bald ein Ende machen.

Noch leben wir ja in unseren U.S.A. in Frieden, doch es sind in Washington hochgestellte Menschen nicht zufrieden. Sie möchten und machen Propaganda bis wir, nolens volens, im Kriege verwickelt sind. Wehe und dann, denn Gutes kann und wird nicht daraus hervorgehen.

Seite 49

Hoffentlich wird die Opposition gegen die nun dem Congress vorliegende „Bill #1776“ stark genug sein wenigstens die meisten und gefährlichsten der darin enthaltenen Vorschläge des Presidenten Roosevelt's zu annullieren. Wenn nicht so ist sie so gut als eine Kriegserklärung an die Achsenmächte, und wir stehen mit England im Bunde!

Warum das? – Warum bekümmern wir uns nicht um unsere eigenen Geschäfte, hier in unseren U.S.A.? Es wäre genug zu thun für die Diplomaten und Politikern. Lasst den Krieg in Europa und anderen Ländern gehen wie er will. Wenn die Menschen sich gegenseitig morden wollen, mit Gewalt, so kann auch kein unbetheiligter Staat sie davon abhalten, und wird sich nur selber in Elend und Arbeit bringen.

Es wird uns so leicht keiner ueberfallen, zumal wenn wir uns in gutem Vertheidigungs-Zustand setzen, wie jetzt schon der Anfang dazu gemacht worden ist.

Traurig ist es nur, dass in Washington so eine kriegerische Gesinnung zu Tage tritt, die wie es scheint von Juden und Kriegs-Profit-Machern immer mehr geschürt wird.

Es heisst „wenn dem Esel zu wohl wird, dann geht er aufs Eis“, und bricht den Hals.

Auch den vorgenannten in Washington mag den Hafer stechen denn dort heisst es „Money is no Object“. Es wird nur noch mit Millionen und Billionen gerechnet.

Dabei laufen heute noch Tausende ehrlicher Leute im Lande herum, die nicht wissen, woher sie einen Quarter nehmen könnten, um für sich, und vielleicht Frau und Kinder eine Mahlzeit zu kaufen.

Und solche Zustände in einem Lande das als eines der reichsten in der civilisirten Welt betrachtet wird?

Wahrlich, lieber Leser es wäre an der Zeit, einmal darüber nachzudenken, anstatt Kriegsgeschrei zu erheben.

Die Aushebung von Rekruten hat jetzt angefangen. Es sind schon einige Fälle vorgekommen wo es Streit, Sogar Mord deswegen gab. Das kann noch schön werden diesen Sommer, denn viele der Eltern der als Rekruten verlangten Jünglinge wehren sich noch heftiger dagegen als diese selbst.

Der Monat Januar geht zu Ende, und das Wetter war, ausser einigen Tagen recht gelinde.

Unser Enkel, Earl Gareiss, ist mit seinen zwei kleinen Mädchen, das jüngste ist erst sechs Wochen alt, und Frau nach Fort Wayne, Ind. übergesiedelt, u.z. auf Wunsch der Firma, die ihn dort ein höheres Amt verliehen hat.

Mögen sie sich dort wohlfühlen und einbürgern. Doch wie auch wir sie vermissen, wird ihnen wohl dann und wann ein wenig Heimweh nach Chicago anfallen.

Doch jeder Mensch ist der Slave seines Geschicks. Gänzlich ungetrübtes Glück gibt es für keinen auf dieser Erde. Das kann es erst geben wenn er sie verlassen hat. Möge es uns Allen denn dort beschert sein. Das walte Gott.

Seite 50

Februar 1941.

Es geht schon wieder dem Frühjahr zu. Der Winter war bisjetzt recht mild. Und da der „Groundhog“ auch am Lichtmesstag seinen Schatten nicht sehen konnte, wenigstens nicht in Chicago und Umgebung, so wird es jawohl, dem Volksglauben nach, nicht mehr viel schlimmer werden, obwohl immer etwas Schnee fällt. Auch hier, aber wir unsere Tochter aus Michigan schreibt, haben sie dort über zwei Fuss Schnee. Doch wenn es nicht sehr kalt ist, und die liebe Sonne scheint, so ist seines Bleibens nicht lange.

In Washington geht es dieser Tage recht lebhaft zu, wegen Verhandlungen über die Dictator Bill #1776.

Im Congress ist sie, mit einigen Abänderungen so gut wie angenommen. Nun muss sie noch vom Senat durchgerechelt werden, wo sie hoffentlich nicht so gut wegkommt, da, sollte sie endgültig angenommen werden, wir zweifelsohne noch in den Krieg verwickelt werden.

Dieses England, vom Weltkrieg her den U.S. noch Billionen schuldigt, wagt es wieder, dieses, unser Land, nochmals auszusaugen!

Immer mehr Hilfe, alles was wir haben. Sogar zu guterletzt auch noch das Leben unserer Kinder! Meine Ansicht ist, das England, welches immer wieder Kriege anfängt um mehr Macht u. Gold zu erlangen, wenn sie diese nicht allein bewältigen kann, sich in die Lage zu schicken.

Deutschland wusste es, als es im Weltkriege so schmäählich unterliegen, und dann ausgeplündert wurde. Help yourself, Britain! Leave us out of it!

Einerlei wer gewinnt, das Beste wäre wenn diesem Kriege möglichst schnell ein Ende gemacht würde.

Aber so lange wir Kriegsschiffe und Waffen aller Art nach England schicken kann es noch lange dauern, bis es alles gründlich zerstört ist, und kein Geld mehr da ist, da es auch für die US. eine Grenze gibt, bis an den Bankerott.

Hoffentlich kommt es nicht dazu. Wenn auch die Prowar-Politiker und die reichen Juden in Washington alles daran setzen um sich in diesen Krieg zu verwickeln. Auch das Volk beginnt sich

Seite 51

sich zu regen, und mitzusprechen. Denn wenn man in der Zeitung liest das das Kriegs-Departement bereits 4 500 000 Identifications-Karten für Verwundete und Gefallene Soldaten drucken liess und 1 500 000 Särge bestellt wurden, dann ist es die höchst Zeit dem Treiben ein Ende zu machen.

Es ist Ende Februar, und die Schandbill 1776 ist immer noch in der Schebe. Viele mannhaftige Congressmänner und Senatoren disputiren heftig gegen Annahme derselben.

Auch sind etwa 300 brave Mütter aus allen Staten in Washington, die gegen die Kriegs-Vorlage protestiren. Sie wollen ihre Söhne nicht hergeben in fremder Erde zu sterben.

Doch werden diese tapferen Frauen von allen Seiten bedrängt, und können kaum zu Worte kommen, ja ein Senator, der jüdische Glass, brachte einen Vorschlag, diese Mütter als Vertreter der 5<sup>th</sup> Column zu betrachten und auszufinden, wer sie financirt! – Zumal bekannt ist das sie aus eigenen Funds sich einen Bus, oder mehrere gechartert haben, was ihnen etwa \$20<sup>00</sup> a Person kostet. – Mögen die Frauen Erfolg erzielen!

Gestern las ich den Brief unseres Landsmannes Herrn Baumann von seinem Vater aus Deutschland. Demnach kümmern sich die Leute dort nicht so so viel um den Krieg als wir hier in Amerika. Sie haben zu essen, gehen ihren Geschäften nach, und sind ueberzeugt das der Krieg noch in diesem Jahre zu Ende sein wird. Ueber die americanische Aufregung lachen sie nur.

Leider herrscht bei uns hier seit einiger Zeit viel Krankheit. – Influenza, Masern und andere. Ich selber habe einen Anfang davon, doch hoffentlich wird es nicht schlimmer werden. Verschiedene unserer Grossenkel haben die Masern.

Nun, der Februar geht zu Ende. Hoffentlich bringt der März milderes Wetter.

Wir haben in den letzten Wochen verschiedene Briefe erhalten von alten Freunden und Verwandten von denen wir Jahre lang nichts gehört hatten.

Sie wollten wissen wie es uns geht, und wer noch am Leben sei. Ich habe allen geschrieben. Sie frugen nach Verwandte die schon länger dahingeschieden sind.

Nun es scheint das nicht nur wir, sondern auch Andere sich manchmal recht einsam fühlen. Wenn sie an die alten, lieben Gesichter denken, die im Laufe der Jahre von der Bildfläche verschwanden.

Capitel X

Maerz 1941. Er ist da, der Monat Maerz und ist nicht als ein Lamm, sondern als ein Löwe angetreten. Hoffentlich aendert er sein Benehmen, bevor es mit ihm zu Ende geht.

Man wird es allmählich satt, immer zu Hause zu sitzen, wenn man auch, wie wir, meine liebe Frau und ich sehr von Altersschächen geplagt sind. Etwas frische Luft hilft mehr als Medicin.

Die Meldungen in den Zeitungen und über das Radio über die Kriegslage werden einem nachgerade so überdrüssig dass man sie nicht mehr lesen noch hören mag.

Die berühmte Bill #1776 wurde doch, trotz aller Widerstandes vernünftig denkender Menschen vom Congress angenommen, und so müssen wir jetzt abwarten wie sich die Sache auswirken wird.

Wir haben ja jetzt einen „Dictator“.

Wie dich die Zeit vergeht. Am 12<sup>ten</sup> d. M. wäre unser aeltester Sohn, Christoph, schon 64 Jahre alt geworden. Er starb im 9<sup>ten</sup> Lebensjahre.

Seitdem haben wir vieles erlebt, Meine liebe Frau und ich. Gute Zeiten und schlechte Zeiten. Darüber sind wir alt und gebrechlich geworden, und es scheint uns manchmal, als wenn wir gar nicht mehr mitzählten.

Monate lang kommen wir nicht mehr aus unseren vier Wänden. Kommt Besuch, so kann ich mich nicht mit unterhalten, da ich von Tag zu Tag schwerhöriger werde. Da wird dann das Leben sehr eintönig – man ist überflüssig – und man fühlt es. – – –

Doch wenn es des Herrn Wille ist, dass man noch weiter leben soll, so fügen wir uns seinem unerforschten Willen.

Ihn, ihn lass thun und walten, Er ist ein weiser Fürst,

Und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst!

Jetzt wird es wieder Frühling. Alles lebt wieder auf. Die Bäume und Gesträucher treiben Knospen. Die Vögel paaren sich, und die Menschen laufen ohne Ueberzieher herum, ja sogar schon ohne Hüte. –

Würde ich das thun, lieber Leser, so könnte ich mich morgen ins Bett legen. Also für uns ist die Freude des Lebens nicht mehr vorhanden.

Doch trotz Frühlings-Wehen, scheint die ganze Welt dieses Jahr in Aufruhr zu sein. Ueberall Krieg – Vernichtung – Tod und Verderben. Wie und wann das Alles noch enden mag, wunder liebe Gott, wir, die wir es nicht nöthig hätten, werfen uns freiwillig mit hinein. Blinden Führern haben wir das zu verdanken, und zum grossen Theil auch Englands Propaganda. Perfides England!

Seite 53

April 1941.

Der wetterwendische April hat sich eingestellt, und zwar seines Rufes gemäss. – Bald heiteres schönes Wetter, dann Regen und Schneestürme.

Doch der Winter ist jetzt doch hinter uns und wir freuen uns des nun kommenden Frühlings.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse heben sich, und auch die Lohnfrage bessert sich im Allgemeinen, wenn auch noch viele Strikes in grossen Anstalten vorkommen. Die Schuld liegt zumeist an den Anführern der Arbeiter-Union oder an deren zu anspruchsvollen Agenten, die auch hauptsächlich für ihre eigene Tasche sorgen.

Viele junge Männer werden jetzt täglich für den Militärdienst eingezogen, d.h. vorläufig zur Trainirung. Die Abneigung unseres Volkes gegen den Krieg wird immer grösser. In Versammlungen wird viel gesagt was den Behörden, und namentlich unserm Präsidenten zu denken geben sollte.

Am 25<sup>ten</sup> d. M. konnte ich meinen 90<sup>ten</sup> Geburtstag feiern, was denn auch recht gründlich gethan wurde.

Viele Verwandte kamen, gratulirten und brachten schöne Geschenke.

Neunzig Jahre ist ein Alter das der liebe Gott nicht vielen Menschen beschert. Ich danke Ihm darum im Stillen und bat Ihn, mich und meine liebe Frau noch einige Zeit in Gesundheit und Zufriedenheit zu erhalten. Denn an Gottes Segen, ist alles gelegen. Möge Er und unsere Lieben auch fernerhin behüten.

Seite 54

Aug. 1941

Leider ist mir vor einiger Zeit meine rechte Hand von Rheumatismus gelähmt sodass weiteres schreiben wohl vorläufig, doch hoffentlich nicht für immer, wohl unterbleiben muss.

Sept. 1942.

Dieser Monat war wohl der traurigste in meinem Leben. Wir waren über 66 Jahre und 7 Monaten in glücklicher Ehe verbunden, ich und meine liebe Frau Christine, und nun, am 20<sup>ten</sup> Sept. rief sie der Herr über Leben und Tod zu sich in Seiner Herrlichkeit. Sie hat schwer leiden müssen. Seit Weihnachten war sie beständig bettlägerig. Es nahm unserer Tochter Hattie fast die ganze Zeit sie zu bedienen.

Wir sind traurig, aber auch dankbar daß sie von ihren Leiden erlöst wurde. Am 24<sup>ten</sup> Sept. haben wir sie christlich beerdigt. Wir vermissen sie sehr, doch müssen wir sagen: Herr Dein Wille geschehe, und in den neuen Verhältnissen mit Gottes Hilfe fügen.

Oct. 11<sup>th</sup> Der Tod meiner lieben Frau war von uns schon lange erwartet, doch folgte kurz darauf eine ganz unerwartete Nachricht aus Narberth, Pa., mit dem Inhalt daß unser Sohn Wilke, der noch an dem Begräbnis seiner Mutter teilgenommen hatte, und mit seiner Frau einige Tage bei und war, am 11<sup>ten</sup> Oct. gestorben sei. Er wurde hier in Waldheim am folgenden Donnerstag neben seiner ersten Frau Leda beerdigt. Sein Sohn Wilke war von N.C. gekommen, und blieb einige Tage hier. Es fällt mir schwer, mehr darüber zu schreiben. Sanft ruhe seine Asche – Amen!

1942

Dies war ein trauriges Jahr für uns. Hoffentlich werden die noch folgenden 2 Monate nicht noch mehr traurige Vorfälle für uns bringen. Ich schließe hier und dieses Buch und spreche gläubig: Herr Dein Wille geschehe!

Finis!



Transkription und Erstellung des digitalen Textes: Lennart Gütschow, M. A. (2019)

Transkription, wissenschaftliche Aufbereitung und Präsentation wurden gefördert aus dem ReKu-Fond der Ostfriesischen Landschaft.

